P.o. germ. 1780 ch
11

Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Eilfter Band.

Wien, 1845.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

251 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

P.o. germ. 780 ch/11

257 G

Perikles der Olympier.

Ein historisches Gemälde.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

Die griechischen Staaten, ihre geographische Lage und ihre politischen Verhältnisse.

Jeder edlere und gebildetere Mann hat gewiß die schönsten Stunden seiner Jugend in Rom und Griechenland gelebt. Die schon im Jüngling aufkeimende Geistesgröße oder Seelenstärke bestimmen seinen Hang zu einem oder dem andern dieser beiden Völker. Er wählt sich dann ein Volk, dem er mit Geist und Herzen ergeben bleibt, sein ganzes Leben hindurch, das ihn mit Mustern und Vorbildern jeder Art versieht, an denen er seine Ideen ausbildet, seine Ansichten berichtiget, seine Empfindungen veredelt, seine Kräfte mißt und prüft. Wohl dem, der mit vollem Herzen an großen Mustern hängt, sie liebt und sich gegenwärtig hält! In ihm leben noch die Götter der Vorwelt; sein Gemüth blüht ewig in holder Wärme, hoher Weihe und schöner Begeisterung. Heil euch, ihr Heroen der Vorwelt, die ihr noch die Genien der Nachwelt seid! An eurer Flamme reift uns das Köstlichste!

So wie, wenn wir eine mit aller Fülle der Natur übergossene Gegend durchwandeln, wir uns bald einen Ru=

hepunkt, eine Lieblingsstelle erkiesen, in deren Schooße wir uns in den glücklichsten Augenblicken unsers Daseins selig und heimisch fühlen, eben so wählen wir uns auch im unendlichen Gefilde der Menschheit und ihrer Thaten bald ein Lieblingsvolk, ein Lieblingsjahrhundert. Hellas bot sich mir zu dieser heiligen Stätte, und sieh, es fand sich auch bald ein süßberedter Gefährte, Perikles. Er, dessen Charakter Robertson den vollkommensten nennt unter allen, welche uns die Geschichte aufbehalten hat. Der Mensch, sagt der weise und liebenswürdige Büffon, ist gewohnt, die Traube und die Rose zu vervielfältigen. So entglühte auch in mir das Verlangen, in der Reihe biographischer Darstellungen großer Männer Perikles Herme aufzustellen.

Mein erstes Bemühen sei nun, dem Leser den Schauplatz der Thaten dieses großen Mannes vor die Seele zu stellen, um über dessen physische und politische Lage gleichen Überblick zu gewinnen.

Eben so klein an Raum, als groß an Ruhm, bildete Griechenland zwei Halbinseln, welche Korinth's schmale Erdenge miteinander verband, indeß Thessaliens bergumschlossenes Thal, das Land der Phantasie und die Wiege griechischer Mythen in Tempes ewig blühendem Frühling, eben so reich an Früchten der Erde als an tapfern Kriegern und edlen Rossen, einst die Vormauer gegen Persiens Millionen und prangend mit der Trophäe seines unsterblichen Thermopylä, den mächtigen Hintergrund gegen den Norden gestaltete.

Die südlichste Spitze der südlichen Halbinsel nahm das

kriegerische Lakonien ein, als hätt' es sich gleichsam wie ein Anführer vor die übrigen minder mächtigen Staaten des Peloponneses dahingestellt, um auch in seiner physischen Lage jenen ersten Platz zu behaupten, den es durch sein politisches Übergewicht über sie behauptete. Von Helden beschützt, wie von seinen Gebirgsketten, dem rauhen Sinnbild seines eisernen Volkes, strebte es durch einen an Unmenschlichkeit gränzenden, starrsinnigen und oft gefühllos selbstsüchtigen Patriotismus eine höchst beschränkte Selbstständigkeit zu erhalten. Äußerst frugal, einfach und mäßig in allen Bedürfnissen, aber fremd aller Kultur des Geistes, aller feineren Lebensweisheit, konnte in diesem waffenschimmernden Lande niemals die zarte Blüte schönerer Gefühle gedeihen. Unbeugsam wie sein Schwert, das es unaufhörlich schwang, abgehärtet zu allen Mühen, Leiden und Kämpfen, gewohnt an Dürftigkeit und höchste Beschränktheit, und von keiner Grazie belächelt, blieb es immerzu das Gegenbild und der scheelsüchtige Feind des humanen Attika, dessen politischen Vorrang es wechselseitig erkannte und zu Boden drückte, indeß es seine geistigen Vorzüge niemals weder erreichen konnte noch wollte. Zu seiner Seite am jonischen Meere lag, wie eine ehrwürdige Ruine, das einst so blühende Messenien, die ebenste und fruchtbarste, aber auch die unglücklichste und gedrückteste von allen Provinzen des Peloponneses, einst bewohnt von einem edlen und muthigen Volke, das vergebens den Riesenkampf um seine Selbstständigkeit kämpfte und endlich ein Opfer ward des übermächtigen Sparta, welches aus dem zerstörten Lande nun seine Sklaven zog.

Hinter beiden, im Mittelpunkte des Erdstriches, erhob sich Arkadien's Gebirgsmasse, der Wohnsitz eines Hirtenvolks, des einzigen, welches sich im Peloponnes rein und unvermischt erhielt, und voll Sitteneinfalt sein einförmiges Leben durch Gesang und Saitenspiel erheiterte. An seine rechte Seite schmiegte sich die fruchtbare Landschaft Argolis, dessen südlicherer Theil sich seiner Unabhängigkeit erfreute, indeß der nördliche unter die Herrschaft seiner mächtigen Stadt Argos gefallen war, einst der Funke, welcher Griechenland gegen Ilions Mauern zum Rachekrieg für beleidigte Schönheit entflammte. Weiterhin an die nördliche Küste zog sich Syzion, gährend durch ein unruhiges Volk, aber reich geschmückt durch seine Künstler und Statuen. Von hier wandelte der Grieche durch Achaja's wechselvollen Staatenbund nach Elis, dem heiligen Lande der olympischen Spiele, dessen geweihten Bezirk nie Mavors brausende Frevelwuth zerstörte. Nun erhob sich, beschützt durch eine fast unüberwindliche Felsenburg, wie eine Brücke zwischen dem nördlichen und dem südlichen Griechenland, Korinth, durch seine höchst glückliche Lage zwischen zwei Meeren, und durch seine trefflichen Häfen, eben so der Vereinigungspunkt beider Halbinseln, als der Handelsplatz nach Italien und Asien. Schimmernd durch Reichthum und Luxus, und durch alle plastischen Künste, vorzüglich durch seine herrlichen Paläste und Säulengänge, aber weniger ergeben den geistigeren Reizen der Philosophie, der Dichtkunst und Beredsamkeit, suchte es, ein glückliches Handelsvolk, selbst ohne Krieger durch fremde Schwerter zu siegen, durch

Prunk zu imponiren, durch Gold heimlich zu wirken, und blieb Athens Feind, weil es dessen Rivalität zur See fürchten mußte.

Nun zeigte sich uns auf Achaja, der nördlichen Halbinsel, zunächst Epirus, das ein Volk mit den Griechen gleichen Ursprungs bewohnte, das in stetem Staatenbunde lebende Akarnanien und Aetolien, auf drei Seiten von Bergen umringt, auf der vierten gegen Mittag offen, zum Ausflug auf das jonische Meer, ein ruhmloses Volk von Räubern zu Land und zur See, das erst, als Griechenland sich seinem Falle näherte, sich zu einem Staatenbunde vereinigte.

Von hier kam man durch die beiden Lokris, reich an Produkten der Erde, aber arm an großen Männern und schönen Thaten, in das schmachvolle Doris, welches einst treulos zu den Persern übertrat, und nach Phozis mit Delphi's herrschendem Orakel. Blühend war einst dieses Ländchen, und reichlich beschenkt mit den Weihgeschenken frommer Pilger, bis die Frevler, bezwungen von Habsucht, die Wallfahrer plünderten, der Bund der Amphiktyonen die Verbrecher züchtigte, ihre Hauptstadt zerstören ließ, und ihr Gebiet für ein Eigenthum des von ihnen entheiligten Orakels erklärte. Nun folgte Böozien, stets wechselnd mit demokratischer und oligarchischer Staatsform und schwankend mit immer getheiltem Interesse zwischen Athen und Sparta, ein kleiner Staatenbund, Theben an seiner Spitze. Nur kurze Zeit spielte es, Griechenlands Staaten anführend, eine bedeutende Rolle. Nicht werth, Epa-

minondas und Pindars Vaterland zu sein, ehrte es weder Geist noch Tugend genug, sondern ward sogar, nach augenblicklichem Interesse handelnd, Griechenlands allgemeinem Wohle treulos, und blieb ewig gebrandmarkt mit dem Schandfleck, im Kriege mit Persien Verräther gewesen zu sein am gemeinsamen großen Vaterlande. Vor ihm an der Spitze der Halbinsel prangte Athen, im festen Lande mit Sparta Macht und Vorrang wechselweise theilend, zur See aber, und durch seine Fülle von Helden, Staatsmännern, Dichtern, Rednern und Künstlern jeder Art, unter allen Staaten Griechenlands der erste, das schönste Vaterland der Humanität, der hellenische Olymp.

Wie eine Sonne, umkreis't von ihren Planeten, ward Griechenland, umgeben von seinen Inseln, viele darunter blühende See- und Handelsmächte, theils frei, theils abhängig, immerzu aber höchst wichtig und gefährlich den Staaten des Kontinents, welche bald um ihre Freundschaft buhlten, bald sie gewaltsam unterjochten. Dies war der große Schauplatz von Perikles großen Thaten.

II.

Vorbilder des Perikles. Charakter und Maximen des Themistokles.

Verloschen waren die Flammen des letzten persischen Krieges. Xerxes Flotte hatte mit ihren Trümmern und Leichen die gegeißelten Meere bedeckt und seiner ungezählten

Landmacht kärgliche Reste waren jubellos nach ihrem Susa zurückgezogen. Heiliger Friede und ruhmvoller Sieg schwebten glorreich über Griechenlands glücklichen Fluren und neu verjüngt hob Athen aus seinem Staube sich wieder empor.

Die Cekropische Stadt war nun die Perle Griechenlands, und Themistokles, der Held seines Zeitalters, vertraut mit jeder Verfeinerung des asiatischen Luxus, und ausgerüstet mit einer beinahe königlichen Macht, hatte die Oberaufsicht über die neue Verherrlichung Athens; seine Prachtliebe gab dieser architektonischen Schöpfung den höchsten Glanz, indem seine Klugheit sie zugleich durch Hafen und Wälle befestigte und sicherte.

Die pragmatische Biographie muß nun vor allem Perikles große Vorbilder aufstellen, und ihre Charaktere und Maximen mit wenigen treffenden Zügen auf dem dunkeln Hintergrund der Zeit aufschimmern lassen, um durch die Vergleichung mit ihnen zu zeigen, was Perikles werden konnte, was er ward, und wie er es wurde.

In jenen politischen Maximen der athenienſischen Demagogen zeigt sich uns, ungeachtet ihrer Vortrefflichkeit, die größte Verschiedenheit.

Themistokles gründete seine Sicherheit und seine Macht einzig auf seinen Ruhm und auf den Glanz seiner Thaten. Sein grenzenloser Ehrgeiz trieb ihn an, der Verherrlicher, aber auch der Beherrscher Athens zu werden. Er suchte durch Athens Ruhm seinen eigenen, und wollte Athen vor allen hellenischen Mitwerbern den Vorrang verschaffen, um der Erste im ersten Staate zu sein. Seinem Späherblicke

zeigte sich zuerst, daß Athen seinen Ruhm und seine Streitmacht einzig auf seine Seemacht gründen müsse. Die herrliche Realisirung dieser Idee bewirkte, daß Athen durch ihn und er durch Athen in das Triebwerk aller bekannten Staaten mächtige Eingriffe that.

Allein diese Macht diente ihm vor Allem als Vormauer gegen Lacedämon, welche die stolz aufblühende Attika mit feindlichen Blicken belauerte. Diesen, auf seine Landmacht pochenden Staat, sah Themistokles nicht nur für den Feind seines Vaterlandes, sondern auch für seinen persönlichen Feind an, und all sein Streben blieb stets gegen ihn gerichtet. Was immer daher in Sparta an Verfassung und Sitte bestand, davon begünstigte und beförderte Themistokles in Athen gerade das Gegentheil.

In beiden Maximen blieb Perikles sein ganzes Leben hindurch dessen getreuer Nachfolger; nur bedachte er, ferne von Themistokles Eigennutz, in keinem von beiden Fällen seinen Privatvortheil, wie Themistokles that. Daher erfuhr auch der Hochmüthige, weniger glücklich als Perikles, alle Härte des Schicksals, und mit dem Fluche der Verbannung beladen, schloß sein Auge sich auf fremden Boden.

Allein der Geist dieses großen Mannes wirkte noch lange nach seinem Tode, beseelte noch lange nach seinem Tode Staatsmänner und Bürger. Viele Erschütterungen erduldete Athen und vielfach schwankte die Form dieses Staats; aber Themistokles politische Maximen hielten alle Stürme aus,

und seine Ideen wurden vielen Machthabern des attischen Volkes untrügliche Fixsterne.

Redner und Geschichtschreiber seiner Heimat und des Auslandes vereinigen sich in seinem Lobe. Lisias nennt ihn einen Feldherrn, herrlich an Wort, That und Einsicht. Cicero preis't ihn als den ohne Widerrede Ersten Griechenlands, und Thuzyd schilderte mit Flammenzügen die Gewalt seines Geistes, die Größe seiner durch keine Wissenschaft erhöhten Naturgaben und die ungemeine Kraft seines Alles durchdringenden schnellen Scharfblickes.

III.

Aristides, dessen Charakter, Staatsmaximen und Thaten. Cimon.

Schon ruhte Themistokles Asche, als Athen noch unter Aristides gedieh. Dieser Mann hatte sich alle Liebe des Volkes und alle seine Macht durch Armuth und Gerechtigkeit erworben. Allein, zu unbeugsam strenge in seinen Urtheilen und in seinem Betragen, sahen die Athenienser den Mann, den sie eben so fürchten als verehren mußten, nicht ungerne dem Ostrazism erliegen. Sein Benehmen nunmehr den Zeitumständen und den Zeitgenossen anpassend, suchte er nach seiner Zurückberufung sich dem Volke durch Nachgiebigkeit angenehmer, ja selbst beliebter als Themistokles zu machen. Er starb, so wie er gelebt hatte, arm und dürftig. Der dankbare Staat ließ ihn auf öffentliche Kosten zur Erde bestatten und ward Vater an seinen Kindern.

Zu dieser Zeit herrschten in Athen zwei Parteien, eine davon die mächtige Familie der Alkmäoniden, deren Haupt Alkmäon war, welcher durch seine Intriguen den Themistokles gestürzt hatte.

Diese Partei suchte nun vor Allem den jungen Cimon in ihr Interesse zu ziehen.

Entsprossen aus dem edelsten Geschlechte, im Besitze mächtiger Reichthümer und glänzender Talente, war dieser bedeutende Jüngling ganz dazu geschaffen, sich dem Themistokles entgegen zu stellen. Aber noch schien Cimon nicht geneigt, eine so gefahrvolle Rolle zu übernehmen, und es gelang den Alkmäoniden nur durch eben so feine als anhaltende Schmeicheleien, ihn zu diesem Schritte zu vermögen. Allein mehr noch als dies bestimmte den Jüngling die Aufmerksamkeit des Aristides, welcher den aufblühenden Genius bald sehr lieb gewann, da er, alle Zierlichkeit des Betragens verachtend und abhold dem Luxus der Athenienser, gut aber rauh, offenherzig und bieder, einfach und von unbeugsamer Rechtschaffenheit, mehr einem Spartaner als einem Athenienser glich.

Durch ihn hoffte der weise Aristides, Themistokles Alles überwältigendem Ehrgeize Einhalt zu thun, welches nun um so leichter geworden war, da auch die demokratische Partei, aufgebracht durch die Klagen der Bundesgenossen und durch die Intriguen der Spartaner, wovon ihn die ersten der Erpressung, die andern der Verrätherei beschuldiget hatten, ihren ehemaligen Liebling bereits zu hassen begann.

Der verbannte, ehemals als ein Halbgott verehrte Themistokles, hatte nun Griechenland kaum verlassen, als sich für Cimon und Aristides sogleich ein weiter Spielraum zu großen Thaten eröffnete; denn es waren so manche griechische Städte in Asien und Europa vom persischen Joche zu befreien. Eine verbündete Flotte segelte in dieser Absicht aus. Cimon und Aristides befehligten das athieniensische Geschwader, und das edle Unternehmen war, kaum begonnen, schon vollendet.

Nun trat Cimon in seinem Glanze hervor. Reichlich begabt von der Natur und vom Glücke, geliebt vom Volke und von den Bundesgenossen, übernahm er den Oberbefehl über das verbündete Heer der Griechen zu Wasser und zu Lande. Das Glück krönte seine Waffen. Er befreite die griechischen Pflanzstädte vom persischen Joche, schlug die barbarischen Besatzungen in Thrazien und am Hellespont, verfolgte sie nach Asien, nahm seinen siegreichen Lauf durch Karien, Lyzien und Pamphilien, und schlug endlich an einem Tage an der pamphilischen Küste zu Land und zur See zwei persische Heere, so daß Persiens, schon durch innere Zwiste gebrochene Macht, durch ihn auf den Küsten von Europa zerstört, von nun an alle Offensiv-Operationen aufgeben, und sich zu heimlichen Feindseligkeiten herablassen mußte.

So umstrahlt von Ruhm und von Schätzen, kehrte Cimon nach Athen zurück. Und nun strebte er seine Maxime zu realisiren, durch prachtvolle, fast unbegrenzte Freigebigkeit gegen das Volk seinen Ruhm, seine Macht und sich selbst auf der höchsten Stufe zu erhalten.

Ein Theil, der im Kriege erbeuteten Schätze hatte die Staatskasse bereichert, ein anderer die tapfersten Krieger belohnt, und der dritte war Cimons Eigenthum geblieben, welchen er jetzt dazu verwendete, den schon erworbenen Ruf seiner Liberalität aufs höchste zu steigern. Auch er hatte Asiens Macht gesehen, auch ihn hatte der volle Glanz des Orients umstrahlt am Throne des persischen Monarchen. Diesem ähnlich sollte nun seine Freigebigkeit schimmern. Seine Gärten standen Jedem offen, der Genuß ihrer Früchte stand Jedem frei. Er ließ von seinen Äckern die Zäune wegreißen, damit jeder Dürftige nach Belieben nehmen konnte. Am Abende duftete der ärmeren Klasse der Bürger täglich eine wohlbesetzte Tafel entgegen. Er führte Säulengänge auf, pflanzte Haine und Alleen, und wenn er durch die Straßen ging, begleiteten ihn Sklaven mit Kleidern, womit sie auf seinen Wink Jeden, der ihm in schlechtem Gewande entgegen kam, beschenkten. Sie trugen immer Geldsäcke bei sich, und wenn sie einen Dürftigen von höherem Stande erblickten, näherten sie sich unvermerkt, und drückten ihm heimlich Geld in die Hände, denn so streng und beinahe rauh Cimon's Lebensart in seiner frühern Jugend war, wo er dadurch auffallen und imponiren wollte, eben so gewählt, fein und geschmackvoll waren seine Lebensgenüße und sein Betragen jetzt, da sie ihm eine Lockspeise der Volksgunst werden sollten.

Allein ungeachtet aller Spenden, aller Volksschmeicheleien vermochte er dennoch nicht, sich bis ans Ende seines Lebens auf der erstiegenen Höhe zu erhalten. Auch seine

Stunde schlug, und er erfuhr durch Perikles, was Themistokles einst durch ihn erfahren hatte — seinen Sturz.

So war die Zeit gestaltet, welche Neues und Großes, aber auch Böses gebähren sollte.

IV.

Zustand Athen's und der Athener zur Zeit, da Perikles aufblühte.

So zeigte sich Perikles Epoche in ihrem blühenden Beginne.

Auf den rastlos bewegten Wogen drängender Thaten schwankte Hellas in steter Erschütterung durch seine zwei herrschenden Staaten, Lacedämon und Athen.

Auffallend wird dem Beobachter sogleich beim ersten Anblicke dieser beiden Staaten ihre Ähnlichkeit in Rivalität, Charakteren und Sitten mit ihren zwei Choriphäen, Themistokles und Aristides, von welchen der Erste das treffendste Sinnbild Athen's, Letzterer das in den Punkt eines Menschenlebens zusammengedrängte Sparta genannt werden kann. Beide, unversöhnliche Feinde, strebten wechselweise, sich zu stürzen; kam es aber auf ihr gemeinschaftliches Interesse, Erhaltung des Vaterlandes an, so schwand ihr bitterer Groll dahin, wie Irrthum vor der eindringenden Wahrheit. Sie standen dann, umschlangen sich fest, und opferten sich wechselseitig einander auf. So auch Athen und Sparta gegen Persiens Millionen. Lacedämon verlor nach dem medischen

Kriege den Oberbefehl über das Heer der Griechen, gerade zur Zeit, wo Griechenland unter der Anführung seiner Generäle die glänzendsten Siege erfochten hatte. So wurde über Aristides der Bann des Ostrazismus gesprochen, gerade da seine Gerechtigkeitsliebe Athen's Bürger mit Glück und Ansehen bekleidet hatte. Die Spartaner färbten ihre Schwerter mit Feindesblut, sich den Frieden zu erwerben; die Athenienser, ihrem unersättlichen Ehrgeize Spielraum zu erkämpfen, und ihrem ruhelosen Geiste Nahrung zu verschaffen. Sorge für das Wohl seiner Mitbürger lenkte so jede That, jede Aufopferung des Aristides, Herrschsucht und Ruhmbegierde die kühnen Unternehmungen des Themistokles Aber so ward auch Athen in einen Aschenhaufen verwandelt, als Sparta noch kräftig stand; so starb Themistokles im Lande der Barbaren, als Aristides noch der Gegenstand allgemeiner Verehrung war.

Athen hatte nun die schönste Periode seines Daseins erlebt, und würde auch immer der erste unter den griechischen Freistaaten geblieben sein, hätte es in seiner glücklichen Lage der Edelmuth nicht vom Übermuthe besiegen lassen. In diesem Vaterlande der Humanität athmete selbst das Leblose Leben, alles Leben aber sprühte von leidenschaftlichem Drange und erstieg, bei seiner Würde, oft die Stufe schöner Menschheit.

Voll Entzücken ruft daher der römische Geschichtschreiber Vellejus Paterculus aus, daß ganz Griechenland nur mit Körpern bevölkert, der Geist der Nation aber in Athens Mauern eingeschlossen zu sein scheine. Aber fürwahr, mich

däucht, man könne mit noch mehr Recht behaupten, daß in Griechenland der Geist der Menschheit gewaltet habe, alle übrigen Staaten aber nur mit Körpern bevölkert waren.

So wandelte Hellas glücklicher, geistvoller, gemüthlicher Bewohner auf Fluren eines Vaterlandes, das ihm sein Alles, seine Triebfeder zu jedem Großen, Schönen und Edlen, und zugleich der höchste Lohn für jede Aufopferung war; wandelte auf beseelten Fluren eines Vaterlandes, welches vor seinem Tode als Strafe verlassen zu müssen, ihm mehr als der Tod war. Jeder Blick, den er auf sich und um sich warf, forderte ihn zu einer neuen Edelthat auf. Hier stellten sich Harmodius und Aristogitons Hermen dar, die in dem Pantheon ewig lebten; dort rief ihm Miltiades Denkmal, auf Persiens Tiaren thronend, unaufhörliche Lehren der Vaterlandsliebe zu. Hier schwebten ihm Salamis und Cythere auf verherrlichten Meeren wie die Triumphbögen attischer Kriegsmacht entgegen; dort erhoben sich Platäa, Marathon und ganz Ägypten, das Land der Weisheit und des Geheimnisses, unter der cekropischen Ägyde Artaxerxes Allmacht trotzend. Aber vor Allem und überall begegneten dem entzückten Auge des attischen Patrioten die zwei großen Retter und Penaten des solonischen Volkes: Aristides und Themistokles, wie zwei unwandelbare Sterne, nach welchen der Schiffer in jeder Gefahr den untrüglichen Lauf hinsteuert; denn noch war Perikles nicht für den Staat.

Seiner Epoche war die Vollendung des Herrlichen vorbehalten. Durch ihn gedieh Athen schnell zu einem mächti-

gen Reiche, beherrschte die asiatische Küste von Cypros bis zum thrazischen Bosphorus, und gebot über vierzig Inseln. Meere trugen gehorsam seine Flaggen, und blühende Pflanzstädte, welche der Schrecken seiner Flotten allein schon zu beschützen zureichte, lächelten ihm treuergeben von Thraziens und Mazedoniens Küsten entgegen.

Glücklich und groß wäre Athen geblieben, hätte es sich zu mäßigen gewußt; allein der unlöschbare Durst der Ruhmbegierde und der Habsucht riß es endlich zur Sittenverderbniß, Ungerechtigkeit und Unterdrückung — nicht nur gegen Fremdlinge und Barbaren, sondern selbst gegen seine Bundesgenossen.

Attika war nun der Centralpunkt Griechenlands, von welchem aus die Strahlen der Wohlthätigkeit oder die Flammen des Verderbens, unaufhörlich wechselnd, hervorsprühten, welche überdieß noch von kühnen Feldherren, voll eines unbändigen Ehrgeizes, immerfort unterhalten und angefacht wurden. So geschah es, daß Athen nicht erröthete, unvertheidigte Städte zu überfallen, Länder zu plündern, und Bundesgenossen zum Bruche zu nöthigen, um zu ihrer Unterdrückung Gelegenheit zu bekommen, ihre Festen niederzureißen, und ihrer Goldgruben sich bemächtigen zu können. So geschah es, daß der schamlos stolze Athenienser kein Bedenken trug, das Nützliche dem Gerechten vorzuziehen, und die Stärke sein Völkerrecht zu nennen. Athen hatte nun aber den Punkt erreicht, auf dem ein Staat, von seinem eigenen Übergewichte schwindelnd, in Trümmer zer-

fallen, oder sich an den außerordentlichen Geistesgaben eines Mannes festhalten muß.

Und dieser Mann war Perikles. Ohne seine Leitung würde sich Athen in kurzer Zeit selbst aufgerieben haben. Selbstbeherrschung und kaltprüfender Scharfblick, Strenge gegen sich selbst und nachsichtsvolle Güte gegen Andere, Selbstverläugnung und rastlose, leise wirkende Thätigkeit, Klugheit, vermöge welcher er nicht nur immer jedes den Umständen angemessene Talent, sondern auch alle dazu erforderlichen Tugenden, wie so viele Meisterwerke der Kunst aufstellte, Kenntniß seines Volkes und der Natur mit der daraus entspringenden Allmacht seiner Beredsamkeit und Überredungskraft, welche ihm von seinen Zeitgenossen den Beinamen des Olympiers erwarben, sein Enthusiasmus für das Schöne und seine humane Weisheit, alle großen Eigenschaften eines Feldherrn bis zur persönlichen Tapferkeit herab, vereinigt und liebenswürdig überdämmert von dem Schleier der Bescheidenheit — sie waren es, welche ihn zu diesem Einen Manne machten, die ihn über das feinste und geistvollste Volk der Erde emporhoben, daß der Wankelmuth selbst auf seinen Ruf felsenfest stand, und die ungestümste aller Leidenschaften, der Ehrgeiz eines ganzen Volkes, sich von ihm mit gefügigem Sinne durch weislich gelegte Labyrinthe oft erzielter Verzögerung lenken ließ.

Er zeigte sich beim Beginne seines Handelns wie die verfinsterte Sonne, welche mit dem verdunkelnden Körper ringt, und nur einige Randstrahlen zeigen kann, bis sie endlich siegt und glanzvoll und allein in der Mitte des heitersten

Himmels strahlt. Wir werden ihn also nach den wenigen Scenen seiner Jünglingsjahre sogleich mit den mächtigsten Männern und Parteien seiner Zeit im Kampfe und bald als Sieger sehen im siegreichen Staate.

V.

Perikles Abstammung, körperliche Gestalt, Erziehung und Lehrer.

Schon von der Natur mit den glücklichsten Anlagen begabt, und durch die Geburt zum Glänzen bestimmt, war Perikles einem der edelsten Geschlechter entsprossen. Xantipp, sein Vater, hatte bei Mykale einen herrlichen Sieg erfochten über die weit überlegenere Macht der Perser und sich unter den Heldenbüsten der Cecropia einen Platz erworben. Perikles Mutter, Agariste, aber war eine Enkelin jenes Klisthennes, welchen die Athenienser hoch verehrten, weil er die verhaßte Familie der Pisistratiden vertrieben hatte.

Perikles war von edler Gestalt, aber sein Kopf etwas zu lang. Freunde und Schmeichler ermangelten nicht, diesen Naturfehler sogleich zu seinem Vortheile auszulegen; denn da seine Mutter wenige Tage vor seiner Geburt geträumt hatte, sie würde einen Löwen gebären, so behaupteten sie, das Räthsel sei durch Perikles Erscheinung gelös't. Perikles Feinde aber, besonders die komischen Dichter, welche jede Gelegenheit zu Ausfällen gegen ihn ergriffen, machten diesen Kopf späterhin zur Zielscheibe ihres Witzes. Man nann-

te ihn mit beispielloser Unverschämtheit den Meerzwiebelkopf, und den Köpfesammler. Man sagte: Perikles säße manchmal, zerstreut von den vielen Geschäften, mit schwerem Kopfe, manchmal aber errege er aus diesem Kopfe, worin eilf Personen Raum fänden, mächtigen Tumult. Perikles Betragen war schon in den Jünglingsjahren gelassen und würdevoll, und er blieb sich hierin, wie in allem Übrigen, sein ganzes Leben hindurch getreu. Wenn er auf der Rednerbühne sprach, stand er daher immer ruhig fest ohne Bewegung, die Hände in dem Mantel verhüllt. Aber er wirkte in dieser Stellung durch den Wohlklang seiner Stimme, durch Ernst und Anstand, durch die Kraft seines Vortrags und seiner hinreißenden Beredsamkeit mehr, als andere Redner durch das regste Mienen- und Geberdenspiel und durch die wechselreichste Lebhaftigkeit der Stellungen wirkten.

Perikles genoß frühe den Unterricht der weisesten und edelsten Männer. Damon, von welchem Plutarch sagt, er habe unter der Maske eines Tonkünstlers tiefe Weisheit verborgen, lehrte ihn Musik und Moral. Sein Lehrer in der Physik und Dialektik war Zeno von Elea. Den größten Einfluß auf die Bildung des Jünglings hatte Anaxagoras von Klazomene, dem man wegen der Vortrefflichkeit seiner Geistesgaben den Beinamen der Verstand, gegeben hatte. Das Feld der Naturlehre lag in jener Zeit, trotz der Bemühung einiger Philosophen, noch ziemlich wüst und öde. Man hielt die einfachsten Natur-Phänomene für außerordentliche Wunder, und unbedeutende Lufterscheinungen erfüllten Völker und Länder

mit Entsetzen. Wer von einem natürlichen Ereignisse die natürliche Ursache anzugeben wußte, wurde vom Pöbel entweder als ein überirdisches Wesen zu den Sternen erhoben, oder als ein Feind und Verräther der Götter verfolgt und mißhandelt.

So erhielt Perikles auf seinem Landgute einst einen Widder, dessen Kopf ein einziges Horn hatte. Man rief den Wahrsager, welcher denn pflichtschuldigst diese Erscheinung sogleich für ein Wunder erklärte, das die Bedeutung habe, daß von den damals in Athen herrschenden zwei Parteien des Perikles und Thuzidides, jene die Oberhand erhalten werde, zu deren Haupte der Kopf des Widders gebracht würde. Allein Anaxagoras, Perikles und Euripides Lehrer und Themistokles Freund bis an dessen Tod, erklärte die Sache bald ganz anders. Er ließ den Scheitel zerschlagen, und zeigte aus der Lage des Gehirns, daß der Widder nothwendig nur ein Horn haben konnte, indem das Gehirn die Hirnschale nicht ganz ausfüllte, sondern sich in der ganzen Schale eiförmig an den Ort hingesenkt habe, wo die Wurzel des Horns entstanden war.

Anaxagoras Verdienste erstreckten sich aber nicht nur auf die Erweiterung der Kenntnisse und den Reichthum der Ideen seines Zöglings; Perikles verdankte ihm auch die vollkommenste sittliche Ausbildung, da er durch diesen erhabenen Weisen seinen hohen Sinn, seine edle Würde und die Kunst, sich das Volk eigen zu machen, erhielt.

VI.

System und Charakter des Anaxagoras.

Das moralisch-physikalische System des Anaxagoras war für jene Zeit so wichtig, und von so großem Einflusse auf die Bildung seines Zöglings, daß es eine besondere und etwas ausführlichere Erwähnung verdient.

Seine ganze Philosophie zerfiel in zwei Theile; in die Naturlehre und die Seelenlehre. Obschon die Physik jener Zeit noch sehr unvollkommen war, und selbst Anaxagoras manche offenbare Irrthümer behauptete, so bleibt ihm dennoch die Ehre, daß er in diesen Wissenschaften vor allen seinen philosophirenden Vorgängern und Zeitgenossen mächtige Fortschritte machte, und tiefer als irgend Einer von ihnen in die Geheimnisse der Natur und des Menschen eindrang.

Seine Schöpfungsgeschichte war beinahe das poetische Chaos, wie Ovid in seinen Verwandlungen es schildert.

Alles was ist, sagte Anaxagoras, war von Ewigkeit her, allein nicht immer so wie nun. Eine unendliche Menge kleiner Elementartheilchen lag in chaotischen Massen, form- und bewegungslos durch einander. Atome besaßen zwar schon damals alle Kräfte und Eigenschaften, welche wir noch jetzt an den Gegenständen der Körperwelt wahrnehmen, aber sie waren an ihnen wegen ihrer unendlichen Kleinheit nicht bemerkbar.

In diesem Chaos, fuhr er fort, gab es zwar für jede der nun existirenden Körperarten eigene Elemente, unzer-

störbare ihnen gleichartige Theile; allein es sind dessen ungeachtet in allen Nahrungsmitteln der Menschen und der Thiere Bestandtheile enthalten, welche den verschiedenen Theilen ihrer Körper, die dadurch ersetzt werden, ähnlich sind, und nur wegen ihrer außerordentlichen Kleinheit nicht wahrgenommen werden können. Es ist also Alles in Allem. Alles wird aus Allem abgesondert, und selbst in dem kleinsten Theile zusammengesetzter Materie sind die verschiedenartigsten Elemente eingeschlossen.

Aus jener Gleichartigkeit der Elemente nun mit den aus ihnen zusammengesetzten Körpern folgt, daß Geburt und Tod nichts anderes sind, als Zusammenfügung oder Auflösung der Körper in ihre Elemente. Dieser Masse nun näherte sich einst ein von ihr ganz heterogenes, höchst einfaches und allumfassendes Vernunftwesen, das zwar auch Substanz war, aber dennoch alle anderen Naturen an Feinheit und Reinheit eben so sehr übertraf, als an Macht und Weisheit — die Gottheit. Da sie Alles vermochte, Alles umfaßte und durchdrang, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durchschaute, so belebte, zertheilte und ordnete sie jenes todte Chaos. Schönheit und Harmonie in Gestalt und Bewegung traten auf ihren Wink hervor. Das Ungleichartige trennte sich, und die verwandten Elemente verschmolzen. Die leichten Feuertheile flogen in die höheren Räume des Himmels empor, wo sie Sonne, Mond und Sterne bildeten und den allumwehenden Äther. Die schweren und kalten Theile aber senkten sich zur Tiefe nieder, und formten Wasser und Erde, die thierischen und menschlichen Körper,

Steine und Gewächse. Diesem Philosophen war Gott nur der Ordner, nicht aber der Schöpfer der Dinge, die Welt dankte dem höchsten Wesen nur die Form, nicht ihre Existenz.

Die Erde war Anfangs bloßer Sumpf; allein ihre Oberfläche, welche wir bewohnen, wurde durch häufigen Regen endlich zusammengedrückt und dicht. Sie hat eine platte Gestalt, welche der Grund ihrer Unbeweglichkeit ist, indem die Luft, welche sie trägt und schwebend erhält, dadurch so eingeschlossen wird, daß sie keinen Ausgang finden kann, um sich der auf sie drückenden Last zu entziehen. Das Erdbeben entsteht durch das Herabsenken der oberen Luft in die Höhlen der unteren lockeren Seiten der Erde, wodurch diese erschüttert wird.

Die Luft ist, ungeachtet ihrer Feinheit und Unsichtbarkeit ein wirklicher Körper, welcher andern Körpern Widerstand thun kann. Der Wind ist eine Bewegung der Luft, und entsteht durch die Sonnenstrahlen, welche die Luft verdünnen und bewegen. Der Blitz ist eine plötzliche von oben herabstürzende Äthermasse, welche durch den nachfolgenden Donner wieder ausgelöscht wird.

Die Astronomie des Anaxagoras enthält, so wie seine übrige Physik, viel Wahres mit Irrthümern vermischt.

Das Weltall, sagt er, enthält den Grund seiner Existenz in sich, und gründet sich auf sich selbst; Feuer und Äther sind eine und die nämliche Substanz. Feuertheile erfüllen die himmlischen Räume, wo Sonne, Mond und Sterne als glühende Steinmassen einherschweben. Der Mond erhält sein Licht von der Sonne, und ist ein unserer Erde ähnli-

cher Planet, dessen Auf- und Abnehmen sich, so wie seine Verfinsterungen, aus seiner Stellung natürlich erklären läßt.

Die Sonne ist vielmal größer als der Peloponnes. Die Kometen entstehen durch Vereinigung mehrerer Planeten. Die Milchstraße ist das eigene Licht solcher Sterne, zwischen welchen und der Sonne die Erde steht, die also von der Sonne nicht bestrahlt werden.

Die Erde ist die Mutter, die Sonne der Vater aller Pflanzen und Gewächse. Die Pflanzen sind Thiere, sie leben, athmen, denken, haben Gefühl für Schmerz und Lust, auch Begehrungs- und Verabscheuungsvermögen gleich den Menschen. Die Sinne des Menschen sind schwach und trüglich, daher alle Ideen und Empfindungen, die wir durch sie erhalten, nothwendig unzuverlässig und mangelhaft bleiben und ihren Zeugnissen über die Gegenstände der Außenwelt wenig oder gar kein Glauben beizumessen ist.

Nur dem Verstande kömmt also das giltige Urtheil über Wahrheit und Irrthum zu; denn die Dinge sind so, wie sie ihm erscheinen.

Die Thiere haben Gefühl, Denkkraft, Begehrungs- und Verabscheuungsvermögen mit dem Menschen gemein; sein Vorzug vor ihnen besteht in der Unsterblichkeit seiner Seele und in dem Gebrauche seiner Hände, wodurch er so viele vortreffliche Werke zu Stande bringt.

Dies ist, wenn ich es nennen darf, Anaxagoras in Kürze zusammengedrängtes System. Wenn auch dieser Weise manche offenbare Irrthümer und Widersprüche behauptete, so bleibt er dennoch einer der größten und vereh-

rungswürdigsten der Vor- und Mitwelt. Voll Erhabenheit der Seele und mit dem redlichsten Gemüthe, ging er mit seinem Denken und Schließen durchaus wahrhaft, ungeschmückt und nach Überzeugung zu Werke. Er war kühn und edel genug, die Vorurtheile des Pöbels zu verachten. Beseelt von einem brennenden Eifer zur Erforschung der Wahrheit, opferte er seinem glühenden Durste nach Kenntniß und Wissenschaft alle Vortheile seiner edlen Geburt, beträchtliches Vermögen und alles Streben nach Rang und Würden auf.

Dahingerissen vom mächtigsten Hange zu philosophischen Beobachtungen, verließ er sein Haus, gab seine Felder der Verödung preis und vertauschte seine Vaterstadt Klazomene mit Athen, nicht um zu glänzen, wie so viele andere Philosophen jener Zeit, nicht um seine Weisheit zu Markte zu tragen, sondern um die belehrende Gesellschaft der in diesem Lieblingssitze Minervens versammelten größten und weisesten Männer zu genießen, um zu bilden und gebildet zu werden.

Erfüllt von heiligem Ernste, lebte er in edler Zurückgezogenheit von den Thorheiten der nicht zu bessernden Menge, nur den wenigen Vortrefflichen, allein desto wirksamer, jemehr er im Stillen wirkte.

Sein würdevolles und doch so bescheidenes Betragen, das vom weichlichen Prunke des Luxus und von der schmutzigen Unverschämtheit mancher Philosophen gleich weit entfernte Anständige seiner Kleidung, seine tiefen Kenntnisse, seine schmucklose, einfach kraftvolle Beredsamkeit, die Ruhe

bei seinen, den Vortrag begleitenden Geberden und Bewegungen, die durch keinen grellen Affekt zerrissen wurde, und seine wohlklingende, Ehrfurcht einflößende sanfte Stimme, verschafften ihm die allgemeine Bewunderung. Sein Tod drückte, wie wir bald hören werden, seinem würdigen Leben das schöne Siegel der Vollendung auf.

So war Perikles Lehrer und Freund, dessen Lehren selbst Euripides und Sokrates zu hören kamen.

VII.

Maximen und Lebensplan des Perikles. Sein erstes Benehmen vor dem Volke.

Also beglückt durch Natur und Erziehung, hatte Perikles von Anaxagoras die schwere Kunst erlernt, die brausenden Leidenschaften der Jugend im Zaume zu halten, Wechsel des Glückes mit Kraft zu ertragen, den Aberglauben des Pöbels im Stillen zu verachten, und sein Betragen mit Ernst und Würde zu bekleiden. Zwar erklärten Neider und böse Menschen diesen edlen Stolz vielmal für Hochmuth und Eigendünkel; allein Perikles fand immerzu Gelegenheit, sie durch Thaten zu widerlegen.

So befand er sich einst einen ganzen Tag hindurch in Geschäften auf dem großen Platze. Ein unverschämter Mensch überhäufte ihn ohne Aufhören mit Schmähungen. Perikles schwieg. Der Freche verfolgte ihn Abends sogar bis in seine Wohnung. Perikles blieb dennoch ruhig und befahl,

als er seine Schwelle betrat, einem Diener gelassen, diesem Menschen auf seinem Rückwege die Fackel vorzutragen, weil es schon dunkel sei.

Allein so hoffnungsvoll sich Perikles auch schon bei seinem ersten Erscheinen dem Volke ankündigte, so wurde er dennoch seinen, auf ihre Freiheit manchmal bis zur Albernheit eifersüchtigen Mitbürgern durch einen bloßen Zufall verdächtig, da sie bemerkten, daß er in Gestalt und Stimme, so wie in der Grazie seines edlen Benehmens, mit Pisistrat Ähnlichkeit hatte, welchen das ungestüme Volk haßte, weil er es zu seinem Besten beherrscht, ihm weise und milde Gesetze gegeben, für dessen Geistesbildung, so wie für dessen Vergnügen gesorgt hatte, und der Wohlthäter aller armen Bürger geworden war.

Perikles bemerkte bald, daß man von ihm dieser äußeren Ähnlichkeit wegen auch ein ähnliches Streben nach unumschränkter Macht befürchte, und bebte daher mit Recht vor der Gefahr einer frühzeitig drohenden Verbannung. Er betrug sich daher in seiner Jugend gegen das Volk etwas scheu und furchtsam. Erst dann, als Cimon, welcher im Herzen doch immer die Partei der Großen und Reichen begünstigte, durch seine siegreichen Feldzüge von Griechenland entfernt war, trat Perikles öffentlich auf, indem er sich zugleich auf der Seite der Armen und Geringen zeigte. Erst nun fand seine von Wetteifer glühende, kampfdürstende Seele offenen Spielraum, und sein Geist schwang sich hervor, wie die lange hinter den Wolken versteckte Sonne, so

wie in dem kaum liebgewonnenen Jünglinge ein heller Tag erschien, bevor er noch seine Morgenröthe erblickt hatte.

Ein großer Geist zeigt und gefällt sich in so vielen wechselnden Gestalten, als die wechselreiche Natur selbst; aber was er auch sein mag, ist er jedesmal ganz, und alles Fremdartige von sich ausschließend, denn er lebt immer nur in dem Einen, und alles Übrige existirt für ihn nicht.

So war auch von nun an Perikles ganze Lebensweise verändert. Man sah ihn jetzt keinen andern Weg betreten, als jenen, welcher von seinem Hause nach dem Marktplatze und in den Senat führte. Sein rastloser Geist versenkte sich so tief in sein Beginnen, daß er alles Zerstreuende, sogar alle Gastmähler und Gelage vermied, und man sah ihn während der langen Zeit seiner Staatsverwaltung nur ein einziges Mal bei dem Hochzeitfeste eines Freundes, wo er doch nur so lange blieb, bis die bekränzten Becher am Ende des Mahles die Gesellschaft zu immer steigender Fröhlichkeit stimmten.

Perikles wußte wohl, daß ein Demagog sich dem Volke immerzu zeigen und im Sinne erhalten müsse; er wußte aber auch, daß man mit seiner Gegenwart nicht zu freigebig sein müsse, um demselben nicht gewöhnlich zu werden. Er besuchte daher die Volksversammlung immer nur nach gewissen Zwischenzeiten, und ließ die minder bedeutenden Geschäfte durch Freunde besorgen, er selbst aber betrat die Rednerbühne nur bei wichtigen Veranlassungen.

Öffentliche Angelegenheiten waren in Athen der schönste Spielraum und zugleich der Zweck der Beredsamkeit;

kein Staatsmann konnte ohne sie zum höchsten Ziele gelangen. Perikles fand sie daher zu seinem Lebensplane unentbehrlich, und bildete diese Kunst durch die reichen Quellen tiefer Kenntnisse und echter Weisheit zu einer der höchsten Stufen aus, die sie jemals erreichte. Er setzte seine Reden, was bisher ganz ungewöhnlich war, zuerst schriftlich auf. Sie waren daher niemals, wie bei so vielen andern seiner berühmteren Zeitgenossen, blos schöne enthusiastische Ergießungen schnell auflodernder und bald verlöschender Aufwallungen, ausgeschmückt mit dem, was die erhitzte Phantasie zufällig dem Redner darbot, sondern durchgehends mit Tiefsinn gedachte, mit Kraft und Einheit planmäßig ausgeführte, sorgfältig ausgearbeitete und vollendete Ganze.

Diese hinreißende, beinahe himmlische Beredsamkeit erwarb ihm den Beinamen des Olympiers. Man sagte von ihm, daß er in seinen Reden Blitze und Donnerkeile schleudere, daß kein Sterblicher im Sprechen ihm gleichkomme, daß er, so wie er auftrete, alle Redner, sie mochten schon noch so viel Vorsprung vor ihm haben, wie ein schneller Wettläufer überhole, daß die Überredung auf seinen Lippen throne, daß er alle Herzen gewinne, und unter allen Rednern allein in der Brust des Hörers einen Stachel zurücklasse.

Einem solchen Meister in der Kunst mußte es auch ganz natürlich ein Spiel sein, selbst d a s zu beweisen, was nicht so war, und seine Beredsamkeit ging oft in Sophistik über. Dies mag folgende von Plutarch aufbehaltene Anekdote beweisen. König Archidamus von Sparta fragte einst Thu-

zydides, Perikles jungen Rivalen, wer von ihnen Beiden besser ringe? Allein jener gab ihm mißmuthig zur Antwort: „Was nützt es, wenn ich ihn auch zu Boden werfe? er bleibt dennoch Sieger, denn er überredet alle Zuschauer, er sei nicht zu Boden geworfen."

Aber so allgemein bewundert auch Perikles Beredsamkeit war, so blieb er dennoch äußerst besorgt, wenn er eine Rede vortrug, und seine Furcht hierin ging so weit, daß er, wenn er die Rednerbühne bestieg, die Götter bat, ihm ja kein Wörtchen entschlüpfen zu lassen, das nicht zu seiner Absicht passe.

VIII.

Cimon, Rivalität mit Perikles.

Athen genoß indeß von außen volle Ruhe. Wenn nun Perikles gleich keine Gelegenheit fand, seine Stirne mit dem kriegerischen Lorbeer zu bekränzen, so mangelte es ihm doch nicht an Kämpfen, welche alle seine Kräfte forderten, und auf den höchsten Grad ausbildeten; denn wem das Schicksal auf der Schaubühne des Lebens eine große ruhmvolle Rolle zugedacht hat, dem gibt es zur Aneiferung seines Strebens schon in früher Jugend bedeutende und mächtige Rivalen. In diesem immerwährenden Wettkampfe gedeiht sein Geist zur Reife, die Feste seiner Grundsätze zu gediegener Stärke, und er eilt dem unverrückt vor Augen schwebenden Ziele mit schnell entwickelten Kräften zu.

Der erste Nebenbuhler, welchen Perikles zu besiegen hatte, war Cimon, der Geliebte. Wir haben bereits gehört, daß Cimon's Reichthum so groß war, als seine Freigebigkeit. Sein Ansehen war also in dem Boden der Volksgunst zu tief gegründet, um es sogleich entwurzeln zu können. Perikles mußte sich also eine ungleiche Theilung gefallen lassen, und sich mit dem kleineren Theile derselben begnügen. Aber schon hatte er, unter dem äußern Scheine der Gleichgiltigkeit, seinen Plan entworfen, und ging zu seinem Ziele einen verborgenen Weg, der seine Absicht erst am Ziele der zurückgelegten Bahn entdecken sollte.

Da Perikles nicht solchen Reichthum besaß, um, wie Cimon, sich dadurch die Liebe und Anhänglichkeit des Pöbels zu erkaufen, so vertheidigte er bei jeder Gelegenheit die Rechte und Ansprüche des Volkes gegen die Eingriffe und Anmaßungen der Reichen und Vornehmen, schmeichelte manchmal sogar den Launen und der Eitelkeit der Menge, und befriedigte ihren Hang zu Spielen, Festen und Vergnügungen aller Art auf die leichteste Weise, da er die Kosten dazu aus den öffentlichen Staatseinkünften bestritt. So wußte er mit vieler Schlauheit sowohl den Ehrgeiz als den Luxus der Athener zu nähren, und ihnen den Grundsatz einzuprägen, daß alle Bürger daheim gleiche Rechte zu genießen, auswärts über ihre Pflanzstädte und Bundesgenossen vollkommene Oberherrschaft auszuüben hätten, und ihnen sogar vor allen Staaten Griechenlands der Vorzug gebühre.

Da Perikles es endlich dahin brachte, daß ein Theil der öffentlichen Gelder unter die armen Bürger vertheilt wurde, erhielt er die volle Gunst des Volkes und sein Ansehen war gegründet. Jetzt beschloß er zu handeln.

Seine erste entscheidende That war der Sturz des Areopagus, des höchsten aller atheniensischen Gerichtshöfe, welcher dem Volke heilig und hehr erschien. Diesem ehrwürdigen Senate war die Aufsicht gegeben über Religion und Gesetze, über das Leben und die Sitten der Bürger. Nur wer Archont, Vorsteher der Gesetze, oder Aufseher der Feste, oder Richter war, und eines dieser Aemter mit Auszeichnung verwaltet hatte, konnte dann in den areopagitischen Senat aufgenommen werden, dessen Würden unter allen öffentlichen Ehrenstellen allein lebenslänglich waren.

Perikles war kein Mitglied dieser ehrwürdigen Versammlung geworden, da ihm das blinde Loos keines jener Aemter zugeworfen hatte. Er war also darauf bedacht, eine Macht zu brechen, welche seine eigene zerstört haben würde, und sich ihm wie ein Gebirg mitten in den Weg zu seinem Ziele stellte. Perikles selbst wollte aber nicht den Namen dieser That haben; er verbarg sich daher wie ein Künstler hinter den Triebwerken seiner Maschine, und wählte zur Vollziehung einen verschmitzten und verwegenen Mann, Namens Ephialtes, der alle Maßregeln, welche Perikles ersann, zur Demüthigung der Reichen und Vornehmen mit dem bereitwilligsten Eifer ausführte.

Die zum Sturze dieses höchsten Tribunals getroffenen Anstalten scheinen vorzüglich darin bestanden zu haben, daß

sie vom Volke begünstiget, demselben allmälig die Aufsicht über das Religionswesen entzogen, und sie niederen Instanzen übertrugen, zugleich aber die Aufnahme in diesen Staatsrath, welche vormals so vielen Schwierigkeiten unterlag, nun so erleichterten, daß von jetzt an nicht mehr nur Archonten, sondern auch Menschen vom niedern Stande und von gleich niederer Denkungsart der Weg dazu offen stand. So ward also durch Perikles die demokratische Form hergestellt.

Cimon war indeß von seinen glorreichen Feldzügen nach Athen zurückgekommen. Zürnend über die Entwürdigung des Areopags, bot er sogleich alle Kräfte auf, die Macht dieses Gerichtshofes und die aristokratische Verfassung wieder herzustellen. Perikles konnte also hier nicht stille stehen. Er mußte nun weiter gehen; und war der Areopag gestürzt, so mußte auch Cimon fallen, welches um so leichter wurde, da sein Fall schon vorbereitet war; denn der Parteigeist hatte sich, während dieser große Mann Siege erfocht und Lorbeern errang, nach Kräften bemüht, seine Kränze zu entblättern und die Früchte seiner Siege ihm zu entreißen. Nun erbitterten seine Feinde das Volk gegen ihn und schon erhob die Anklage ihr gräßliches Haupt.

Cimon hatte nach der Besiegung von Thasos die günstigste Gelegenheit gehabt, in Macedonien einzufallen, und daselbst Eroberungen zu machen. Allein er that es nicht. Man beschuldigte ihn daher nun, von dem macedonischen Könige bestochen zu sein. Cimon begann wirklich zu fürchten und ließ nichts unversucht zu seiner Rettung. Er

vertheidigte sich vor den Richtern, und Elpinize, seine Schwester, verschmähte sogar nicht vor Perikles als eine Flehende zu erscheinen. Perikles gab ihr zwar die schmerzende Antwort, daß sie zu einer wirksamen Fürsprecherin schon zu weit von dem Frühlinge ihres Lebens entfernt sei, bezeugte sich aber dennoch im Gerichte gegen Cimon sehr edel, und erhob sich nur einmal eine Klage vorzubringen.

Cimon wurde also für schuldlos erklärt. Dies erhob seinen Muth von Neuem, und er gab der Klugheit nicht Gehör, welche ihm rieth, dem mächtigeren, in voller Kraft blühenden Gegner zu weichen, seine späteren Tage der Stille zu weihen, und auf seinen Lorbeern zu ruhen. Er wandelte vielmehr hartnäckig den entgegengesetzten Weg, strebte, so lange er sich in Athen aufhielt, ganz offenbar, über das Volk die Oberhand zu behaupten, und stellte sich demselben beherzt entgegen, wenn es gegen die Edlen stürmte, um ihnen Macht und Ansehen zu entreißen.

Indeß war in Sparta eine Empörung der von den Lacedämoniern einst besiegten und zu Sklaven gemachten Messenier ausgebrochen, und, da diese unglücklichen Opfer der Uebermacht durch die grausame Mißhandlung und den unerträglichen Druck ihrer tyrannischen Ueberwinder auf's höchste gereizt und erbittert wurden, bald zu einem förmlichen Kriege von mehreren Jahren entbrannt. Sie fochten mit solchem Muthe der Verweiflung, thaten so heftigen Widerstand, daß die bedrängten Lacedämonier sich endlich

genöthiget sahen, die Hilfe der Athenienser anzusuchen. Cimon, den Spartanern immer hold, brachte es bald dahin, daß Athen unter seiner Anführung Hilfstruppen nach dem Peloponnes sandte. Allein gerade bei dieser Gelegenheit brach die National-Feindschaft zwischen beiden Staaten zuerst aus, aus dem die ersten Funken des verderblichen peloponnesischen Krieges entsprangen.

Ithome war der Waffenplatz der unterjochten Messenier. Die atheniensischen Hilfstruppen belagerten diese Feste lange vergebens. Sparta fing zu besorgen an, daß Athen wohl gar die Empörer heimlich begünstige und erklärte deßwegen, daß es des Beistandes dieser Truppen nicht länger bedürfe. Die Athenienser, durch diese Aeußerung schwer beleidigt, zogen sich sogleich in höchster Entrüstung zurück, entsagten dem Bündnisse mit Sparta, und ihr Haß tobte gegen jeden lacedämonisch Gesinnten, vor Allem gegen Cimon, dessen Rath und Vortrag sie zu jener Hilfeleistung bewogen hatte. Nun erhielten seine Gegner, Perikles und Ephialtes an ihrer Spitze, höhere Macht und bedeutende Gründe zu seinem Falle: seine Vorliebe für Sparta, eine Schwäche, welche bei diesem übrigens für sein Vaterland so edel denkenden Manne so weit ging, daß er seine ganze Hausordnung und Lebensart nach spartanischer Weise einrichtete, und sogar seinen ältesten Sohn Lacedämonius nannte. So werden die trefflichsten Männer, deren Kraft kein Sturm zu beugen vermochte, oft das Opfer einer Schwäche, welcher sie zu sehr nachgeben.

Beinahe in keinem Beispiele auf dem weitem Felde

der alten Geschichte, zeigt sich dem Beobachter der Wankelmuth der Volksgunst in einem so grellen Lichte, als hier. Cimon, entsprossen aus dem edelsten Geschlechte, Cimon, der alle Talismane der Macht und des Reichthums, besaß, die herrlichsten Siege erfochten, Athen mit Gold und Beute erfüllt, dem Mangel und der Dürftigkeit seine Schätze und Paläste aufgeschlossen hatte — Cimon mußte, durch den Spruch des Ostrazism auf zehn Jahre verbannt, als Feind des Volkes und Freund der Lacedämonier sein Vaterland verlassen.

Aber seine Vaterlandsliebe folgte dem Edlen, wie ein treuer Genius, auch in die Verbannung nach; sie verschaffte ihm auch hier noch Gelegenheit sich im vollen Glanze seiner Vortrefflichkeit zu zeigen. Es war ungefähr die halbe Zeit seiner Landesverweisung verflossen, als die Lacedämonier, welche gekommen waren, das von den Phozensern besetzte Delphos zu befreien, nach erreichtem Endzwecke in die tanagräische Landschaft einfielen.

Das Treffen zwischen ihnen und den Atheniensern hatte kaum begonnen, als Cimon, der Verbannte, in voller Kriegsrüstung mit den Waffen in der Hand herbeieilte, und alles erlittene Unrecht vergessend, sich zu den Soldaten seines Stammes in die Reihe stellte. Diese Erscheinung erregte sogleich unter seinen anwesenden Gegnern Unruhe und Getümmel. Man schrie: er sei in der verrätherischen Absicht gekommen, das Heer der Athenienser in Unordnung zu bringen, und den Lacedämoniern den Sieg zu verschaffen, um an ihrer Spitze in Athen einzuziehen. Cimon

wurde also gezwungen das Heer zu verlassen. Er schied, aber ehe er sich noch entfernte, sprach er seinen im Heere anwesenden Freunden Muth zu, und beschwor sie tapfer zu fechten, um sich und ihn vor dem Vorwurfe feindlicher Gesinnungen gegen ihr Vaterland zu reinigen. Seine Ermunterung wirkte kräftig. Seine Freunde kämpften mit seltener Tapferkeit und starben beinahe alle den rühmlichsten Heldentod.

Durch dieses ruhmwürdige Benehmen Cimon's und seiner Freunde wurde Perikles Geist nur noch mehr entflammt, sein Muth noch mehr gesteigert. Er glich in jener Schlacht an Tapferkeit den Heroen der Vorwelt, und übertraf selbst jene heldenmüthige Schaar, so daß er zugleich einen doppelten Sieg erfocht, über seine Gegner und über Athens Feinde, für den Staat und für sich selbst.

Allein das Andenken an den einst so geliebten Cimon war durch jene Veranlassung in den Herzen der Athenienser neuerdings wieder erwacht, und als das attische Heer bald nach jenem von Perikles erfochtenen Siege an der Grenze von Attika wieder geschlagen wurde, und auch der nächste Feldzug für Athen nicht sehr günstig zu werden versprach, erwachte die Reue über das undankbare Verfahren gegen Cimon. Der gewandte Perikles wußte aber auch diese Gelegenheit zu seinem eigenen Vortheile zu benützen, und so zu wenden, daß sie ihm die Gunst des Volkes noch mehr erwarb, dadurch, daß er, sobald er die in helle Flammen auflodernde Liebe der Athenienser bemerkte, selbst das Dekret ausfertigte, den edlen Cimon aus der Verbannung

zurückzurufen. So hochherzig zeigte sich in jener Zeit die Staatsklugheit; persönlicher Haß wich der Liebe fürs allgemeine Beste. Der brennende Zorn schwand aus den Gemüthern schnell versöhnter Feinde, und der Alles besiegende Ehrgeiz schmiegte sich folgsam dem Wohle des Vaterlandes.

Die Athenienser fühlten bald die Vortheile dieser aufgehobenen Verbannung; denn Cimon, welchen die Spartaner eben so liebten, als sie Perikles haßten, brachte nun zwischen beiden Staaten ein friedliches Verhältniß zu Stande.

Er unternahm hierauf noch einen Feldzug gegen Egypten und Cypern, wobei er, nach Plutarch's Versicherung, keine geringere Absicht hatte, als das persische Reich ganz zu stürzen. Schon war Cypern gefallen, als der Tod ihm das Eindringen in Egypten verwehrte.

Bemerkenswerth ist, daß nach Cimon's Tode Hellas nichts Großes mehr gegen Persien ausführte, sondern von nun an Griechen gegen Griechen das Schwert zogen, und so zu ihrer künftigen Besiegung den Grund legten.

IX.

Perikles und Thuzydides.

Ein Nebenbuhler des Perikles war kaum verschwunden, als schon ein neuer wieder auftrat — Thuzydides, ein Verwandter Cimon's. Ihn erhoben und unterstützten die vornehmen und reichen Athenienser, welche

seit Perikles letztem Siege über Cimon die nicht ungegründete Besorgniß hegten, daß er sich mit seiner Riesenkraft nun bald auch über sie und über den Staat erheben werde.

Ihre Wahl war glücklich getroffen, und Perikles erhielt in diesem Manne, obschon er weder den hohen Ruhm noch die volle Gunst des Volkes wie sein Vorgänger besaß, in gewisser Hinsicht einen bedeutenderen Rivalen, als Cimon war; denn wenn Thuzydides schon nicht Cimon's Heerführertalente und Heldentugenden besaß, so hatte er doch mehr Staatsklugheit; und verstand er auch nicht so gut Kriegsheere anzuführen, so wußte er desto besser das Volk zu lenken.

Thuzydides zeigte sogleich, daß er seinen Gegner kenne, denn er ließ ihn nie aus den Augen, blieb immerzu in der Stadt, hielt sich so viel als möglich auf dem Marktplatze und in den Volksversammlungen auf, bestieg häufig die Rednerbühne und widersetzte sich nach Thunlichkeit vor dem gesammten Volke Perikles Reden und Vorträgen.

Sein erstes Unternehmen war, unter Athen's Bewohnern das Gleichgewicht wieder herzustellen. Er verbot daher die Heirathen zwischen den Vornehmen und dem gemeinen Volke und trennte beide Stände, um ihre Streitkräfte einander entgegensetzen zu können.

Thuzydides versah es aber sogleich hierin, daß er sich ausschließend zu einer Partei bekannte, und seinem Gegner dadurch auf der andern freien Spielraum gab. Ein echter Politiker jener Zeit mußte, um lange fest zu stehen,

zwischen beiden Parteien klug schwanken, oder vielmehr zu schwanken scheinen, wenn er gleich in seinem Herzen für eine Partei war; er mußte, um es mit keiner Partei zu verderben, mit keiner Partei allein verbündet sein, sondern sich so lang in den Mantel der Zweideutigkeit hüllen, bis er ihn im entscheidenden Momente abwerfen, und sich sodann in seiner wahren oder in der für die Zeitumstände schicklichsten Gestalt zeigen konnte. Und hätte Thuzydides es schon durchaus mit Einer Partei halten wollen, so war das Zuträglichste, in die Fußstapfen des vielgeliebten Cimon zu treten.

Perikles, der Gewandte, wußte auch hier den Fehler seines Gegners sogleich zu benützen. Je mehr Thuzydides sich für den Adel erklärte, desto mehr suchte er selbst sich in der Gunst des Volkes noch fester zu setzen, indem er demselben durch Wohlthaten aller Art bemerkbar zu machen wußte, daß es den in Cimon verlornen Beschützer in ihm selbst noch reichlicher gefunden habe.

Thuzydides war aber nicht so leicht zu besiegen. Er sandte gegen Perikles unaufhörlich Lustspieldichter und Redner zu Felde, wovon die ersteren ihn durch Pasquillantenwitz zu untergraben, die andern aber durch kühne Klagen im Angesichte des Volkes zu stürzen suchten. Der Kampf wurde immer heftiger und ward endlich so sehr entflammt, daß es zwischen beiden Giganten zu einer öffentlichen Anklage kam. Nun mußte Einer von Beiden fallen. Das schwarze Loos fiel auf Thuzydides Seite. Perikles siegte und der unglückliche Rival seiner Macht, aber

nicht seiner Größe, mußte auf zehn Jahre seine Vaterstadt verlassen.

Und so ward die rein demokratische Verfassung, welche Klisthenes nach geendigter Herrschaft der Pisistratiden gegründet und Aristides nachher befestiget hatte, durch Perikles vollendet.

X.

Perikles sendet Kolonien aus und verschönert Athen.

Thuzydides war besiegt, allein es gab in Athen immer noch viele Müßiggänger, Mißvergnügte und unruhige Köpfe, welche den Gegnern des Perikles auf jeden ersten Wink zu Gebote standen, und sich zu Allem, was nur eine Veränderung ihrer Lage bewirken konnte, bereitwillig finden ließen. Von diesen Menschen suchte Perikles sich und den Staat zu befreien; er versendete deren Tausende als Kolonisten nach dem Chersones, auf die Inseln Naxos und Andros, nach Thrazien und Italien. Er konnte dies um desto zuversichtlicher und leichter thun, als solche Versendungen, zugleich auch dem Staate und den Versendeten selbst zum Vortheile gereichten, indem einerseits diese Kolonisten, welche in Athen kärglich und dürftig von Tag zu Tag lebten, dadurch ein neues Vaterland erhielten, welches sie reichlich nährte, andrerseits aber, auch durch Vertheilung attischer Bürger auf so viele Inseln und in

so viele Länder den immer schwankenden Bundesgenossen gleichsam eine Wache an die Seite gesetzt wurde, welche sie in Furcht erhalten und um so mehr ihren Abfall von Athen erschweren mußte, als Perikles zugleich zur Beschützung des Isthmus vom jonischen Meere zum ägäischen eine lange Mauer aufführen ließ, wodurch den Einfällen der um den Chersones wohnenden Thrazier abgewehrt wurde.

Perikles blieb auch durch die ganze Zeit seiner Staatsverwaltung ein getreuer Anhänger des von seinem glorreichen Vorbilde Themistokles aufgestellten Grundsatzes: die vorzüglichste Stärke der Athenienser bestehe in ihrer Seemacht. Dem zu Folge bemannte er jährlich sechzig Kriegsschiffe, und versendete sie zu verschiedenen Unternehmungen, wodurch die armen Bürger den Vortheil des Soldes genoßen, alle Athenienser aber in kurzer Zeit die trefflichsten Seeleute und Seesoldaten des Alterthums wurden.

Die Athenienser waren auch von der Richtigkeit und Vortrefflichkeit dieses Grundsatzes so überzeugt, und hielten auf die Vermehrung ihrer Seemacht so sehr, daß sie jene Senatoren, unter deren Amtsgewalt Schiffe gebaut wurden, bei ihrem Austritte am Schlusse des Jahres mit einer Krone beschenkten. Und so gelang es dem Perikles, auch das, woran Cimon und andere große Feldherrn an der Spitze siegender Heere dreißig Jahre lang mit Glück gearbeitet hatten, zu vollenden — die Oberherrschaft über ihre Pflanzstädte und Verbündeten, welche nun mit neuen

Auflagen belegt wurden, und, von athenienſiſchen Obrigkeiten beherrſcht, wenn ſie appelliren wollten, ſelbſt Privatſtreitigkeiten Athen's Gerichtshöfen und Volksverſammlungen vorlegen mußten. Perikles wußte ſie nach Umſtänden bald ſtrenger bald milder zu behandeln, ſo daß es ihm endlich gelang, durch ihre großen Beiträge den öffentlichen Schatz auf zehntauſend Talente zu bringen *).

XI.

Oeffentliche Anklage.

Die innerlichen Streitigkeiten und Gährungen einer noch nicht hinlänglich ausgebildeten Staatsform, und die darauf folgenden perſiſchen Kriege hatten das politiſche Intereſſe lange zu ſehr aufgeregt, um eine hohe Kultur der Künſte und Wiſſenſchaften zu geſtatten, welche nur in der Ruhe des Staats und des Geiſtes gedeihen. Ihre Dämmerung hatte daher erſt unter den Piſiſtratiden in Athen begonnen. Nun aber ſtrahlte ihr voller Tag.

So ſchön Athens Macht und Ruhm unter Perikles herrſchendem Genius emporwuchſen, eben ſo erfreulich blühten nun auch Philoſophie und Poeſie. Die Phyſik hatte durch Anaxagoras ſo manche Geheimniſſe des Himmels und der Erde enthüllt, ſo manche Erſcheinungen erforſcht. Metaphyſik war mit Kühnheit in die Tiefe der Seele hin=

*) Mehr als zehn Millionen Thaler.

abgestiegen und Dialetik hatte den Geist geregelt, den Scharfsinn geübt und ihm durch alle Labyrinthe des Denkens den leitenden Faden gegeben, indeß die Schule des Sokrates den Menschen zuerst mit sich selbst bekannt machte, und sein Gemüth mit den liebenswürdigen und geselligen Tugenden erfüllte. Sophokles und Euripides belebten die tragische Bühne, und erhoben den Geist zum Ideale des Schönen und Großen.

Aber noch höhere Sorgfalt trug Perikles für die plastischen Künste; allein nicht blos aus dem mächtigen Drange reiner Kunstliebe, sondern mehr noch vom Stachel der Nebenbuhlerschaft getrieben, da Cimon sie schon so begünstiget und gepflegt hatte. Perikles wollte sie auf die möglichst höchste Stufe emporheben und Athen zum Pantheon sichtbarer Schönheit machen.

Die Bundesgenossen der Athenienser hatten von jener Zeit an, als sie diesen zur Fortsetzung des Krieges gegen die Perser weder Schiffe stellten, noch persönliche Dienste mehr leisteten, zur Erhaltung einer Flotte gegen den gemeinschaftlichen Feind jährlich vierhundert und sechzig, und durch Perikles Veranlassung endlich sechshundert Talente bezahlt. Allein sein Wetteifer in dieser Verschönerung Athen's ging so weit, daß er diese Summen, statt des beabsichtigten Zweckes, zur Erbauung von Tempeln und Hallen und zur Errichtung herrlicher Statuen verwendete.

Seine Gegner stellten ihn hierüber in den Volksversammlungen öffentlich zu Rede. Man tadelte sein Benehmen gegen Athen's Bundesgenossen als ungerecht, despo-

tisch, des Ruhmes und der Größe des attischen Volkes unwürdig, und rügte die willkürliche Verwendung der Gelder.

Perikles erhob sich dagegen in der Macht seiner Beredsamkeit und bewies, daß man den Bundesgenossen von der Verwendung jener Summen keine Rechenschaft zu geben habe, da Athen sie auf jeden Fall beschütze, und gegebenes Geld nicht mehr dem gehöre, der es gab, sondern dem, der es empfing, wenn er nur die versprochenen Dienste dafür leiste; Athen sei nun hinlänglich mit allen Kriegsbedürfnissen versehen, und müsse daher für die Aufstellung solcher Kunstwerke sorgen, welche nicht nur seinen Ruhm verherrlichen, sondern auch zugleich so vielen Künstlern Aufmunterung und Belohnung, so vielen Bürgern der arbeitenden Klasse Beschäftigung und Unterhalt verschaffen, so daß der ganze Staat dadurch gleichsam eine Besoldung erhalte, und sich durch sich selbst schmücke.

Die verstummten Ankläger traten beschämt zurück, und ein süßer Taumel der Begeisterung ergriff in einem höhern Grade als je das mit Schönheitssinn vor allen Völkern der Erde reichlich begabte Volk, so wie seine Künstler. Bewunderungswürdig war nun die Schönheit und Größe der sich idealisch erhebenden Kunstwerke, noch bewunderungswürdiger aber die Geschwindigkeit, mit welcher sie sich erhoben, ohne deßhalb nur die geringste Spur von Mangel an Stärke und Vollendung zu verrathen, denn sie standen noch zu Plutarch's Zeit in so wandelloser Herrlichkeit, daß der entzückte Schriftsteller versichert, jedes dieser Kunstwerke sei in Hinsicht auf die Schönheit, schon bei seiner Entste-

hung alt gewesen, ihre Grazie mache aber, daß sie noch zu seiner Zeit frisch und neu seien; es glänze an ihnen eine ewige Jugend, welche sie vor dem Zahne der Zeit unversehrt erhalte, als ob ein munterer nie alternder Geist in ihnen lebte.

Und fürwahr! Perikles war in dieser Hinsicht so wie in mancher anderen Athens Genius. Er wollte die Stadt in eben dem Verhältnisse verschönern, als er den Staat vergrößerte. Athen sollte nicht nur die mächtigste, sondern auch die schönste Stadt Griechenlands sein. Er zog zu den einheimischen Künstlern durch Aufmunterung und Belohnung auch die talentvollsten Bildner aus fernen Ländern herbei, und es erwachte unter ihnen bald ein lebhafter Eifer, einander zu übertreffen.

Nun erhob sich der Ruhm der attischen Kunstgebilde eben so hoch als der attische Heldengeist. Der Säulenordnungen herrliche Reihen traten hervor. Die jonische Kolumne pflanzte sich mit lieblicher Heiterkeit auf kekropischen Boden. Die Phantasie eines attischen Künstlers schuf die ergreifende Pracht der korinthischen Säule; und ihre dorische Schwester vertauschte in Pallas Schutzstadt den Stolz ihrer gigantischen Größe mit zierlicher Leichtigkeit. Phidias, welcher bereits schon die berühmtesten Tempel Griechenlands mit Göttern ausgeschmückt und sich mit seinem olympischen Jupiter die einstimmige Bewunderung aller griechischen Staaten erworben hatte, war von Perikles zum Aufseher über die Vollendung aller dieser Monumente bestellt worden. Unter seinen bildenden Händen, sagt Plinius, ent-

sprang die Malerei und die Kunst, in Erz zu gestalten. Er that noch mehr; er erhob sie auf die höchste Stufe. Nun wurde, um dem Volke durch angenehme Erinnerung zu schmeicheln, aus den noch vorhandenen Trümmern der bei Salamis zerstörten Perserflotte, nach dem Modelle des königlichen Gezeltes, das Odeon erbaut, ein Meisterstück der Akustik, eine bedeckte Rotunde, deren innerer Raum, ausgefüllt mit Säulengewinden und Sitzen, gegen die Kuppel immer schmäler zusammenlief; die Bühne selbst aber war den Zuschauern gegenüber in drei Wänden eingeschlossen, die einen stumpfen Winkel bildeten.

Hier wurden nun die Panatheen und andere Feste durch geistige Wettkämpfe gefeiert. Hier stritten Dichter und Sänger um den Lorbeer. Hier lasen Sophokles, Euripides und Aristophanes ihre unsterblichen Dramen, und Perikles, vom dankbaren Volke zum Lenker des Ganzen ernannt, fügte den poetischen Wettkämpfen zuerst auch die musikalischen bei. Er gab dabei selbst Gesetze für Gesang, Leier und Flöte, und setzte Preise aus.

Hoch über Stadt und Burg erhob sich das Parthenon, Minervens Tempel, von weißem Marmor. Edle Einfachheit des dorischen Styls, das vollendetste Ebenmaß, Großheit und Majestät zeichneten ihn vor allen Tempeln Griechenlands aus.

Nun wurden auch die Propiläen, die Vorhalle der Burg, im dorischen Styl aufgeführt, deren Erbauung allein mehr als zweitausend Talente kostete. Alle diese heiligen Paläste, Hallen und Tempel wurden durch Phi-

dias Götter belebt. Erhabenheit, welcher die Schönheit untergeordnet bleibt, ist der Charakter der Meisterwerke dieses Künstlers, und nach Quintilian's Bemerkung auch die Ursache, warum er in Bildung der Götter noch vortrefflicher war als in Gestaltung der Menschen.

Phidias besaß zweifaches Verdienst, in Stoff und Form seiner Bildnisse. Die plastischen Künstler vor Phidias hatten, wie Böttiger sagt, die Extremitäten ihrer Statuen: Kopf, Hände und Füße, immer von weißem Marmor, den Rumpf von vergoldetem Holze oder Bronze gebildet, und waren mit wirklichen Gewändern bekleidet. Dies änderte Phidias zuerst, nahm statt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein, und bildete, statt des wirklichen Gewandes, die Kleidung aus gegossenem oder getriebenem Golde. Er ging, nach der Bemerkung dieses trefflichen Kunstkenners, bei allen seinen kolossalen Schöpfungen von dem Grundsatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne gesehen, durch gewaltige Masse und erhabene Umrisse imponire, dennoch auch bei der sorgfältigeren Beschauung in fortschreitender Annäherung durch das kunstreichste Detail interessiren, und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müsse.

Phidias Kunstschöpfungen waren zwar durchgehends vortrefflich; allein sein olympischer Jupiter blieb doch die Krone von allen.

Zwei eherne Pforten führten durch einen dorischen Säulengang in das Heiligthum des Tempels, in welchem der

Gott, sechzig Fuß hoch, aus Gold und Elfenbein gebildet, sitzend erschien.

Phidias Phantasie hatte das Ideal dieses Gottes aus Homer's Iliade aufgefaßt, und nach den folgenden Versen gestaltet:

„Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos."

Das Haupt des Gottes, geschmückt mit einer Krone, gleich einem Kranze von Oelzweigen, reichte an die Decke des Tempels. Seine rechte Hand hielt eine Siegesgöttin, aus Gold und Elfenbein geformt, mit Krone und Schleier, die linke einen von Metallen aller Art schimmernden Zepter mit dem Adler. Von Gold waren Mantel und Sandalen, darauf Lilien und Thiergestalten eingegraben. Der Thron, auf vier Pilastern ruhend, umschwebt von tanzenden Siegesgöttinnen, zeigte die erfreulichste Mannigfaltigkeit des Stoffs, Gold, Elfenbein und Ebenholz; woraus Gemälde, Basreliefs und Edelgesteine freundlich hervorleuchteten.

Ueber dem Throne, um das Haupt des Gottes, schwebten auf einer Seite die drei Grazien, auf der anderen drei Horen. Ein purpurner Vorhang verhüllte die himmlische Scene. Die Dichtung, die verschönernde und heiligend Freundin außerordentlicher Thaten und Werke, erzählt, daß Phidias nach Vollendung seines Kunstgebildes den

König des Himmels um ein Zeichen seines Beifalls gebeten, und Zeus auch sogleich durch einen aus heiterer Luft auf den Marmorboden vor das Bildniß herabgesendeten Blitz dem Künstler seine Huld zu erkennen gegeben habe.

Allein man tadelte an dieser kolossalen Statue, wie es scheint mit vollem Rechte, ihr Mißverhältniß zu dem Tempel, da schon dieser äußerst groß und hoch war, und Jupiter dennoch, selbst in seiner sitzenden Stellung bis an die Decke des Tempels ragte, so daß man also, sollte der Gott sich von seinem Throne erheben können, die Kuppel des Gebäudes hätte abnehmen müssen.

Phidias schuf noch manche andere Meisterwerke, vorzüglich zeigte sich sein Genie in drei Minerven, wovon jede einen verschiedenen Charakter und Grad der Weiblichkeit darstellte und daher auch einen eigenen Beinamen hatte.

Zuerst das Bildniß jener Minerva, mit welchem das Parthenon eingeweiht wurde. Es kam an Erhabenheit und Majestät dem olympischen Jupiter gleich, war aus Elfenbein gearbeitet, und mit einem Mantel von gegossenem oder getriebenem Golde so kunstreich bekleidet, daß er angezogen und wieder abgenommen werden konnte. Das ganze Alterthum bewunderte sie einstimmig und nannte sie vorzugsweise die Jungfrau.

Die zweite war aus Erz von der marathonischen Beute gebildet, und von so kolossaler Größe, daß Speer und Helmbusch einige Meilen weit von dem Vorgebirge Sunium gesehen wurden. Man nannte sie daher die Große, die Vorstreiterin.

Das dritte Pallasbild endlich, welches dieser Künstler schuf, übertraf an Schönheit der Formen beide vorhergehende. Es athmete holde Weiblichkeit, und erhielt deßwegen auch den Beinamen: die Schöne. Das Alterthum bewundert an ihr Zartheit und Ebenmaß. Als man zur Errichtung der ersten dieser drei Statuen den Vorsatz gefaßt hatte, wurde Phidias in einer Volksversammlung gefragt, welchen Stoff er dazu für den tauglichsten halte. Der Künstler stimmte für den Marmor, theils, weil sein Glanz länger währe, theils weil er auch mindere Kosten verursache. Aber dieses letzte Motiv erzürnte das gegen seine Götter so freigebige Volk. Es gebot dem Künstler zu schweigen, und befahl, die Statue von Elfenbein und dem reinsten Golde zu bilden.

Griechenland besaß aber von diesem Künstler noch mehrere Götterbilder: Apoll und Diana, im Tempel zu Delphi, eine Gruppe von zwölf Griechen in voller Kriegsrüstung, das trojanische Pferd umstehend, eine Nemesis, eine himmlische Venus und einen Apoll.

Solche Gestalten stiegen auf Phidias Zauberruf empor, indeß Panänus, dessen Bruder, gemeinschaftlich mit Polignotus und Mykon die Pözile mit den bedeutendsten Heldenthaten aus der griechischen Geschichte, vorzüglich von der Zeit der persischen Kriege an, bemalte und belebte.

XII.

Die Folgen des Luxus. Feinde des Perikles.

Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß durch diesen Luxus und durch die gränzenlose Sucht nach Vergnügungen, welche Perikles so sehr begünstigte, die Sitten der Athenienser verschlimmert wurden; allein es ist auch eben so gewiß, daß er dadurch das unruhige Volk beschäftigte, den Dürftigen Unterhalt gab, Thätigkeit und Industrie beförderte, die Künstler ermunterte, und die Kunst auf den Gipfel ihrer Höhe erhob, so daß selbst der Neid, welcher sich gerne mit der Verleumdung vermählt, um große Männer und ihnen verwandte schöne Seelen, die in ihrem Kreise zu wirken streben, mit gleicher Heftigkeit zu verfolgen, daß selbst dieser Feind des Schönen und Großen, welcher jede treffliche Handlung zu verkleinern, jede nicht tadellose zum Zerrbilde zu entstellen sucht, trotz seines rastlosen Bemühens, immer nur die dunkle Folie blieb, auf welcher der Goldglanz wahrer Größe desto heller emporstrahlte.

Dieser bleiche Gefährte eigener Unwürdigkeit umlagerte jetzt neuerdings nicht nur den Verherrlicher Athens, sondern auch alle seine ausgezeichneten Freunde mit gleicher Wuth. Der Lustspieldichter Kratinus schwang seine nie ruhende Geißel, wie stets, auch bei dieser Gelegenheit gegen den Beförderer der Künste. Als die Vollendung der großen Mauer, welche die Stadt mit dem Hafen verbinden sollte,

etwas länger währte, zischte er in einer dramatischen Posse: Perikles führe dieses Werk statt der Steine mit Worten auf. In einem andern Possenspiele sagte sein Satyr: der Meerzwiebelkopf trage auf seinem Scheitel das Odeon, froh daß er der Verbannung entschlüpft sei. — Der Stachel des Witzes sollte darin liegen, daß das Odeon eine spitzig zusammenlaufende Gestalt und Perikles gleichfalls einen etwas gespitzten Kopf hatte. Von Phidias zischte die Verleumdung: er führe den Perikles in weibliche Arme. Man schrie seine vertrauten Freunde als Kuppler, ihn selbst als einen Ehebrecher aus.

Aspasia wurde öffentlich eine unverschämte Buhlerin, ihr Sohn Eupolis ein Bastard genannt. Man behauptete jetzt neuerdings wieder, daß Perikles die zur Verschönerung der Stadt aus dem öffentlichen Schatze genommenen dreißig tausend Talente zweckwidrig und willkürlich verwendet habe.

Perikles gerieth über dieses ungerechte Benehmen gegen ihn keineswegs in leidenschaftliche Gährung, sondern legte ruhig in einer Versammlung dem Volke die Frage vor: ob es diese Auslage für zu groß halte? — Diese Frage wurde gegen seine Erwartung bejaht. Wohl denn, sagte Perikles; der öffentliche Schatz bleibe von diesen Ausgaben verschont! Ich selbst will von nun an alle Kosten bestreiten, aber — auch auf alle Werke meinen Namen setzen.

Hingerissen von Bewunderung über dieses Anerbieten und von der Eitelkeit, das über Künste und Künstler stets ausgeübte Patronatsrecht nicht zu verlieren, rief das Volk

ihm einstimmig zu: er möge immerhin das Geld aus dem öffentlichen Schatze nehmen und keine Kosten scheuen.

Das edle Volk, bemüht, jene Kränkung wieder gut zu machen, gab dem Lieblinge überdieß noch in dem bald darauf folgenden Kriege mit Sparta neuerdings einen glänzenden Beweis von unbegränztem Zutrauen, indem es über eine Summe, welche er bloß unter der allgemeinen Rubrik: „für nothwendigen Aufwand" angesetzt hatte, gar keine Rechenschaft verlangte, ja, ihn nicht einmal um die Bestimmung und Verwendung derselben fragte.

So gleichen Liebe und Vertrauen jenen Blumen, die sich zwar vor dem Nachtfroste zuschließen, mit dem nächsten Morgen aber schöner und voller als vorher wieder aufblühen.

XIII.

Perikles ändert sein Benehmen gegen das Volk. Seine Macht erreicht ihren Gipfel.

Der Kampf mit den verdunkelnden Wolken war nun gekämpft und Perikles strahlte allein wie die Sonne am Himmel. Das Geschrei der Parteien und Unruhen war verhallt, und friedliche Stille umschwebte Athen. Jetzt hatte Perikles seinen weise ersonnenen und langsam ans Ziel geleiteten großen Plan: dem wankelmüthigen oft unbändigen Volke Athens zu dessen eigenem Besten seine zü=

gellose Unabhängigkeit, und seine zu große, mißbrauchte Gewalt zu nehmen, ausgeführt.

Die Staatseinkünfte, das Heer und die Flotte, die Inseln und Athens ganze Macht über die Bundesgenossen und zinsbaren Fürsten und Völker unterlagen, seinem Willen, oft seinem Winke. Er lenkte jetzt einzig die Zügel der Regierung, da auch der letzte Schritt gethan war, und durch sein Bemühen Truppen und Richter Sold erhielten, indem Athens weit verbreitete Kriege und Besitzungen, so wie die Ausdehnung seiner Gerichtsbarkeit über ferne Bundesgenossen und Pflanzstädte es nöthig machten.

Aber nun änderte Perikles auch sein Betragen. Hatte ihm ehemals die Klugheit gerathen, zur Erreichung seines Zweckes sich gegen das Volk gefällig und nachgebend zu zeigen, so gebot ihm jetzt die Regentenweisheit, nicht mehr jedem Verlangen der nie ruhigen Menge so wie sonst zu willfahren. Allein er bewies sich auch dabei immer tadellos und dem allgemeinen Besten ergeben. Er suchte das Volk, so viel als möglich durch Güte zu bewegen, wußte aber auch, wenn Thorheit und störrischer Eigenwille sich ihm trotzig entgegensetzten, zu seiner Wohlfahrt es zu zwingen.

Dem Herrscher, der sein Volk kennt, wird dessen Lenkung auch bald ein geistreiches Spiel. Perikles kannte die Leidenschaften und den ganzen National-Charakter des eben so heftigen, als leicht verzagenden, aus den widersprechendsten Eigenschaften zusammengesetzten Volkes, bediente sich der Furcht und der Hoffnung, wie zweier

Steuerruder, wodurch er bald den Uebermuth niederdrückte, bald die Feigheit emporhob, und lenkte so die der Geistesüberlegenheit gehorchenden Gemüther über die brausenden Wogen der ersten Unruhen dahin.

Viel wirkte Perikles Beredsamkeit, aber mehr noch als seine Beredsamkeit, mehr noch als seine Kenntniß des National-Charakters, mehr noch als seine Bemühungen für Athens Verherrlichung, mehr noch als seine tiefe Staatsklugheit wirkte sein ehrenvolles, Hochachtung erweckendes Leben, und seine über alle Bereicherungssucht erhabene Unbestechlichkeit, auf die Gemüther der Athenienser. Wenn er dem Luxus Nahrung gab, so lehrte sein eigenes häusliches Beispiel ihn verachten und bändigen. Um in seinen ununterbrochenen Arbeiten und Beschäftigungen für das Wohl des Staates nicht gestört zu werden, übergab er die Verwaltung seines eigenen Vermögens einem Sklaven von erprobter Treue, ließ seine jährlichen Früchte immer auf einmal verkaufen, und von der dafür eingegangenen Summe das tägliche Bedürfniß seiner Haushaltung bestreiten.

Deßhalb wurde auch das Zutrauen der Athenienser gegen ihn so unbegrenzt, daß sie ihm nach seiner Einsicht Kriege zu beginnen und Frieden zu schließen erlaubten, ihm die öffentlichen Einkünfte zur willkürlichen Schaltung überließen, und volle Macht über Kolonien und Bundesgenossen gaben. Daher war auch seine Gewalt nicht so ephemer, wie die anderer Demagogen, sondern seine Staatsverwaltung stand durch vierzig Jahre in immerwährend kraftvoller Blüte da, und unter allen kühnen und

großen Wetteiferungen und Aufwieglungen von Gegnern und Rivalen blieb Perikles immer der Erste im Staate.

XIV.

Zustand des weiblichen Geschlechtes in Athen. Aspasia.

Die Mäßigung und Simplizität in Perikles häuslichem Leben ging so weit, daß er selbst seiner Gattin und seinen Kindern, die er so innig liebte, allen Ueberfluß, sogar jeden höheren Aufwand versagte, um nur den Argwohn und der Verleumdung alle Zugänge in sein Haus zu verschließen, da er ohnedieß wegen seiner Vermählung mit Aspasia bittere Vorwürfe dulden mußte. Allein Perikles verdient auch hierin die vollste Rechtfertigung, wenn man den damaligen Zustand des weiblichen Geschlechtes in Athen und in Griechenland überhaupt bedenkt.

Die Behandlung dieser zarten Blume der Menschheit bietet uns wirklich ein mit den feinen Sitten eines so gebildeten und geistvollen Volkes seltsam kontrastirendes Gemälde dar, sie mochte sich nun auf übermäßigen Hang zur Eifersucht, auf Gefühllosigkeit, Stolz oder Geringschätzung gründen, denn der Grieche gestand dem Weibe in der That keine Selbstständigkeit zu, sondern betrachtete sich, seinen Vortheil, seine Gemächlichkeit und sein Vergnügen als den Zweck, zu dessen Erreichung das Weib als Mittel

da sei, und war in dieser Hinsicht tief unter den edlen Geist des heroischen Zeitalters gesunken.

Eingeschlossen in besondere Gemächer des Hauses, und getrennt von allem Umgange mit Männern, hatten die griechischen Frauen und Mädchen keine andere Beschäftigung, als Wolle zu spinnen, Kleider für ihre Gatten zu verfertigen, zu sticken und die Aufsicht über die Mägde zu führen, ohne übrigens die Vortheile höherer oder nur standesmäßiger Bildung zu genießen, oder an den Festen der Tafel und der geselligen Freude Theil nehmen zu dürfen. Die Frau war also mehr die erste Sklavin, als die Gefährtin des Mannes. Nur bei religiösen Feierlichkeiten war es ihr erlaubt, umringt von ihren Dienerinnen, aus ihrem häuslichen Kerker hervorzugehen; aber auch da mußte sie mit aller möglichen Behutsamkeit selbst den Schein der geringsten Unschicklichkeit eines freieren Betragens vermeiden, wenn sie sich nicht der Gefahr preisgeben wollte, ihren guten Ruf einer Kleinigkeit wegen zu verlieren. So kam es denn, daß alle Ehefrauen in Charakter, Denkart, Sitten und Handlungsweise die vollkommenste Einförmigkeit hatten, und der Mann selbst nur wenig Zeit mit seiner Gattin zubringen mochte, deren beschränkter Geist ihm wenig oder gar kein Vergnügen gewähren konnte. Dagegen aber wußten die Hetären, sorgsam erzogen unter Asiens mildem Himmel, ausgeschmückt mit allen Reizen der Natur und der Kunst, bekannt mit den Meisterwerken der trefflichsten Dichter, und ausgebildet durch den freien Umgang mit Männern, diese zu ihren Sklaven zu machen.

Sie rührten bei den festlichen Schmäusen die Leier, entzückten durch Gesang und Tanz, durch mimische Darstellung der interessantesten Mythen der Liebe, und hüllten sich in den bezaubernden Liebreiz gewinnender Grazie. Die entzückten Männer seufzten nach ihrer Gesellschaft und überhäuften sie mit Geschenken. Kein Gastmahl, kein Fest wurde ohne sie gefeiert; Bildner und Maler nahmen von ihnen Modelle zu ihren Göttinnen, ihre Bildnisse wurden auf öffentliche Kosten gemalt, und die begeisterten Dichter sangen ihr Lob.

Vor allen aber glänzte in dieser Periode Aspasia von Milet. Sie, nunmehr selbst das Vorbild der geistvollsten und schönsten Mädchen Griechenlands, hatte sich die reizende Jonierin Targelia zum Muster genommen. Ihre Schönheit, ihr in Gesellschaft der Männer ausgebildeter Geist, belebt von allen Grazien, und beseelt durch die seltensten Talente, gaben dem ganzen Stande, dessen Krone sie war, neuen Glanz, da sie eben so reizend zu küssen als zu philosophiren wußte. Ihr Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer; selbst Sokrates suchte und fand in ihrer Gesellschaft den interessantesten Geistesgenuß. War Aspasia durch den Umgang mit Männern gebildet, so gab sie das Empfangene mit Zinsen reichlich wieder, und wirkte nun auf Männerbildung noch viel mächtiger zurück. Erst durch sie lernten die entzückten Athenienser kennen, wie grenzenlos der Zauber weiblicher Gesellschaft sei, wenn Bildung der Seele die Reize des Körpers erhöht.

Ihr Haus wurde bald die Pflanzschule der Schönheit. Umgeben von einem Kreise edler Mädchen, gab sie Gesetze über das Betragen der Männer bei Festgelagen und Gastmählern, lehrte die Mädchen lieben und geliebt werden, und wußte der Schönheit Grazie, der Grazie Geist einzuflößen. So kleidete sich auf ihren Wink die rosige Sinnlichkeit in das Schimmergewand der Geistigkeit, und Glückliche gingen aus ihrem Tempel hervor.

Aspasia war in der That ein weiblicher Pygmalion, und belebte manche leblose männliche Marmorbüste. Ein reicher Schafhändler, eben so roh als unwissend, hatte das Glück, nach Perikles Tode in ihre Gesellschaft zu gerathen, und ihre bezaubernde Nähe verwandelte in kurzer Zeit den seelenlosen Klotz in den liebenswürdigsten Mann.

Perikles wurde von dem Mädchen Aspasia so entzückt, daß er seine Gattin mit ihrer Einwilligung einem Andern überließ und sich mit Jener vermählte. Er liebte sie auch so innig, und ward von ihr so gefesselt, daß sie ihr ganzes Leben durch auf ihn, und durch ihn auf Griechenlands Angelegenheiten bedeutenden Einfluß hatte. Sie blieben sich auch durch die ganze Zeit ihrer Ehe Liebende, und ihre seltene Zärtlichkeit blieb sich immer so gleich, daß sie nie zusammen kamen, oder von einander gingen, ohne sich zu umarmen und zu küssen. Die Lustspieldichter nannten sie deßhalb die neue Omphale, Dejanira, Juno. Allein Aspasia wurde nicht nur in ganz Griechenland wie eine Göttin verehrt; der Ruhm ihrer Schönheit und ihrer Talente verbreitete sich in die entlegensten Staaten der Barbaren, so daß

man Mädchen mit ihrem Namen wie mit dem Gürtel der Lieblingsgöttin schmückte, und Cyrus die geliebteste seiner Frauen Aspasia nannte.

XV.

Perikles als Feldherr. Allgemeine Versammlung in Athen.

Das Schicksal, welches sich nun überzeugt zu haben schien, daß kein einzelner Rival neben Perikles bestehen, noch viel weniger ihm das Gleichgewicht halten könne, stellte ihm jetzt eine Nation zum Nebenbuhler auf — Sparta. Wir kennen Perikles als Redner und als Staatsmann. Es ist nöthig, ihn nun auch als Feldherrn in nähere Betrachtung zu ziehen.

Perikles besaß zwar persönlichen Muth und Kenntniß des Kriegswesens; allein seinen hierin erworbenen Ruhm dankte er doch größtentheils seiner klugen Behutsamkeit. Er vermied Schlachten von großer Gefahr so viel als möglich, und haßte alle vom Glücke begünstigten Wagestücke. Seine Klugheit hieß ihn, wenn er die Übermacht auf der Seite des Gegners sah, oft den Weg der Bestechung einschlagen. So schickte er bei einem herannahenden Kriege mit Lacedämon jährlich zehn Talente nach Sparta, um einige Ephoren für sich zu gewinnen, und den Krieg von

Athen so lange abzuhalten, bis er sich vollkommen gerüstet hatte.

Da Perikles Athen nun so weit emporgehoben hatte, ging sein letztes Streben dahin, es auch zum Mittelpunkte der Berathschlagungen und Angelegenheiten aller griechischen Staaten zu machen. Er ließ also an alle Griechen in Europa und Asien eine Einladung ergehen, öffentliche Abgeordnete zu einer allgemeinen Versammlung nach Athen zu schicken, worin man über die Wiederherstellung der von den Persern zerstörten Tempel, über die den Göttern für Griechenlands Erhaltung gelobten, aber noch nicht dargebrachten Opfer, über die Sicherheit der Schifffahrt und über einen allgemeinen Frieden Berathschlagung pflegen wolle. Allein die Einladung blieb ohne Erfolg, und wurde nur von jenen kleineren Staaten angenommen, welche bereits Athens Oberherrschaft anerkannt hatten. Sparta verwarf den Vorschlag geradezu, und die übrigen Republiken, welche die verheimlichte Absicht einsahen oder doch muthmaßten, stimmten den Lacedämoniern theils ausdrücklich, theils stillschweigend bei. Es erschienen keine Abgeordnete, und Perikles großer Plan kam nicht zu Stande.

Es war, wie gesagt, eine Hauptmaxime dieses Staatsmannes, dem unruhigen Volke immerzu Vergnügen oder Arbeit zu verschaffen, um es zu beschäftigen.

Um nun zugleich die Aufmerksamkeit der Menge nach Belieben zu erregen, und die so vortreffliche Seemacht Athens durch stete Übung in voller Stärke zu erhalten, ließ

Perikles jedes Jahr eine Flotte von dreißig bis hundert Triremen auslaufen.

Er unternahm jetzt seinen diesjährigen Argonautenzug, umschiffte von der megarischen Stadt Pegä aus den Peloponnes, landete, verheerte an den Küsten manche den Atheniensern feindlich gesinnte Stadt, und drang sodann tiefer ins Land. Die Sykonier stellten sich zum Treffen; Perikles schlug sie, errichtete die Trophäe, wie der siegende Theil es gewöhnlich that, zog durch das mit Athen verbündete Achaja, schiffte sich wieder ein, segelte an das feste Land gegenüber, fuhr am Flusse Achelaus wieder herunter, landete in Akarnanien, durchstreifte das Land, trieb die ausrückenden Aetolier in ihre Städte, und kehrte, ohne bedeutenden Verlust, nach Athen zurück.

Die nächste Expedition mit einer großen Flotte ging nach dem Pontus. Hier zeigte sich Perikles allen Freunden und Verbündeten Athens gütig und hülfreich, aber mächtig und schrecklich seinen Feinden; gewährte jenen ihre Bitten, ließ die angrenzenden barbarischen Völker und Fürsten die Macht der Athenienser fühlen, behauptete die entschiedene Oberherrschaft zur See, und bewies solche Unerschrockenheit und Kühnheit, daß weder das ägäische Meer, noch der Propontis seinem siegreichen Laufe Grenzen zu setzen vermochte, und er bis an das schwarze Meer vordrang.

Hier kam Perikles an das in diesem Meere gelegene Sinope, eine griechische Kolonie, die aber nun gerade in zwei Parteien zerfallen war, in die des Timesileos, welcher nach Alleinherrschaft strebte, und in die seiner Gegner.

die ihm seine Anmaßung zu verwehren suchten. Perikles half, Athens demokratischen Grundsätzen gemäß, den Letzteren, und ließ ihnen zu ihrem Beistande unter der Anführung eines Atheniensers dreizehn bemannte Schiffe zurück. Timesileos und seine Anhänger wurden bald vertrieben, ihre Häuser und Besitzungen in sechshundert Lose vertheilt. Nun sandte Perikles eine Kolonie von eben so vielen Atheniensern nach Sinope, und gab ihnen diese Ländereien zum Eigenthum.

Perikles, bei dem, wie schon erwähnt wurde, die Versendung athenienſischer Ansiedler politische Maxime war, fand auch bald nach dieser Ansiedlung, und wie Diodor von Sicilien behauptet, in eben dem Jahre, als der dreißigjährige Waffenstillstand mit Sparta geschlossen wurde, neue Gelegenheit zur Gründung einer Kolonie.

Die Bewohner von Sybaris, einer italienischen Stadt, waren mit den Einwohnern der benachbarten Stadt Crotona in Zwist und Krieg gerathen. Sie wurden aber von diesen geschlagen, ihre Stadt zerstört, und sie selbst theils getödtet, theils vertrieben. Ihr ehemals so volkreiches und äußerst fruchtbares Gebiet blieb nun durch beinahe sechzig Jahre ungebaut, eine menschenleere Wüstenei, bis endlich zufällig einige thessalische Abentheurer dahin kamen, und, angelockt von einem Boden, der ihnen so reichliche Nahrung und so leichte Befriedigung ihrer physischen Bedürfnisse versprach, sich daselbst niederließen. Allein die Crotoniaten, welche dieses ihnen verhaßte Ländchen durchaus vertilgt wissen wollten, vertrieben die Ankömmlinge sogleich. Diese waren je-

doch nicht gesonnen, einen so schönen und ergiebigen Wohnsitz sogleich wieder zu verlassen. Sie verbanden sich mit den noch übrigen Sybariten und sprachen die mächtigeren griechischen Staaten um Hülfe an. Lacedämon verweigerte sie. Nun kamen sie nach Athen — und Perikles erfüllte ihre Bitte gerne und schnell. Er warb sogleich Kolonisten, worunter sich auch Herodot, der Geschichtschreiber, der Philosoph Protagoras und der Redner Lysias befanden, gab ihnen ein Geschwader von zehn Kriegsschiffen und die Kolonie ward ohne Widerstand gegründet, indem man unweit vom alten Sybaris eine neue Stadt erbaute, welche den Namen Thurium, und von Protagoras ihre Constitution erhielt. Allein der kleine Staat schien, wie ein unheilbarer Körper, zu keiner ferneren Existenz mehr geeignet; weder Perikles Klugheit und Macht, noch Protagoras Weisheit vermochten aus den bunten Schaaren der Kolonisten den Geist des Aufruhrs zu verbannen. Die Zwietracht schwang ihre Fackel unter ihnen und ihr Zwist endigte nur mit ihrem Untergange.

XVI.
Krieg mit Euböa, Megara und Samos.

Perikles hatte nun glücklich das dreifache schwere Problem gelöst, die Athenienser im Zügel des Gehorsams und der Ordnung, ihre Bundesgenossen in Unterthänigkeit,

und Lacedämon in Ehrfurcht und in den Schranken des Friedens zu erhalten.

Allein Athens sanguinisches, leicht begeistertes Volk, erfüllt mit frohem Stolze und kühnen Hoffnungen, hielt sich durch Perikles glänzende Siege jetzt nicht nur für unbesiegbar, sondern wähnte selbst, daß auch die Besiegung jedes andern Landes bloß von seiner Willkür abhänge. Man brannte schon vor Begierde, sich Sicilien, Karthago und Etrurien zu unterwerfen; man träumte schon von der Eroberung Egyptens und von dem Sturze der persischen Monarchie. Allein Perikles gab ihren blinden Entwürfen kein Gehör und war nun mehr darauf bedacht, den erweiterten atheniensischen Staat zu befestigen, als den noch zu wenig befestigten immerfort zu erweitern. Wie mancher Fürst irrte darin, daß er an die Vergrößerung seines Staates früher dachte, als an dessen Befestigung und Behauptung!

Perikles wußte, daß man einen Gegner durch Geringschätzung nicht entkräfte, wußte, daß es schon ein großes Unternehmen sei, das feindselige Lacedämon in Schranken zu halten, und wollte sich daher eher gegen nahe Feinde sichern, als entfernte auf sich ziehen.

Und er hatte richtig berechnet, denn Athen wurde bald von den Euböern, dann von den Megarensern angegriffen; endlich zog auch ein siegreiches Heer gegen Attika. Perikles wandte sogleich seine Truppen von den Ersteren gegen die Letzteren, ohne sich jedoch in ein Treffen einzulassen, da er sich noch nicht mächtig genug fühlte, um Sparta

auf dem festen Lande die Spitze bieten zu können und deßhalb den Krieg mit Sparta für jetzt noch vermeiden wollte, weßwegen er den Anführer des spartanischen Heeres, einen Vertrauten des jungen spartanischen Königs Klisthenes, durch Gold gewann, und ihn dahin vermochte, sein Heer zurückzuführen.

Als Perikles Athen so gesichert hatte, ließ er es seine erste Sorge sein, die Euböer und Byzantiner zu züchtigen, welche, getäuscht durch den Schein der üblen Lage Athens, sich empörten, und das atheniensische Joch abzuwerfen versuchten. Er bezwang sie bald und sandte auch jetzt wieder nach einem Theile von Euböa atheniensische Kolonisten.

Als Perikles von dieser Unternehmung zurückkehrte, wurde zwischen Athen und Sparta eine Waffenruhe auf dreißig Jahre geschlossen. Allein es war nur die augenblickliche Ruhe vor einem verderblichen Gewitter; denn die Flamme des Krieges war kaum gedämpft, als sie schon wieder an einem andern Orte wüthender hervorbrach.

Der Krieg mit Samos begann, lange zweifelhaft und gefahrvoll für Athen. Perikles wurde von Manchem beschuldigt, an diesem Kriege auf die Bitte Aspasia's, welcher der Vortheil ihrer Vaterstadt Milet am Herzen lag, Theil genommen zu haben. Allein wenn man auch zugibt, daß Perikles sich Aspasien willfährig bewies, so hatte er dennoch den Milesiern Hülfe zu leisten, einen viel wichtigeren Beweggrund als Aspasiens Bitte, einen Beweggrund, dessen Wurzel zu tief in Athens Verfassung lag, nämlich in der Nothwendigkeit — als de-

mokratischer Staat, demokratische Staaten zu begünstigen. Die Veranlassung zum Kriege aber war diese: Samos und Milet, das erste zur Zeit dieses Zwistes, aristokratisch, das letztere demokratisch, machten beide Ansprüche auf die Oberherrschaft von Priene, eines damals noch selbstständigen, kleinen Staates, welcher zwischen ihnen lag. Es kam darüber zum Kriege; allein die Milesier, welche dem mächtigen Samos doch endlich weichen zu müssen fürchteten, spielten bald das Sichere, und flehten Athens Beistand an. Da zu gleicher Zeit auch die Häupter der Volkspartei von Samos das Verfahren der Aristokraten anklagten, welche gerade jetzt auf dieser Insel das Uebergewicht hatten, erließ Athen an die siegreichen Samier sogleich das Machtgebot: die Waffen niederzulegen, und sich atheniensischem Richterspruche zu fügen. Allein Samos wollte eine solche Entscheidung nicht, da es von Athen nur ein ungünstiges Urtheil erwarten konnte. Perikles rüstete daher eine Flotte von vierzig dreirudrigen Schiffen, auf welcher sich auch der tragische Dichter Sophokles als Befehlshaber befand, segelte unverweilt nach Samos, stürzte die herrschenden Aristokraten, stellte die reine Demokratie her, und nahm, um die aristokratische Partei im Zügel zu halten, fünfzig Männer und fünfzig Knaben aus den ersten Familien derselben als Geißeln mit sich, welche er nach Lemnos unter athenienſische Verwahrung sandte.

Allein die blutige Kriegsfahne verbreitete schnell wieder ihren verderblichen Todesglanz. Die Häupter der gestürzten

Partei strebten nach allen Kräften und mit aller List, ihr Joch und ihre Schmach abzuschütteln.

Viele von ihnen verließen Samos, und fanden bei dem persischen Statthalter zu Sardis den angesuchten Schutz. Sie wußten auch Byzanz, eine mit Athen verbündete Stadt, für sich zu gewinnen, und eine Flottille von siebenhundert Mann aufzubringen. Mit diesen überfielen sie nun Samos, überwältigten, in Verbindung mit ihren zurückgebliebenen Freunden, die neue Regierung, segelten sogleich nach Lemnos, führten ihre Geißeln sammt der atheniensischen Wache weg, und zogen nun, als ihnen auch Sparta Hoffnung gab, gegen Milet.

Dieser Sieg, einzig das Werk überraschend schneller Ausführung, war so bedeutend und für die Bundesgenossen, welche der drückenden Macht des stolzen Athens nur mit geheimem Unwillen gehorchten, zur Abwerfung ihres Joches so ermunternd, daß seine glückliche Verfolgung den Atheniensern wahrscheinlich die Oberherrschaft zur See entrissen haben würde. Allein Perikles hatte das kaum vernommen, als er die samische Flotte aufsuchte und schlug, auf Samos landete, und die Hauptstadt zu Land und zu Wasser einschloß.

Während dieser Blokade vernahm Perikles, daß eine im Dienste der Perser stehende phönizische Flotte den Samiern zu Hülfe komme. Er schiffte ihr sogleich bis an die Küste von Karien entgegen, theils weil er wegen einer kleinen daselbst zurückgelassenen Observationsflotte besorgt

war, theils um die Vereinigung dieser phönizischen Seemacht mit der zerstreuten samischen Flotte zu hindern.

Perikles Gegenwart wäre nun aber an zwei Orten zugleich nothwendig gewesen, denn die jetzt kühner gewordenen Samier wagten sogleich nach seiner Entfernung einen Ausfall auf den zurückgebliebenen Rest der geschwächten Flotte, schlugen sie zurück, und benützten diese Zeit, die Stadt mit allem Nöthigen an Kriegsbedürfnissen und an Lebensmitteln zu versehen. Allein das Glück wendete dem begünstigten Samos den Rücken. Es erhielt von Lacedämon und dem persischen Statthalter keinen nachdrücklichen Beistand — und Perikles kam zurück. Die Stadt wurde sogleich wieder eingeschlossen und belagert, ohne zu stürmen, da Perikles sein Heer, welches bereits viel gelitten und verloren hatte, schonen wollte. Allein den lebhaften Atheniensern war Ruhe und Stille eben so verhaßt und unerträglich, als die knechtische Arbeit der einförmigen Belagerungsanstalten. Sie brannten immer vor Begierde nach Kraftäußerung, nach Schlacht und Sieg. Um die Unwilligen einigermaßen durch Zerstreuung zu befriedigen, theilte Perikles das Heer in acht Schaaren und ließ sie mit Bohnen losen. Jene Abtheilung, welcher eine weiße Bohne zufiel, durfte sich nach Lust und Phantasie vergnügen und erfreuen, indeß die übrigen sieben Theile den Belagerungsdienst verrichten mußten.

Endlich ergaben sich die Samier im neunten Monate, Perikles, erbittert über ihre vorhergegangene Hinterlist und Hartnäckigkeit, ließ die Festungswerke schleifen. Sie

mußten ihre Flotte ausliefern, eine große Summe Geldes bezahlen und Geißeln stellen zum Unterpfande ihrer immerwährenden Ergebenheit an Athen.

Nachdem der Krieg mit Samos ein neues Lorbeerblatt in Perikles Siegeskranz, zu Athens Vortheil und Ruhm geendet war, begab sich Perikles in Minervens Lieblingsstadt zurück, und die Besiegung dieses mächtigen Volkes schien ihm so wichtig, daß er die Eroberung von Samos mit jener von Troja verglich, und sich rühmte in neun Monaten ausgeführt zu haben, was Agamemnon in zehn Jahren mühsam zu Stande gebracht hatte.

XVII.

Krieg zwischen Korzyra, Korinth und Epidamnus.

Wie sich dem siegenden Kämpfer bei festlichen Spielen, wenn er einen Gegner überwunden hat, sogleich ein anderer zu einer andern Art von Kampf darstellet, so trat auch dem geliebten Demagogen Athens, so wie er eine Nation besiegt hatte, sogleich eine andere feindlich entgegen.

Kaum war Samos gebändiget, als schon ein neuer, und bald darauf der siebenundzwanzigjährige peloponnesische Krieg, an welchem das ganze Griechenland für oder wider Athen Theil nahm, sein verderbendrohendes Haupt emporhob; Perikles fühlte sich nicht stark genug und suchte

Athen Freunde zu gewinnen. Daher begann ein blutiges Vorspiel dieses Krieges.

Korzyra, einst eine korinthische Kolonie, jetzt aber unabhängig und nach Athen die blühendste Seemacht in Griechenland, hatte in der Folge selbst an der illyrischen Küste eine Kolonie angelegt, und so die Stadt Epidamnus gegründet, welche jedoch gleichfalls bald wohlhabend wurde, und sich nun von Korzyra so unabhängig machte, wie Korzyra sich von Korinth gemacht hatte. Nun aber von einer vertriebenen Partei der reichsten und vornehmsten Bürger und von den benachbarten Illyriern durch immerwährende feindliche Einfälle und Plünderungen beunruhigt und beschädigt, faßten die Epidamnier den Entschluß, bei der ehemals so schnöde behandelten Mutterstadt Hülfe zu suchen. Allein Korzyra, von der erwähnten Partei der Vertriebenen schon für sich gewonnen, versagte sie der abtrünnigen Kolonie, und Epidamnus wandte sich nun an Korinth.

Dieser durch den Abfall der Korzyräer so bitter gekränkte Mutterstaat, der ihren dermaligen Wohlstand und Reichthum mit Unmuth sah, ergriff diese Gelegenheit begierig, theils um Epidamnus unter scheinbar rechtmäßigem Titel an sich zu reißen, theils um Korzyra dadurch zu kränken. Es wurde daher sogleich eine Flotte abgesandt und Epidamnus in Besitz genommen.

Dies empörte die Korzyräer. Sie ließen an Epidamnus die Aufforderung ergehen, die vertriebenen Bürger, welche ihren Schutz angesucht hatten, wieder aufzunehmen, und die Korinther zu entlassen. Ihr Verlangen wurde mit

Unwillen abgewiesen, und es kam bei Actium, welches nun schon vom Schicksale zum Orte der blutigsten Entscheidungen bestimmt zu sein schien, zu einem wüthenden Seetreffen, worin die Korinther von den Korzyrä ern geschlagen wurden. Als diese aber sahen, daß Korinth zur Ausrüstung einer neuen mächtigen Flotte alles Mögliche aufbiete, und alle Staatskräfte anstrenge, fanden sie für gut, Gesandte nach Athen zu senden, um dessen Beistand anzusuchen. Die Korinther erfuhren dies, und thaten sogleich dasselbe.

Das atheniensische Volk versammelte sich in dieser bedenklichen Lage zweimal, ehe es einen Entschluß faßte. Endlich entschied es für eine Verbindung mit Korzyra, jedoch nur für ein Deffensiv-Bündniß, und auch dies nur auf Perikles Vorstellung, wie nöthig und ersprießlich bei dem immer näher rückenden Kriege mit dem Peloponnes die Verbindung mit einer solchen Seemacht für Athen sei.

Perikles sandte also nun den Lacedämonius, einen Sohn seines verstorbenen Rivalen Cimon, diesem Staate mit zehn dreirudrigen Schiffen zu Hülfe, mit dem geheimen Auftrage jedoch, sich nur dann in ein Treffen einzulassen, wenn die Korinther auf Korzyra landen, oder eine Stadt dieser Insel überfallen würden. Die schwache Flotte mit einem so behutsamen Befehle war nun allerdings wohl beinahe unwirksam. Perikles wird daher beschuldiget, hier seinem Privathasse gegen Cimons Nachkommen gefolgt zu sein. Plutarch sucht ihm sogar die schändliche Absicht aufzubürden, er habe durch einen solchen Schattenbeistand nur Cimons Sohn verhaßt machen, und ihm jede Gelegenheit zur Auszeichnung beneh-

men wollen. Allein, wir finden in Perikles ganzem Leben nicht einen Zug, welcher zu einer solchen Beschuldigung berechtiget. Perikles zeigte sich zwar gegen seine thätigen und feindlichen Rivalen, so lange sie aufrecht standen, rastlos und feindlich, dem Unterliegenden aber immer edel und versöhnlich. Der wahre Grund seines in diesem Falle etwas zweideutigen Benehmens, und seiner den Korzyräern schwach geleisteten Hülfe, liegt ganz offenbar nur in den zweifelhaften gefährlichen Zeitumständen und in seiner Staatsklugheit, da er dem Vorwurfe, den Waffenstillstand mit Lacedämon gebrochen zu haben, zu entgehen suchte, und den peloponnesischen Bund durch offene Feindseligkeiten gegen Korinth, und durch heftige Theilnahme an Korzyras Schicksal für jetzt noch nicht zu sehr gegen Athen reizen, und zu schnellem Kriegesausbruche erbittern wollte. Diese staatskluge Absicht bewies Perikles deutlich durch seine den Korinthern gegebene Erklärung: die Athenienser wollten nicht den Waffenstillstand brechen, sondern nur ihre Bundesgenossen beschützen; sie würden die Korinther nicht hindern, wo immer hinzusegeln, allein auch nie zugeben, daß man das mit ihnen verbündete Korzyra angreife, oder in Besitz nehme.

Die atheniensische Flotte verschaffte jedoch, so klein sie auch war, den Korzyräern vielen Vortheil, indem sie sich überall zeigte, wo sie ins Gedränge kamen, durch ihre Erscheinung die Korinther beunruhigte, und so für's erste Korzyra's gänzliche Niederlage verhinderte.

Nun sah Perikles aber, daß es nöthig sei, durch gewichtige Hülfe den Ausschlag zu geben. Er sandte also eine

Verstärkung von zwanzig dreyrudrigen Schiffen — und die erschrockenen Korinther segelten nach Hause, ohne sich in ein einziges Treffen mehr einzulassen.

So endigte denn dieser Krieg, ohne daß man Frieden schloß.

XVIII.

Belagerung von Potidäa. Athens Rivalen und Feinde.

Die Kriegsflamme zwischen Korinth und Korzyra war nun wohl erloschen, brach aber dagegen zwischen Korinth und Athen desto heftiger aus. Die Veranlassung dazu gab Potidäa, eine Stadt auf der Erdenge, welche die Halbinsel Pallene mit Thrazien und Macedonien verband. Sie war zwar eine korinthische Kolonie, allein Athen zinsbar und unterwürfig.

Um diese Zeit herrschte König Perdikas in Macedonien. Habsüchtig, ehrgeizig und hinterlistig in hohem Grade, suchte er seinem Bruder und einem Verwandten seines Stammes die Ländereien, welche sie in seinem Reiche besaßen, zu entreißen; allein Athen beschloß, sie in ihrer Gerechtsame zu beschützen und in ihren Besitzungen zu erhalten. Perdikas wurde dadurch gegen Athen sehr entrüstet, verbarg aber seinen Haß, da er dessen Macht fürchtete, und arbeitete desto rastloser im Stillen gegen diesen Staat. Es gelang ihm end=

lich, in Verbindung mit Korinth, Potidäa nebst den zwei angrenzenden Landschaften Bottiäa und Chalcis gegen die Athenienser aufzuwiegeln. In Bottiäa offenbarte sich der Abfall zuerst, und die Empörung brach aus. Athen gebot dieser Stadt sogleich mit gewöhnlichem Stolze, ihre Mauern niederzureißen, ihren von Korinth erhaltenen Senat zu vertreiben, und Geißeln zu stellen. Potidäa gehorchte nicht, und schloß sich an die peloponnesische Ligue an. Sogleich erschien eine atheniensische Flotte vor der abtrünnigen Stadt; da sie sich aber zu schwach fühlte, den bereits in hellen Flammen stehenden Aufruhr der genannten drei Städte siegende Gewalt entgegen zu setzen, segelte sie, um Zeit und Mühe nicht ganz vergebens aufgewendet zu haben, nach Macedonien, um den beiden Prinzen zu helfen, und dann von der innern Seite dieses Königreichs einen Angriff zu thun.

Allein während dieser Entfernung war auch eine korinthische Flotte vor Potidäa angelangt, hatte gelandet, und solche Fortschritte gemacht, daß die Athenienser sich genöthiget sahen, mit Perdikas eilig Frieden zu schließen. Dieser schlaue Fürst zeigte sich ihnen nun sehr geneigt, trat aber bei der ersten Gelegenheit auf die Seite der Korinther, und wurde durch ihre Vermittlung ein Mitglied des peloponnesischen Bundes. Nun erhielten die Athenienser Verstärkung, und es kam zum Treffen, worin ein Theil des korinthischen Heeres siegte, indeß der andere eine förmliche Niederlage erlitt.

Das atheniensische Heer setzte sich demnach fest, schloß Potidäa zu Land und zu Wasser ein, und verheerte Chalcis und Bottiäa. Aristäus aber, der Anführer der Korinther,

entkam, unbemerkt von den Atheniensern, aus dem Hafen von Potidäa, wohin er sich nach verlorner Schlacht geworfen hatte, und suchte nun, auf alle mögliche Weise und durch die dringendsten Vorstellungen, den ganzen Peloponnes zur Ergreifung der Waffen gegen Athen zu bewegen.

Unter den bedeutenderen Staaten Griechenlands waren Lacedämon und Korinth, obschon aus sehr verschiedenen Ursachen, Athen's immerwährende und heftigste Feinde — Lacedämon wegen Athen's zu schnell emporwachsender Macht, Korinth wegen dessen zu schön und zu glücklich blühenden Handels. Beide Staaten hofften also durch Athen's Fall oder Erniedrigung zu gewinnen, der erstere politisches Gewicht, der zweite die Vortheile des Kommerzes. Allein das bedachtsame Sparta, fürchtend jede Neuerung und jede ungewöhnliche Aufregung, und geleitet von dem weisen, friedlichen und menschenfreundlichen Könige Archidamus, ließ sich nur langsam zu den Waffen und zu einem entscheidenden Schritte bewegen, indeß die Korinther, aus frischen Wunden blutend, mit neu aufgeregtem Hasse gegen Athen, Krieg und Verderben schnaubten. Es zog sich also, der den Korzyräern wenig wirksam geleisteten Hülfe ungeachtet, der Sturm eines eben so langen als blutigen Krieges immer näher, und selbst griechische Städte von minderem Range, Athen's drückendes Joch schwer fühlend, bliesen die Glut an durch ihre Klagen, welche sie vor Lacedämons Richterstuhl gegen Athen in einer allgemeinen Versammlung vorbrachten, wo allen Gesandten des peloponnesischen Bundes, und auch

den zufällig anwesenden Abgeordneten der Athenienser erlaubt ward, ihre Beschwerden oder Bitten vorzutragen.

Nun erhoben die Aegineten ihre Klage über das ihnen von der trotzigen Uebermacht Athen's höchst widerrechtlich auferlegte Joch der Dienstbarkeit. Ihnen folgten andere Städte mit ähnlichen Beschwerden, ihre Leiden klagend. Hierauf begann Megara zuerst mit vollem Gewichte gegen Athen zu sprechen, und beklagte sich, daß die Athenienser es gegen alles Völkerrecht vom Zwischenhandel zu Lande und von allen Häfen ausschlößen. Als sie geredet hatten, und die Lacedämonier durch die vorhergehenden Klagen und Schmähungen hinlänglich gereizt und erbittert waren, traten endlich die Korinther auf, das letzte Gewicht in die sinkende Wagschale des Krieges werfend.

Sie zeigten der Versammlung, daß es sich jetzt nicht um Korinth's Interesse allein handle, sondern um das Beste von ganz Griechenland, welches durch die zu schnell wachsende Uebermacht der Athenienser, und durch die von ihnen bereits ungestraft verübten Ungerechtigkeiten gefährdet werde

Sie warfen hierauf den Spartanern vor, daß ihre Schwergläubigkeit, ihre Unbekanntschaft mit den Angelegen heiten anderer Staaten, ihre Nachlässigkeit im Ergreifen schneller Maßregeln, die Beschränktheit ihres politischen Systems uud ihre übertriebene Bedächtlichkeit diese drohende Gefahr herbeigezogen habe. Sie entwarfen hierauf ein sehr charakteristisches, äußerst kontrastirendes Gemälde beider Nazionen *)

*) Thuzyd. 1. B. 70 K.

Die Athenienser, sagten sie, sinnen immer auf neue Unternehmungen, sind schnell in Erfindung der Mittel dazu, und schnell in der Ausführung derselben. Ihr wollt nur erhalten, was ihr habt, sinnt auf nichts Neues, und thut nicht einmal das Nothwendigste. Die Athenienser aber sind selbst über ihre Kräfte wagelustig, und wohlgemuth in Gefahren. Eure Art hingegen ist es, weniger zu thun, als eure Kräfte euch gestatten, auch den wohlerwogenen Entschließungen nicht zu trauen, und nie eine Befreiung aus den Gefahren zu hoffen. Sie stehen als Unverdrossene euch Zauderern entgegen, und streben unaufhörlich auswärts, während ihr nicht von der Stelle weicht; denn jene hoffen bei ihrer Abwesenheit vom Vaterlande etwas zu gewinnen, ihr hingegen fürchtet bei einem Angriffe auch das bereits Erworbene zu verlieren. Besiegen jene den Feind, so verfolgen sie ihre Vortheile, so weit sie es vermögen; und werden sie besiegt, so beugt sie dies beinahe nicht. Ueberdies weihen sie ihren Körper, als sie nichts angehend, dem Staate, ihre besten Anschläge aber der Beförderung seines Wohls. Erlangen sie etwas, das sie sich ausdachten, nicht, so ist es ihnen, als würden sie ihres Eigenthums beraubt; und was sie bei ihrem Bestreben gewinnen, achten sie gering gegen das, was sie in Zukunft noch zu erhalten hoffen. Mißlingt ihnen ein Versuch, so richten sie ihre Hoffnungen auf etwas Neues, und ersetzen den Verlust. Denn sie allein hoffen und erhalten das, worauf sie ihre Gedanken wenden, weil sie, sobald sie sich etwas ausgesonnen haben, unverzüglich zur That schreiten. Solches betreiben sie ihr ganzes Leben hindurch unter Gefahr

und Mühseligkeiten, und genießen durchaus nicht des gegenwärtigen Besitzes über dem Streben nach größerem Erwerbe. Sie kennen kein anderes Fest, als zu thun, was der Augenblick erheischt, und halten die unthätige Muße für kein geringeres Uebel, als die mühselige Betriebsamkeit. —

Sie zeigten hierauf, wie thöricht es sei, gegen ein solches Volk sich langsam und träge zu betragen, wie thöricht es sei, nur diejenigen als Feinde zu betrachten, die ihre feindlichen Absichten öffentlich erklären; wie thöricht es sei, durch veraltete Maximen von Klugheit und Billigkeit ihre veraltete Staatsverfassung erhalten zu wollen, da doch neue Maßregeln, neue Künste, und eine durch neuere Maßregeln verfeinerte Politik, Athen zu jener Größe erhoben, die nun ganz Griechenland bedrohe. „So lange ein Staat der Ruhe genießt, schloßen sie, ist es allerdings am besten, wenn die Gebräuche unangetastet bleiben; wird man aber gezwungen gegen viele Gefahren anzukämpfen, so muß man auch zu vielen neuen Maßregeln seine Zuflucht nehmen.“ —

Sie drangen endlich darauf, daß nunmehr, um den peloponnesischen Bund aufrecht zu erhalten und um Athens Macht ein Gegengewicht zu setzen, das einzige Mittel sei, sogleich einen unmittelbaren Angriff auf Attika zu machen.

XIX.

Athen und Sparta.

Die anwesenden Athenienser, welche es für eben so unschicklich hielten, über die gehörten Schmähungen zu verstummen, als es ihnen unter ihrer Würde schien, sich vor dieser Versammlung unbefugter Richter darüber zu rechtfertigen, begannen nun mit stolzem Bewußtsein, Athen's Verdienste um das ganze Griechenland, besonders um dessen Rettung und Erhaltung im persischen Kriege, auseinander zu setzen, und zu zeigen, daß sie ihre Herrschaft nicht durch Gewalt an sich gerissen, sondern dieselbe auf die Bitte der von den Spartanern in dem Kriege gegen die Perser verlassenen und zu ihnen übergetretenen Bundesgenossen übernommen, und nur wegen der von Lacedämon gegen sie gezeigten argwöhnischen und feindseligen Gesinnungen nicht mehr niedergelegt hätten. Strenge gegen die Bundesgenossen sei aber nothwendig gewesen, da Furcht, Ehre und Vortheil sie dazu bewogen, und manche Abtrünnige, welche sogleich auf die Seite der Lacedämonier traten, zum Gehorsam zurückgeführt werden mußten. Sparta würde im umgekehrten Falle die Bundesgenossen nicht weniger gedrückt haben, da es ein von jeher geltendes Gesetz sei, daß der Schwächere sich dem Stärkeren fügen müsse, und jeder schon lobenswürdig sei, der, menschlich handelnd, die Herrschaft über Andere behaupte, und sich dennoch gerechter zeige, als seine Macht es ihm zu sein ver-

stattet. Sie hielten sich überdies für überzeugt, daß ein Anderer, der ihre Stelle einnehme, am deutlichsten zeigen würde, ob sie nicht Mäßigkeit bewiesen. Sie läugneten gar nicht, daß sie den Bundesgenossen ihrer Strenge wegen verhaßt seien, erklärten dies aber als eine ganz natürliche Folge ihrer Oberherrschaft; „denn was wir von unsers Gleichen erdulden, sagten sie, empfinden wir als Ungerechtigkeit, die Behandlung des Mächtigeren hingegen, wird als Nothwendigkeit getragen. Daher haben sich die Bundesgenossen der weit härteren Behandlung des persischen Monarchen gefügt; unsere Herrschaft hingegen scheint ihnen drückend; natürlich! denn der gegenwärtige Zustand dünkt dem Gehorchenden immer lästig. Solltet ihr, uns stürzend, die Herrschaft erhalten, ihr würdet schnell das Wohlwollen, welches die Furcht vor uns gegen euch erzeugt hat, wieder verlieren.“ —

„Ueberlegt also mit Bedacht, schloßen sie, da die Sache so wichtig ist, und laßt euch nicht durch fremde Vorstellungen und Beschuldigungen dazu verführen, euch selbst Ungemach zuzuziehen! Bringt euch die Ungewißheit des Erfolgs und die Langwierigkeit des Kampfes vor die Seele, ehe ihr ihn beginnet! Denn zieht ein Krieg sich in die Länge, so pflegt er große Glückswechsel zu erzeugen. Diesen sind wir Beide gleich nahe, und Beide kämpfen wir um einen ungewissen Erfolg. Wenn Menschen einen Krieg beginnen, so machen sie gerade den Anfang mit dem, womit sie endigen sollten, und erst wenn sie im Unglücke sind, schreiten sie zur Ueberlegung. Wir aber, die wir noch kein solches

Vergehen begingen, noch euch begehen sahen, sagen euch jetzt, da es uns Beiden noch frei steht, guten Rath anzunehmen: Brecht den Frieden nicht, noch übertretet den beschwornen Vertrag, sondern laßt uns, diesem gemäß, unsere Streitigkeiten vor einem Gerichte schlichten!" — Nach dieser Rede wurden die Athenienser so wie die Gesandten der übrigen griechischen Städte aus der Versammlung entlassen, und man berathschlagte über diesen Gegenstand allein. Der größte Theil der spartanischen Bürger stimmte dahin: die Athenienser hätten den Waffenstillstand gebrochen, und man müsse allsogleich gegen sie den Krieg beginnen. Aber nun erhob sich Lacedämons König Archidamus. Den Ruhm eines trefflichen Feldherrn mit der Ruhe eines Weisen verbindend, ermunterte er die Bürger, sich ihrer Besonnenheit und selbst ihrer Langsamkeit nicht zu schämen, denn sie würden durch Uebereilung ihr Ziel nur später erreichen, da sie unvorbereitet zur That schreiten müßten. Er empfahl ihnen der Sitte ihrer Vorfahren getreu zu bleiben, und sich weder durch das Wohlgefallen an Lobeserhebungen, noch durch die Furcht vor Tadel zu Handlungen gegen ihre besseren Einsichten dahinreißen zu lassen. „Berathschlagt mit Bedacht!" sagte er. „Ein Augenblick entscheide nicht über eure Güter, über euren Ruhm, über das Blut so vieler Bürger, über das Schicksal so vieler Völker! Laßt den Krieg vermuthen, aber erklärt ihn nicht!" — Sein Gemüth erbebte vor den entsetzlichen Folgen dieses Krieges, die sich seinem Seherblicke aufthaten, dieses Krieges, der unter die wichtigsten zu zählen sei, höchst wahrscheinlich noch auf die Söhne übergehen

werde, und kein Ende zeige. Er rieth daher, sich mit aller Macht zu rüsten, sowohl bei Griechen als Barbaren Hülfe anzusuchen, und vor Allem — wodurch die Waffen erst wirksam werden — Geld beizuschaffen, allein vor dem völligen Ausbruche des Krieges eine Gesandtschaft nach Athen zu schicken, da dieser Staat sich selbst geneigt erklärt habe, die gegen ihn vorgebrachten Beschwerden einer gesetzlichen Entscheidung zu unterwerfen. Diese Rede machte auf einen großen Theil der Versammlung tiefen Eindruck; allein, er wurde sogleich wieder entkräftet durch eine heftige Rede des Ephors Sthenelaides, voll Invektiven gegen die Athenienser, voll Aufforderung zu Krieg und Rache. Von ihm ward die Menge dahingerissen, und die kleinere Zahl der Verständigeren auf der Seite des Königs überstimmt.

Allein, die Bedächtlichkeit der Spartaner zeigte sich auch jetzt noch so auffallend, daß man, ungeachtet der in allen Gemüthern gegen Athen gährenden Wuth, noch einmal eine Versammlung zu halten, überein kam. Es geschah, und der merkwürdige Krieg einer Landmacht mit einer Seemacht, wurde beschlossen, im vierzehnten Jahre des zwischen Athen und Sparta auf dreißig Jahre geschlossenen Waffenstillstandes.

Ein scheinbar unbedeutender Zug gibt uns zu erkennen, mit welchem festen Zutrauen auf sich Athen zu Werke ging, und wie sehr Sparta, obschon an der Spitze des mächtigen peloponnesischen Bundes, auch jetzt noch sich selbst mißtraute; denn Athen hatte durch den erwähnten Waffenstillstands-Vertrag zwar an Gebiet verloren, aber dafür durch Perik-

les weise Staatsverwaltung an innerer Festigkeit und Streitkraft gewonnen, so daß kein einzelner Staat Griechenlands es wagen konnte, sich mit ihm zu messen. Die Lacedämonier nahmen also, um sich und ihre Bundesgenossen zu ermuntern, ihre Zuflucht zum delphischen Orakel, welches ihnen denn, abhold den Atheniensern, eine für sie erfreuliche Antwort gab.

Glühend von Wuth. und von Hoffnung belebt, wollte nun Alles hastig zu den Waffen greifen; aber sieh da! erst jetzt zeigte sich der blinden racheschnaubenden Menge, daß der Bund bei weitem noch nicht hinlänglich gerüstet, und zum Angriffe bereit, und ihre Wuth der Klugheit zuvorgeeilt sei. Allein, die Athenienser wußten um alle diese Gesinnungen und Verhandlungen, und wenn auch jetzt das unvorbereitete Sparta nicht angriff, so mußte es doch den Angriff von dem wohlvorbereiteten Athen besorgen. Man mußte also für jetzt vor Allem nur diesen aufschieben, und die Athenienser dahin zu halten suchen.

Das beste Mittel dazu schien, die vom Könige Archidamus vorgeschlagene Gesandtschaft nach Athen zu schicken. Und da der Bund wohl einsah, daß, wenn ein großer Mann falle, auch seine Partei, und mit ihr die Ausführung seiner Plane scheitern müsse; da man wohl wußte, daß Perikles die Seele Athen's, die Ursache seiner furchtbaren Größe, der Lenker dieser ganzen Unternehmung sei, und Sparta's immerwährender Feind bleiben werde, daß aber die Athenienser nach seinem Falle sich billiger und zum Nachgeben geneigter würden finden lassen, so beschloß man, diese

Gesandtschaft auch noch zu etwas Anderem zu benützen — Perikles vom Staatsruder zu entfernen oder ihn wenigstens dem Volke verhaßt zu machen.

Dieser Plan war wohl berechnet; denn gelang auch, wie sich vermuthen ließ, die beabsichtigte Entfernung nicht, so taugte diese Forderung doch, die Verhandlungen der Gesandtschaft in die Länge zu ziehen, und die Kriegszurüstungen unter der Hand desto wirksamer zu betreiben. Da man es aber nicht wagen durfte, den beinahe vergötterten Perikles offenbar anzugreifen, so nahm man einen Umweg, auf welchem man ihn desto gewisser zu überfallen hoffte, je weniger er zu ihm zu führen schien.

Die spartanischen Gesandten gaben also, dem gemäß, vor, man habe sich zu Athen, als diese Stadt kurz vor Solons Gesetzgebung von zwei Parteien, jener eines gewissen Kylon und der des Archonten Megakles, von welchem Perikles mütterlicherseits abstammte, einer Entweihung der Religion schuldig gemacht, indem man Kylon's Anhänger, welche unterliegend in den Tempel der Minerva geflüchtet waren, theils durch falsche Versprechungen herausgelockt und gesteiniget, theils an den Altären ermordet habe. Da nun nach den Religionsbegriffen dieses Volkes, eine solche Makel allen denen anklebte, welche von dem Entweiher abstammten, so verlangten die Spartaner, indem sie sich den Schein gaben: Beschützer der allgemeinen Wohlfahrt Griechenlands zu sein, die Verbannung aller dieser Bürger, um die über eine solche Entheiligung erzürnten Götter wieder zu versöhnen und das drohende Unglück abzuwenden.

Allein, Perikles wußte diese Forderung sogleich zu entkräften, indem er Gleiches mit Gleichem vergalt, die Lacedämonier statt einer, zweier solcher Entweihungen überwies, und von ihnen ebenfalls die Verbannung der Entweiher und ihrer Nachkömmlinge verlangte, um so mehr, weil sie dadurch, wie er sagte, den schönsten und stärksten Beweis ihrer zärtlichen Fürsorge für Griechenlands Wohl und ihrer Ehrerbietung gegen die Götter an den Tag legen würden.

Dieser Versuch der Spartaner, Perikles die Gunst des Volkes zu entziehen, war nicht nur fruchtlos, sondern wirkte vielmehr gerade das Gegentheil; denn Perikles erschien seinen Mitbürgern nun als ein von ihren Feinden gehaßter und gefürchteter Mann, welches ihre Liebe für ihn zur Hochachtung steigerte.

Als nun diese Gesandtschaft durch Perikles Scharfsinn und Geistesgegenwart so schnell abgefertigt war, sah Lacedämon sich gezwungen, sogleich eine zweite nachfolgen zu lassen, um die beabsichtigte Frist zur Rüstung zu gewinnen. Diese Gesandtschaft spannte ihre Forderungen nun schon höher, verlangte die Aufhebung der Belagerung der Potidäa, die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Aegineten, und bestand endlich, als die Erfüllung dieser zwei Punkte verweigert wurde, allein auf der Widerrufung jenes Dekretes, wodurch Athen den Megarensern alle seine Häfen verschloß, und allen Handelsverkehr mit sich verweigerte.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß zwischen Athen und Sparta, trotz aller Spannung, noch lange Ruhe und Friede gewaltet haben würde, wenn Perikles das Volk zur Auf-

hebung dieses Dekretes wider Megara hätte bereden wollen, da Lacedämon nun einmal diesen Bundesgenossen beschützen und seine ihm zugefügte Beleidigung rächen zu müssen glaubte. Allein am bösen Willen lag es gerade; denn Perikles verwarf mit unerschütterlichem Trotze diesen Vorschlag und bestärkte sogar das Volk in seiner feindlichen Gesinnung gegen diesen Staat, indem er nicht nur kräftige, sondern selbst schale und lächerliche Gründe, wie zum Spotte, für seine Meinung anführte, und unter Anderem auch vorstellte, daß es durch ein Gesetz verboten sei, eine Tafel mit einem öffentlichen Volksbeschlusse wieder wegzunehmen, worauf ihm einer der spartanischen Gesandten zur Antwort gab: „Nun wohl, so nimm denn die Tafel nicht weg, sondern wende sie nur um!" —

Die Antwort wurde belacht — und Perikles blieb auf seinem vorigen Sinne.

Man wollte diese auffallende Hartnäckigkeit in Perikles feindseligem Betragen gegen die Megarenser aus einem Privathasse gegen sie erklären: allein Perikles scheint hier auf jeden Fall mehr dem schon vor Solon's Zeit entglommenen Privathasse der Athenienser selbst nachgegeben und ihn zur Anfachung des Krieges benützt zu haben; denn beide Völker nährten immer jenen tief gewurzelten alten Groll gegen einander, und Perikles war schon ehemals im Namen seiner Nation als öffentlicher Kläger gegen Megara aufgetreten, mit der Beschuldigung, sie hätten ein der Göttin Ceres geweihtes Gebiet überfallen und besetzt. Er sandte mit dieser Anklage an Megara und Lacedämon einen Herold;

allein der Herold wurde auf der Reise getödtet, und man beschuldigte die Megarenser des verübten Mordes. Nun brachte man in Athen das fürchterliche, Wuth und Ingrimm athmende Gesetz zu Stande: daß von diesem Augenblicke an, zwischen beiden Staaten unversöhnliche Feindschaft herrschen, und jeder Megarenser, der das attische Land betreten würde, sterben müsse. Es wurde überdies den atheniensischen Feldherren befohlen, bei Ablegung ihres gewöhnlichen Eides in Zukunft auch zu schwören, daß sie sich's zur Pflicht machen wollten, in jedem Jahre zweimal in das megarensische Gebiet einzufallen.

Endlich erschien eine dritte Gesandtschaft von Sparta. Sie steigerte ihre ohnedies schon stufenweise erhöhten Forderungen noch mehr, und drang darauf, daß Athen den bisher abhängigen griechischen Städten die Verwaltung nach eigenen Gesetzen gestatte. Der Vorschlag wurde in einer Volksversammlung untersucht. Redner dafür und dawider traten auf, und die Stimmen — ein unerwartetes Phänomen — waren diesmal getheilt, obschon alle vorher gemachten Forderungen Lacedämons geradezu verworfen wurden.

XX.

Perikles Rede an die Athenienser.

Dieses Schwanken des so leicht bethörten Volkes empörte Perikles stolzen Patriotismus. Er, der erste Mann

in Athen, und der mächtigste in der That und Rede *), erhob sich in seiner Macht, und rief den Wankenden von der Tribune zu **):

„Noch immer, ihr Athener, behaupte ich dieselbe Meinung: wir müssen den Peloponnesern nicht nachgeben; obwohl mir bekannt, daß die Menschen nicht mit demselben Eifer einen Krieg zu führen gewohnt sind, mit dem sie den Aufforderungen dazu beipflichten, sondern daß der Gang der Begebenheiten ihr Urtheil bestimmt. Ich sehe, daß ich auch jetzt zu gleichen oder ähnlichen Dingen rathen muß, wie vormals, und halte es für billig, daß diejenigen unter euch, die ich durch meine Rede überzeuge, das, was sie für den Staat beschließen, auch dann noch vertheidigen, wenn uns irgend ein Unglück trifft; oder daß sie auch, wenn uns das Glück begünstigt, sich unsere Einsichten nicht zueignen. Denn es geschieht oft, daß die Begebenheiten im Laufe der Dinge eben so ungeschickt sich ereignen, als der Mensch sie sich denkt; daher wir auch in Allem, was sich wider unsere Erwartung zuträgt, das Glück anzuklagen pflegen. Die Lacedämonier, die uns offenbar schon vorher hinterlistig behandelt haben, thun dies insonderheit bei dieser Gelegenheit. Denn, da es durch den Vertrag festgesetzt war, daß ein Jeder behalten sollte, was er wirklich besaß, und daß

---

*) Thuzyd. 1. B. 139 K.

**) Thuzyd. 1. B. 140 K. nach Jakobi's Uebersetzung. Ich gebe sie nebst zwei anderen als Probe von der erwähnten Stärke der Beredsamkeit dieses außerordentlichen Mannes.

wir unsere Streitigkeiten der Entscheidung des Rechtes überlassen wollten; so haben sie doch eben so wenig selbst einen Rechtsvergleich angeboten, als sie ihn jetzt annehmen, da wir ihn anbiethen. Sie wollen ihre Forderungen lieber durch die Waffen als durch Gründe geltend machen, und kommen nun schon nicht mehr ersuchend, sondern gebietend. Denn sie befehlen, daß wir uns von Potidäa zurückziehen, Aegina den freien Genuß seiner Gesetze wieder geben, und den Beschluß wegen Megara aufheben sollen. Die zuletzt erschienenen Gesandten aber gebieten uns, die Helenen in Freiheit zu setzen. Keiner von uns wähne, daß wir den Krieg um einer unbedeutenden Kleinigkeit willen unternehmen werden, wenn wir den Beschluß wegen Megara nicht aufheben, den sie insbesondere vorschützen und sagen: es solle nicht zum Kriege kommen, wenn wir ihnen hierin willfahrten. Nein, es darf in euch selbst diese Anklage nicht haften, daß ihr um geringfügiger Ursache willen zu den Waffen greifet. Denn diese Kleinigkeit muß zur Bestätigung und Probe der Festigkeit eures Willens dienen. Gäbet ihr nach, so würden sie euch alsbald noch etwas Wichtigeres gebieten, in der Erwartung, daß ihr aus Furcht auch dies noch thun würdet. Beharrt ihr hingegen standhaft bei der Verweigerung, so werden sie daraus sehen, daß sie euch mehr wie ihres Gleichen behandeln müssen."

„Erwägt also jetzt, ob ihr Folge leisten wollt, bevor euch noch ein Unfall traf, oder ob wir (welches mir besser scheint) den Krieg beschließen, und aus keinem weder geringerem noch wichtigerem Grunde nachgeben wollen, noch

mit Furcht behalten, was wir einmal erworben. Denn der größte wie der geringste Befehl, der vor der Entscheidung des Rechtes von unsers Gleichen an uns ergeht, vermögen beide gleich viel zur Begründung der Knechtschaft. Daß wir im Kriege und in den Mitteln dazu nicht als die Schwächeren auftreten werden, erkennt durch die Vergleichung unserer wechselseitigen Lage. Die Peloponneser leben von ihrer eigenen Hände Arbeit, und weder der einzelne Bürger ist vermögend, noch der Staat. Langwieriger Kriege und die jenseits des Meeres geführt werden, sind sie unkundig, da ihre Armuth sie auf kleine wechselseitige Kriege unter einander beschränkt. Solche Menschen sind außer Stande, eine Flotte zu bemannen, oder öfters Heere außer Landes zu schicken, weil sie dies von ihrem Gewerbe entfernt und sie nöthigt, ihre eigene Habe anzugreifen, während zugleich das Meer für sie gesperrt ist. Kriege aber werden mehr durch den Reichthum des Staats, als durch gewaltsame Zuschüsse getragen. Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben, pflegen mit ihrem Körper freigebiger zum Kriege zu sein, als mit ihrem Gelde Denn sie vertrauen, jener werde wohl aus den Gefahren entkommen; von diesem aber glauben sie, es sei unsicher, ob es nicht vorher darauf gehen werde, zumal, wenn sich der Krieg, wie es wahrscheinlich ist, wider ihr Erwarten in die Länge ziehen sollte. In einer einzigen Schlacht vermögen die Peloponneser und ihre Bundesgenossen allen übrigen Helenen die Spitze zu bieten; gegen eine andere Art aber den Krieg zu führen, als die ihrige, können sie sich nicht halten, da sie nichts auf vereinten Rath

mit Schnelligkeit ausführen, sondern im Gegentheile alle ein gleiches Stimmrecht ausüben, ohne eines einzigen Stammes Glieder zu sein; in welchem Falle jeder nur für sich sorgt, und wobei nimmer etwas zur Ausführung zu gedeihen pflegt. Denn während Einige sich eifrig am Feinde zu rächen wünschen, wollen die Übrigen vor allen Dingen ihr Eigenthum nicht in Gefahr bringen. Nach langem Zaudern kommen sie zusammen, widmen wenige Augenblicke dem gemeinen Besten, und bringen die meiste Zeit mit ihren Privat-Angelegenheiten zu. Jeder wähnt durch seine Fahrlässigkeit nicht zu schaden, sondern irgend ein Anderer werde statt seiner für das Wohl des Ganzen sorgen, und er gewahrt es nicht, daß diese, jedem Einzelnen gemeine Denkungsart den Staat ins Verderben stürzt."

„Was aber das Wichtigste ist, der Geldmangel muß ihnen Hindernisse in den Weg legen, wenn sie über dem Zögern mit dem Herbeischaffen der Kriegskosten den günstigsten Augenblick versäumen. Denn die Gelegenheiten im Kriege sind nicht bleibend. Weder ihre Kunst im Festungsbaue, noch ihr Seewesen sind zu fürchten. Denn selbst in Friedenszeiten hat es für den Staat seine großen Schwierigkeiten, ein haltbares Werk jener Gattung zu Stande zu bringen, geschweige denn in einem feindlichen Lande, wo wir ihnen immer entgegen arbeiten werden. Sollten sie indessen wirklich irgend einen Platz befestigen, so werden sie zwar einem Theile unseres Gebietes durch ihre Einfälle und durch den Überlauf der Sklaven schaden; unsere Stadt aber können sie dadurch nicht sperren, noch uns hindern,

nach ihrem Gebiete zu segeln, und uns durch unsere Seemacht, in der unsere Stärke besteht, zu wehren. Der Seekrieg lehrt uns mehr Erfahrungen für den Landkrieg, als ihnen ihr Landdienst für den Seekrieg. Erfahrne Seeleute zu werden, wird ihnen nicht leicht gelingen. Denn selbst ihr, die ihr euch doch schon seit dem medischen Kriege damit beschäftiget, habt es darin noch keineswegs zur Vollkommenheit gebracht. Wie sollten denn Ackerbauer, die sich durchaus mit der See nicht abgeben, und denen wir es nicht einmal gestatten werden, es zu irgend einem Grade der Fertigkeit zu bringen, indem wir sie immer mit einer großen Anzahl Schiffe angreifen werden, wie sollten die, sage ich, irgend etwas ausführen, was der Rede werth wäre? Denn könnten sie auch gegen wenige Schiffe einen Angriff wagen, indem sie ihrer Unerfahrenheit durch die Menge Muth machten, so werden sie, durch unsere Überlegenheit im Zaum gehalten, ruhig bleiben. Und wegen dieses Mangels an Übung werden sie ungeschickt und daher auch wenig unternehmend sein. Denn das Seewesen ist eine Kunst, wie jede andere, und gestattet nicht, daß man sie, wenn es die Gelegenheit gibt, nebenbei treibe; sondern fordert vielmehr, daß man sich neben ihr mit nichts Anderem beschäftige."

„Sollten sie auch die Schätze zu Olympia und Delphi ergreifen und uns durch einen höheren Sold unser ausländisches Schiffsvolk zu entziehen suchen, so würde es wahrlich schlimm sein, wenn wir und unsere Einsassen nicht hinreichten, unsere Schiffe zu besetzen und ihnen zu widerstehen. Nun aber können wir nicht allein dies, sondern, was

das Beste ist, die Steuerleute bestehen aus unseren Bürgern, und Matrosen besitzen wir bessere und in größerer Zahl als das ganze übrige Hellas. Und von den Auswärtigen wird sich bei der drohenden Gefahr keiner selbst aus seinem Vaterlande verbannen, und mit der geringeren Hoffnung des Sieges für jene fechten, um für wenige Tage einen höheren Sold zu genießen. So, oder beinahe so, erscheint mir die Lage der Peloponneser; die unsrige aber, glaube ich, weicht gerade in dem, was wir an jener tadelten, von ihr ab, und ist überhaupt in Folgendem noch ungleich vorzüglicher. Fallen sie von der Landseite unser Gebiet an, so bekriegen wir das ihrige von der Seeseite. Und es wird nicht dasselbe sein, auch nur einen Theil des Peloponneses zu verheeren, oder ganz Attika. Denn jene werden statt der verheerten Gegend ihres Gebietes kein anderes Land ohne Kampf besetzen können. Wir aber besitzen reichlich Ländereien, auf den Inseln wie auf dem festen Lande. Denn große Gewalt gibt eine Seemacht. Erwäget es selbst. Wer könnte schwerer anzugreifen sein, als wir, wären wir Insulaner? Und nun müssen wir uns diesem Zustande so nahe wie möglich zu bringen suchen, müssen unsere Ländereien und Landhäuser verlassen, und uns blos auf die Vertheidigung des Meeres und unserer Stadt beschränken, ohne uns durch Zorn zu einer Schlacht wider die Peloponneser reizen zu lassen, die uns an Zahl so weit überlegen sind. Denn siegten wir, so würden wir bald mit keiner geringeren Zahl zu kämpfen haben; und sollten wir den Kürzeren ziehen, so möchten wir überdies noch unsere Bundesgenossen verlie-

ren, auf die unsere Macht sich stützt. Denn sie werden nicht ruhen, sobald wir außer Stande sind, Heere gegen sie auszusenden. Nicht Ländereien und Gebäude sind des Bedauerns werth, sondern die Menschen; denn jene besitzen nicht diese, sondern die Menschen jene. Und könnte ich hoffen euch zu überreden, so würde ich euch rathen, jene zu verlassen und zu zerstören, und den Peloponnesern zu zeigen, daß ihr ihnen um solcher Güter willen nicht nachgeben werdet."

„Vieles Andere noch läßt mich einen glücklichen Ausgang hoffen, wenn ihr nur während der Führung des Krieges eure Herrschaft nicht ausdehnen wollet, und durch selbst gewählte Gefahren das Unternehmen vergrößern. Denn ich fürchte mehr unsere eigenen Mißgriffe, als die Pläne unserer Feinde. Welche aber diese sind, werden wir bei einer anderen Gelegenheit, während der Führung des Krieges selbst, anzeigen; gegenwärtig lasset uns die Gesandten mit folgender Antwort zurück schicken: Wir würden den Megarern den Zutritt auf unseren Markt und in unsere Häfen gestatten, wenn auch die Lacedämonier weder uns noch unsere Bundesgenossen als Fremde ausstoßen wollten; denn das eine verbietet der Vertrag eben so wenig als das andere. Den Städten wären wir bereit, ihre Freiheit wieder zu geben, wenn sie frei waren als der Friede geschlossen ward, und wenn die Lacedämonier auch ihren Städten die Freiheit wiedergäben, so daß diese sich nicht mehr in ihrer Staatsverwaltung nach ihnen bequemen dürften, sondern jede Stadt hierin ihrem eigenen Willen folgen könnte. Wir unterwür-

fen uns, dem Vertrage gemäß, der Entscheidung des Rechts und würden den Krieg nicht beginnen, sondern uns gegen den Angreifenden vertheidigen. Diese Antwort ist gerecht und zugleich geziemend für unsern Staat. Man muß wissen, daß der Krieg nothwendig ist. Unternehmen wir ihn mit Lust, so werden die Anschläge der Feinde minder drückend für uns sein, und aus den größten Gefahren erwächst dem Staate, wie dem einzelnen Bürger der größte Ruhm. So stützten sich unsere Vorfahren, als sie die Meder besiegten, bei weitem nicht auf eine solche Macht, sondern verließen vielmehr das Ihrige, und schlugen die Angriffe der Barbaren mehr durch Klugheit als Glück, mehr durch Kühnheit als Macht unterstützt, zurück, und brachten den Staat auf eine solche Höhe. Und hinter ihnen dürfen wir nicht zurückbleiben, sondern müssen uns unserer Feinde auf alle Weise erwehren und darnach streben, unsern Nachkommen diese Herrschaft nicht geschwächt zu übertragen." — Als Perikles diese Rede geendet hatte, war das vor kurzem noch so getheilte Volk nur mehr Einer Meinung — der dieses trefflichen Staatsmannes und Redners und die Gesandten Lacedämons erhielten die Antwort, die Athenienser würden keiner Macht auf Erden Folge leisten, wenn sie ihnen befehle; sie seien aber bereit, sich nach dem Inhalte des bestehenden Vertrages über die streitigen Punkte einer rechtlichen Entscheidung zu fügen, wenn die Gleichheit beider Theile dabei anerkannt würde.

Die Gesandten verließen hierauf Athen, wie man ein

Haus verläßt, aus welchem schon die Flammen hervorbrechen.

XXI.

Peloponnesischer Krieg. Unzufriedenheit in Athen. Anklagen.

So begann der furchtbare Krieg, geführt von dem mächtigsten und edelsten der Völker, von den größten und besten der Feldherren, besonnen und langsam in seinem Entstehen, gräßlich und reißend nach seinem Ausbruche, ein Vertilgungskrieg, der auch ferne Reiche in seinen Wirbel zog, und an Umfang der Zeit und des Schauplatzes in der Geschichte wenige ähnliche fand.

Wie von entgegengesetzten Seiten zwei verderbendrohende Ungewitter mit Heeren von Todeswolken sich feindlich nähern, die Erde unter ihnen aber, in lautloser Stille des entsetzlichen Ausbruches harrend, ängstlich daliegt; so rückten nun Attika und der Peloponnes schlachtgerüstet sich entgegen, indeß das übrige Griechenland in banger Erwartung den drohenden Stürmen und Unfällen entgegen sah. Alles ward den für ihre Rechte und Existenz glühenden und fürchtenden Gemüthern nun zur Bedeutung. Jede Sage, jede Naturerscheinung, jeder Zufall wurde zur Vorbedeutung des bevorstehenden Krieges und seiner Drangsale erhoben. Bald aber theilten sich von Haß und Furcht be-

seelt, alle griechischen Staaten in zwei Theile; allein die meisten traten dem peloponnesischen Bunde bei, da er für ihre Freiheit und für die gerechte Sache zu kämpfen vorgab, und sie von Erbitterung glühten gegen Athen, dessen schweres Joch sie entweder schon fühlten oder fürchteten. Nur die Argiver und die Achäer blieben neutral; der ganze übrige Peloponnes vereinigte sich mit Lacedämon, wie auch der größte Theil Nord-Griechenlands. Diesem Bündnisse gemäß stellten also die Böotier, Phozenser und Lokrier größtentheils die Reiterei, die Megarer, Ambrazioten, Leukadier und Anaktorier das Fußvolk; Lacedämon, Korinth, Syzion, Pellene und Elis aber besorgten die Ausrüstung einer Flotte von fünfhundert dreirudrigen Schiffen.

Athen hatte auf dem festen Lande nur Thessalien, Arkarnanien, Messene und Platäa zu Verbündeten. Dagegen aber wurde dessen ohnedies so bedeutende Seemacht durch den Beitritt der mächtigen Inseln Korzyra, Zazynth, Chios und Lesbos sehr verstärkt. Hierzu gesellten sich noch die vielen und reichen griechischen Städte an den asiatischen Küsten, am Hellesponte und in Thrazien nebst allen kleineren Inseln im ägäischen Meere, ausgenommen die lacedämonischen Kolonien von Melos und Thera.

Die Landtruppen des peloponnesischen Bundes konzentrirten sich an der Erdenge bei Korinth, unter dem Oberbefehle des spartanischen Königs Archidamus. Dieser weise und milde Fürst, schaudernd vor dem Blutvergießen, welches nun so schnell und so entsetzlich folgen sollte, in einem Kriege, wo Griechen gegen Griechen fochten, machte noch

einen Versuch, gütlich beizulegen, was man mit dem Schwerte zu entscheiden lechzte, und sandte einen Friedensherold nach Athen. Allein das erbitterte Volk versagte ihm, nach Perikles Anrathen, den Eintritt in die Stadt, und gönnte ihm nicht einmal die Verkündigung seiner Botschaft, sondern entließ ihn sogleich ungehört mit dem Bedeuten: wenn Lacedämon Gesandte zu Friedensunterhandlungen schicken wolle, so möchte es vorher sein Kriegsheer zurückziehen.

Auf diese hartnäckige Weigerung rückte denn endlich Archidamus mit einem Heere von sechzigtausend Mann vor, und verbreitete sich in den Ebenen von Attika. Es war eben die Zeit der Ernte. Seine Truppen und die Hufe ihrer Pferde zertraten den Segen der fruchtvollen Gefilde. Die Flammen sengten und das Schwert verheerte die Gegend umher, deren erschrockene Bewohner ihre ländlichen Wohnsitze zerstört oder von der nahen Zerstörung bedroht, verließen. Sie retteten sich und ihre beste Habe nach Athen. Alle Wege waren von Flüchtlingen bedeckt; diese brachten ihre Herden und ihre Sklaven nach Euböa und den übrigen benachbarten Inseln, jene trugen ihr bestes Geräthe, manche sogar das Holzwerk ihrer niedergerissenen Häuser nach Athen.

In dieser Stadt war indeß, als man die Schrecknisse des Krieges heranrücken sah, die bisherige, beinahe übermüthige Kühnheit verschwunden, und die Besorgnisse, welche die Gemüther ergriffen, durch das von dem allenthalben herbeieilenden Landvolke verbreitete Entsetzen aufs höchste gesteigert worden. Allgemeiner Unwille brach gegen Pe-

rikles aus, dessen Feuer seine Gegner so viel möglich immer mehr und mehr anzufachen suchten.

Da man sich aber noch nicht gegen ihn selbst geradezu aufzutreten und ihn kühn zu stürzen wagte, suchte man ihn zu untergraben, und sein Ansehen zum Wanken zu bringen, indem man ihn in seinen Freunden angriff. Man erhob also gegen Anaxagoras, Phidias und Aspasia die öffentliche Anklage. Anaxagoras hatte schon früher die Sonne und die übrigen Gestirne für glühende Steinmassen erklärt, und sich dadurch den bittersten Tadel und den heftigsten Haß des Pöbels zugezogen, der durch ihn seine Idole ihrer Gottheit entsetzt sah, wie auch der Auguren, Zeichendeuter und Wahrsager, die durch ein so aufgeklärtes System den Sturz mancher bethörenden Ceremonie und den Verlust ihres Ansehens befürchten mußten. Man brachte daher nun zu seinem Falle ein Dekret zu Stande, gegen diejenigen, welche durch ihre Erklärungen der Himmelserscheinungen die Religion lästerten. Das Volk ergriff jetzt doppelt begierig diese Gelegenheit, theils um Perikles zu kränken, theils um über den verhaßten Philosophen das Urtheil zu sprechen. Perikles versuchte alles Mögliche den weisen Freund zu retten, aber vergebens; es blieb ihm kein anderes Erhaltungsmittel mehr übrig, als ihn heimlich aus der Stadt zu schaffen, welche das helle Licht seiner Weisheit noch nicht ertragen konnte.

Aber nicht einmal so glücklich war Perikles in der Beschützung seines Freundes Phidias, da die Anklage gegen diesen Mann einen zweifachen Grund hatte, und theils von

den Neidern seiner Talente und seines Ruhms, theils aber von Perikles Feinden erhoben wurde, welche aus diesem Vorspiele ersehen wollten, wie das Volk wohl eine Anklage gegen Perikles selbst aufnehmen würde.

Man beschuldigte den Künstler also, bei Verfertigung der Bildsäule Minervens, Gold unterschlagen zu haben. Man nahm eine gerichtliche Untersuchung der Statue vor; aber weit entfernt, Phidias Schuld zu bewähren, diente sie nur zum vollen Beweise seiner Unschuld, denn er hatte das Gold an der Statue dieser Göttin so künstlich angelegt, daß man es davon wieder abnehmen konnte. Perikles drang auch auf die Abnahme — und es zeigte sich, daß an der verwendeten Goldmasse kein Haar breit fehle. Man stand also von der Anklage ab — um ihr eine andere Wendung zu geben. Phidias hatte nämlich auf dem Schilde jener Minerva Perikles Bildniß und sein eigenes mit sprechender Ähnlichkeit angebracht. Die Tollkühnen errötheten nicht, ihm auch dies nun zum Verbrechen zu machen und für eine Profanirung der Religion zu erklären.

Und man warf den edlen Künstler ins Gefängniß, wo er seinen Geist aufgab!! —

Nun traf die Reihe auch Aspasia. Auch sie wurde angeklagt, der Religion Ärgerniß gegeben zu haben, und man beschuldigte sie sogar, daß sie Mädchen beherberge, mit welchen Perikles verbotene Liebe pflege. So ungegründet diese Klage auch war, so schwebte doch schon das Verbannungsurtheil auf den Lippen bestochener oder verblendeter Richter, und Perikles durfte weder Bitten noch Thrä-

nen verschmähen um die geliebte Gattin zu retten, und sich zu erhalten.

Allein auch diese Stürme vermochten weder seinen Geist zu beugen, noch ihn von der Sorge für die Verwaltung des Staates abzuziehen. Er ging auch aus dieser Feuerprobe geläutert hervor, und fühlte nur im Stillen den Schmerz über den Verlust der zwei edelsten Freunde und vortrefflichsten Menschen.

XXII.

Athen's traurige Lage.

Perikles hatte nun eine zweifache Schwierigkeit zu besiegen, die Unruhe und den Unwillen der Athenienser für die Gegenwart zu besänftigen und sie zugleich zu den bevorstehenden noch größerem Elende der Zukunft vorzubereiten, da er, als man ihn mit neun andern Anführern zum Befehlshaber erwählte, ihn aber unter ihnen zum ersten Feldherrn der athenienſischen Kriegsmacht mit der unumschränkten Gewalt, das Volk zu außerordentlichen Versammlungen zusammen zu berufen, ernannte, sogleich seinen Plan dahin entworfen hatte, daß Athen, als Seemacht, die Verwüstungen der Landmacht dulden, dagegen aber mit einer Flotte den Peloponnes angreifen, und so dessen Heere

zur Rückkehr und Beschützung ihrer eigenen Länder zwingen müsse.

Er bestieg demnach die Rednerbühne, und ermahnte die Athenienser neuerdings, alle Habe in die Stadt zu bringen, die Verwüstungen für jetzt standhaft und mit Gleichmuth anzusehen, ja selbst geduldig jedes Treffen auf dem festen Lande zu vermeiden, dagegen aber alle ihre Hoffnungen auf die Flotte zu bauen und auf ihre Bundesgenossen ein wachsames Auge zu haben, indem die von diesen abhängigen Städten und Inseln entrichteten Abgaben den größten Theil der Staatseinkünfte machten, und ihre Mach auf ihren Einkünften beruhte, da nur Geld und verständige Führung den Krieg entscheiden könnten. Um sie nun zu überzeugen, daß sie in diesem Kriege nicht nur höchst wahrscheinlich, sondern auch leicht und beinahe gewiß die Sieger bleiben würden, setzte er ihnen im Detail alle Vortheile auseinander, deren sie sich zu erfreuen hätten; er machte sie aufmerksam, daß die Bundesgenossen allein jährlich sechshundert Talente *) bezahlten, und im öffentlichen Schatze sechstausend Talente **) bares Geld vorhanden seien, daß überdies an ungeprägtem Golde und Silber, an Opfergeräthe und an persischer Beute sich noch fünfhundert Talente ***) vorfänden, daß man nebst dem, wenn einmal keine andere

*) Ungefähr 800,000 Thaler.

**) Ungefähr acht Millionen Thaler.

***) 675,000 Thaler.

Hülfe möglich wäre, auch die Tempelgelder und das Gold der Götterbilder, gegen Wiedererstattung, zur Rettung des Vaterlandes verwenden könne, welches zusammen eine sehr beträchtliche Summe machte, da das reine Gold um die Statue der Minerva allein vierzig Talente betrug. Er zeigte ihnen ferner, daß ihre Landmacht, ungerechnet die Menge der leicht bewaffneten Sklaven und der Truppen der Bundesgenossen, sich auf zweiunddreißigtausend Mann belaufe, die Flotte aber aus dreihundert dreirudrigen Schiffen bestehe. Hierauf kam Perikles auf die Erörterung des schwierigsten Punktes seiner Rede, welche ihm die Liebe des Volkes entzogen, und seinen ganzen Plan vernichtet haben würde. Perikles hegte nämlich die gegründete Besorgniß, daß König Archidamus, entweder weil er sein Gastfreund war, oder aber auf Befehl der Lacedämonier, um ihn seinen Atheniensern verhaßt oder doch verdächtig zu machen, in der allgemeinen Verheerung des attischen Gebiets, seine Landgüter allein schonen würde. Perikles erklärte daher jetzt dem versammelten Volke, daß, wenn dieser Fall eintreten sollte, von diesem Augenblicke an alle seine Besitzungen Staatsgüter werden sollten.

So überzeugend auch diese Vorstellungen und Gründe für den Verstand waren, und so sehr man auch die Nothwendigkeit einsah, ihnen Folge zu leisten, so erlag doch die dem menschlischen Gemüthe innewohnende Schwäche der traurigen Wirklichkeit und die trübe Gegenwart siegte über die helleren Aussichten in die Zukunft. Und in der That hatten auch die Athenienser, sowohl die Reichen und Edlen,

als auch der dürftige Pöbel, vieles Ungemach zu erdulden, da die Ersteren von ihren verwüsteten Villen keine Einkünfte mehr bezogen, und die Letzteren, denen es sogar an Obdach gebrach, sich in Tempeln, Thürmen der Stadtmauern, und in elenden Gebäuden zwischen den Mauern und dem Hafen Piräus zusammendrängen mußten, welches ihnen desto schmerzlicher fiel, da sie nicht nur sich für preisgegeben und von der Regierung verachtet, sondern auch die ihnen so theuren Heiligthümer für entweiht hielten.

Perikles hatte es jedoch indessen so weit gebracht, daß man die Verheerung und Plünderung der eleusinischen und thriasischen Felder als das Werk einer traurigen Nothwendigkeit geschehen ließ. Als die Spartaner aber nun die vor Athen liegende reiche Ebene von Acharnä auf gleiche Art zu verwüsten begannen, und die Athenienser von ihren Mauern herab Augenzeugen dieses gräßlichen Schauspiels wurden, da brach auf's neue der heftigste Unwille gegen Perikles aus. Man schrie: sein Trotz sei die Ursache des gegenwärtigen Krieges, sein Starrsinn, der ihnen den Feind anzugreifen verbiete und sie wie wehrlose Schlachtopfer in die Stadt einschließe, die Ursache des gegenwärtigen Elends.

Die Spartaner hatten auch wirklich diese Verheerung nicht sowohl ihrer selbst wegen vorgenommen, sondern nur, um die Athenienser zu einer Schlacht zu reizen, wo sie dann, als eine ihnen so überlegene Landmacht den entscheidendsten Sieg zu erwarten hatten. Dies wußte Perikles, ließ eben deßwegen keine öffentliche Versammlung halten, um nicht überstimmt, und wider seinen Willen

zu einer Schlacht gezwungen zu werden, und blieb, unerschütterlich gegen alle Klagen und Vorwürfe des Volkes und seiner Feinde, auf seinem gefaßten Vorsatze, keine Schlacht auf dem festen Lande zu wagen, sondern er sandte zwei Flotten aus, welche, während die Lacedämonier und ihre Verbündeten Attika verwüsteten, die peloponnesischen Küstenländer und mehrere ihnen anhängende Inseln, auf eine eben so schreckliche Art verheerten. Um aber auch den in Athen noch in großer Menge zurückgebliebenen unruhigen und ungeduldigen Köpfen doch eine Beschäftigung zu geben, gestattete er kleine Ausfälle einzelner Reiterschaaren, welche die zerstreuten Plünderer manchmal vom Lager abschnitten oder doch in die Flucht trieben und ihrer Beute beraubten, auf jeden Fall aber ihre Verwegenheit verminderten oder bestraften.

Allein nicht lange währte dies — und es geschah, was Perikles vorausgesehen und gewollt hatte. Das Heer der Verbündeten, welches theils durch Verheerung der attischen Felder sich selbst der Lebensmittel beraubt hatte, theils aber nun einsah, daß Perikles ihrem Plane gerade entgegen arbeite, und die Athenienser zu keinem Haupttreffen auf dem festen Lande reizen lasse, zog sich nach dem Peloponnes zurück, und Attika athmete wieder frei.

XXIII.

Athen's Rache. Leichenfeier.

Als nun das erste Jahr dieses Feldzuges geendiget war, sahen beide streitende Theile deutlich, woran es jedem gebrach, und waren sorgfältig darauf bedacht, alle Mittel anzuwenden, um ihren Schwächen abzuhelfen, und ihre Mängel zu heben.

Dem gemäß dachte nun Lacedämon auf die Herstellung einer Flotte, Athen auf Anstalten zur Sicherheit des Landes und zur Vertheidigung der Stadt. Perikles ließ also Grenzorte befestigen, und an verschiedenen Stellen der Küsten Wachschiffe ausstellen. Nebst dem wurde in dem öffentlichen Schatze eine Summe von tausend Talenten blos für den Fall eines feindlichen Angriffes auf die Stadt von der Seeseite bestimmt, und über Jeden, der sie zu einem andern Zwecke vorschlagen würde, im voraus die Todesstrafe verhängt.

Allein ungeachtet Attika sich von den Feinden wieder frei fühlte, ungeachtet zu seiner künftigen Vertheidigung die besten Anstalten getroffen waren, sah Perikles sich dennoch gezwungen, zur gänzlichen Befriedigung des Volkes, seine Zuflucht zu einem Mittel zu nehmen, dessen er sich schon ehemals immer mit dem besten Erfolge bedient hatte, zur Versendung einer Kolonie aus Athen, ein Mittel, welches

er jetzt um so dringender ergreifen mußte, da die Volksmasse in dieser Stadt so zusammen gedrängt war, daß die Gesundheit der Einwohner gefährdet wurde, und Mangel an Lebensmitteln zu drohen begann.

Die nahe bei Athen gelegene Insel Aegina bot ihm zur Ausführung dieses Projektes die beste Gelegenheit dar, da ihre Bewohner, von tiefem Hasse gegen Athen beseelt, zur Entflammung dieses Krieges ihr Möglichstes beigetragen hatten. Die Aegineten wurden also nun, wie zur Strafe, von ihrer Insel vertrieben, und ihr Besitz dürftigen Atheniensern verliehen.

So blieb denn nur noch ein geringer Theil ganz armer Bürger in Athen zurück, welche Perikles durch Geldaustheilungen zu befriedigen wußte, und Athen hätte nun einer kurzen Ruhe genossen, wäre nicht noch an dem feindseligen Volke von Megara Rache zu nehmen gewesen. Perikles führte daher selbst die ganze atheniensische Landmacht, mit welcher sich noch die Truppen einer bei Aegina vor Anker liegenden Flotte vereinigten, gegen diese verhaßte Stadt, ließ ihr Gebiet zur Wiedervergeltung verheeren und plündern, und kehrte, mit Beute beladen, siegreich nach Athen zurück.

Hier ließ Perikles nun, wie es gewöhnlich war, die öffentliche Todtenfeier der in dem ersten Feldzuge dieses Krieges für das Vaterland Gebliebenen begehen. Die Feierlichkeit war eine der heiligsten, rührendsten und ergreifendsten. Man brachte zuerst die Gebeine der Krieger unter ein ausgespanntes großes Zelt, ordnete sie, und streute zu beiden Seiten Blumen und Kräuter von auserlesenem Wohlgeruche.

Hier blieben sie drei Tage. Freunde und Verwandte besuchten die heiligen Reste, schmückten sie mit Kränzen, und entrichteten ihnen das gebührende Thränenopfer. Am vierten Tage endlich sendete jeder der zehn Stämme von Attika einen Sarg von Cypressenholz, in welchen die Gebeine gesammelt wurden. Diesen fügte man noch einen leeren mit schwarzem Stoffe bedeckten Sarg bei zum Andenken derjenigen, deren Leichname man auf dem Schlachtfelde vermißt hatte. Nun wallte der Zug in feierlich-stiller Trauer nach dem öffentlichen Begräbnißplatze. Ihm folgten alle Bürger und Bewohner Athen's, und weibliche Klagelieder erschollen. An den offenen Gräbern harrten seiner die Verwandten. Nun wurden die Särge in den Schooß der Erde gesezt; Seufzer und Schluchzen der Gattinnen und der vaterlosen Waisen unterbrachen die allgemeine Stille. Aber sie verstummten, als sich über die heilige Ruhestätte ein herrliches Monument erhob, und schimmernde Inschriften den Gefallenen den Dank, ihren Zurückgebliebenen den Schutz des Vaterlandes verkündeten. Zwar senkten sich noch thränenvolle Blicke zur Erde, und der getröstete Schmerz zog sich äußerungslos in die gepreßten Herzen zurück; aber er verschwand gänzlich und alle Augen trockneten emporblickend, als Perikles nun die Tribune bestieg, und den fürs Vaterland gefallenen Edlen die Trauer- und Lobrede begann.

XXIV.

Perikles Trauerrede.

„Die Meisten *), die an dieser Stätte schon geredet haben, priesen denjenigen, der die Lobrede mit der Feier dieses Begräbnisses zuerst gesetzmäßig verband, weil sie es für schön hielten, die im Kriege Erschlagenen auf solche Weise mit Ruhm zu erheben. Mir scheint es zureichend, wenn man Männer, die durch die That ihre Tapferkeit bewiesen, auch durch die That ehrt, wie ihr an dem von dem Staate veranstalteten Leichengepränge bei diesem Grabmahle sehet. Und man sollte, dächte ich, die Verdienste Vieler nicht an einen einzelnen Mann wagen, indem man sie der Geschicklichkeit oder Untüchtigkeit eines Redners anvertraut. Schwer ist es in der That, den rechten Weg bei einem Vortrage zu beobachten, wo man selbst dem mißtraut, was die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Denn ein Zuhörer, dem die Sache bekannt, und der von Wohlwollen beseelt ist, glaubt leicht, daß etwas minder günstig dargestellt werde, als er es selbst wünscht oder weiß. Wer hingegen der Dinge unkundig ist, wähnt aus Neid, man übertreibe, wenn er etwas vernimmt, was die Grenzen seines Vermögens überschreitet. Denn so lange ist fremdes Lob erträglich, als Jeder sich selbst fähig hält auszuführen, was er hört; wo er sich aber übertroffen sieht, regt sich seine Mißgunst und sein Unglaube. Doch

*) Thuzyd. 1. B. 35 K.

da es unsern Vorfahren geschienen hat, daß diese Sitte gut sei, so muß auch ich sie beobachten und versuchen, eines Jeden Wunsche und Meinung, so viel möglich, Genüge zu leisten."

„Ich beginne mit unseren Vorfahren, da es sowohl recht als schicklich ist, ihrer bei dieser Gelegenheit zu gedenken. Denn sie, die sich als beständige Bewohner dieses Landes behaupteten, haben es durch ihre Tapferkeit ihren Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht als ein bis jetzt freies Erbe übertragen. Sie sind also des Lobes werth; und noch mehr sind es unsere Väter, die uns die große Herrschaft, welche sie zu dem Erbtheile, was sie empfingen, hinzu erwarben, und die wir jetzt besitzen, nicht ohne Kampf und Mühseligkeiten hinterließen."

„Den größten Theil dieses Reichs aber haben wir, die nun reifen Alters sind, gewonnen, und den Staat mit allen Rüstungen zum Kriege und mit allen Bedürfnissen des Friedens reichlich versehen. Die kriegerischen Thaten, durch welche dies alles erworben ward, und wenn wir selbst oder unsere Väter einen Krieg muthig bestanden, womit Barbaren und Hellenen uns überzogen, alles dies lasse ich unberührt, da ich euch von bekannten Dingen nicht unterhalten mag. Wenn ich aber zuerst dargethan habe, durch welche Einrichtungen und welche Verfassung wir diesen Zustand erreichten und durch was für Mittel der Staat eine solche Höhe erlangte, werde ich zunächst auf das Lob dieser Männer kommen. Denn ich halte es für angemessen, bei dem heutigen Anlasse vorher von jenen Dingen zu reden, und für

nützlich, daß die ganze Masse der Bürger und Fremden sie höre."

„In unserer Staatsverwaltung ahmen wir nicht fremde Einrichtungen nach, sondern wir dienen vielmehr andern zum Vorbilde. Diese Verfassung führt den Namen der Volksherrschaft, weil die Gewalt nicht in einigen Wenigen, sondern in der Menge ruht. Bei Privatstreitigkeiten sind die Gesetze für Alle gleich. Und was das bürgerliche Ansehen betrifft, so hängt dies von den Verdiensten ab, wodurch ein Bürger sich auszeichnet, und nicht von der Klasse, zu der er sich zählt. Auch die Armuth hindert ihn nicht, durch das geringe Ansehen, dessen er ihretwegen genießt, der Stadt nützlich zu werden, wenn er es vermag. Mit einem freien Sinne verwalten wir den Staat, und in den täglich vorkommenden gesellschaftlichen Verhältnissen zürnen wir dem Mitbürger nicht, wenn er leichtsinnig etwas versieht; wir strafen ihn zwar an Geld, nicht aber durch Züchtigungen, die dem Auge wehe thun. Zwanglos gehen wir unsern Privatgeschäften nach, und von der Uebertretung öffentlicher Verfügungen hält uns anständige Scheu ab, der Gehorsam gegen die jedesmaligen Magistratspersonen, und die Gesetze, zumal solche, die zum Vortheile der Beeinträchtigten wirklich gegeben wurden, oder die ungeschrieben, durch stillschweigende Uebereinkunft ihr Ansehen behaupten."

„Wir gönnen dem Gemüthe häufige Erholungen von den Mühseligkeiten des Lebens, durch eingeführte Kampfspiele, jährliche Opfer, und die schöne Einrichtung unserer

Wohnungen. Das Vergnügen, das sie uns täglich gewähren, entfernt die trüben Gedanken. Wegen der Größe der Stadt sammelt sich alles Volk von der ganzen Erde dahin, und der Genuß der Erzeugnisse unseres Gebietes ist bei uns nicht gewöhnlicher als der fremder Länder."

„Nicht minder zeichnen wir uns in den kriegerischen Einrichtungen vor unsern Widersachern aus. Wir gewähren einem Jeden den Genuß der Stadt, und hindern Keinen, durch Verweisung aus unserm Gebiete, gewisse Dinge zu erfahren oder zu sehen, besorgt, daß ein versteckt beobachtender Feind Nutzen daraus ziehe. Denn wir trauen minder auf gewisse Anstalten und Ueberlistung, als auf den eigenen Muth, mit dem wir eine Sache angreifen. Bei der Erziehung der Jugend trachten jene darnach, die Tapferkeit durch mühevolle Uebungen sich zu erwerben, während wir bei einer zwangloseren Lebensweise gleichen Gefahren mit einem nicht geringeren Muthe entgegen schreiten. Der Beweis liegt am Tage. Nicht allein, sondern von allen Hilfsvölkern unterstützt, bekriegen die Lacedämonier unser Land; wir hingegen ziehen mit eigener Macht in fremde Länder, kämpfen dort wider die ihr Eigenthum vertheidigenden Bewohner, und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Auf unsere gesammte Kriegsmacht ist noch nie ein Feind gestoßen, weil wir unsere Sorgfalt zugleich dem Seedienste widmen, und unsere Bürger vielfältig in andere Gegenden senden. Werden die Lacedämonier aber mit einer Abtheilung handgemein, und erringen den Vortheil über einen kleinen Haufen, so rühmen sie sich, unsere ganze Macht geschlagen zu

haben. Besiegt hingegen, sprechen sie, wir hätten Alle vereint wider sie gefochten. Und ist es auch wahr, daß wir mehr durch natürlichen Muth, als durch Uebung zu Mühseligkeiten gestärkt, den Gefahren Trotz bieten, so haben wir den Vortheil, daß wir künftige Beschwerden nicht schon zum Voraus empfinden, und wenn wir ihnen entgegen gehen, dennoch nicht mindere Kühnheit beweisen, als sie, die es sich ohne Aufhören sauer darum werden lassen."

„Unser Staat ist also hierin der Bewunderung werth, und so auch in andern Dingen. Wir lieben das Schöne, was mit der Mäßigkeit besteht, und lieben die Wissenschaften, ohne daß sie uns weichlich machen. Den Reichthum zeigen wir, wo die Gelegenheit sich dazu darbietet, mehr durch die That, als durch prahlende Rede. Keinem bringt es Schmach, seine Armuth zu gestehen; aber schimpflich ist es, wenn man sich nicht bestrebt, sie abzuwenden. Derjenige, der für sein Hauswesen Sorge trägt, nimmt auch das Wohl des Staates in Acht, und während er sich mit seinen Arbeiten beschäftigt, ist er zugleich der öffentlichen Angelegenheiten wohlkundig. Denn wir halten sogar einen Bürger, der sich hierum nicht bekümmert, zwar nicht für unthätig, aber dem Staate für unnütz. Auf solche Weise erlangen wir Fertigkeit in der Beurtheilung und in dem Entwurfe dieser Angelegenheiten, indem wir nicht allein nicht glauben, daß die Rede der Ausführung hinderlich sei, sondern vielmehr, daß es schade, wenn man sich nicht durch Gespräch mit den Dingen bekannt macht, die ausgeführt werden sollen. Denn auch dies gehört zu unsern Vorzü-

gen, daß wir mit der größten Kühnheit unternehmen, und zugleich genau überlegen, was wir angreifen, während Andern die Kühnheit aus der Unkunde erwächst, aber Ueberlegung sie unthätig macht. Für die tapfersten Seelen aber muß man die achten, die, mit den Gefahren und Annehmlichkeiten des Lebens gleich vertraut, dennoch jene nicht fliehen. Auch in Absicht der Dienstleistungen beobachten wir ein Verfahren, das dem der Menge entgegengesetzt ist, da wir unsere Freundschaften nicht durch angenommene, sondern durch erwiesene Wohlthaten stiften. Denn wer die Wohlthat erweis't, hat den bessern Stand vor dem, der sie empfängt, da er diesen zu seinem Schuldner macht. Der verpflichtete Theil wird blöder sein, weil er weiß, daß sein Wohlverhalten ihm keinen Dank einbringt, sondern nur als eine abgetragene Schuld berechnet wird. Wir allein also stehen furchtlos einem Jeden bei, ohne Rücksicht auf den zu gewinnenden Vortheil, um uns das Recht zu einer freimüthigen Behandlung zu erwerben."

„Um Alles endlich mit einem Worte zusammen zu fassen, behaupte ich, daß unsere Stadt die Lehrschule von ganz Hellas, jeder einzelne Mann aber unter uns vorzüglich gut unterrichtet ist, und sich mit ungewöhnlichem Anstande und Geschmeidigkeit des Körpers zu betragen weiß. Und daß dies nicht eine prahlende Rede, für diese Gelegenheit entworfen, sondern Wahrheit ist, beweis't die Macht der Stadt, die durch solche Vorzüge und Mittel erworben ward. Denn sie ist gegenwärtig die einzige, die besser als ihr Ruf, jeden Kampf bestehen kann; und sie allein gibt eben so wenig

dem Feinde, der sie angreift, Grund zur Erbitterung, wegen der Macht, die ihn verdirbt, als dem Unterworfenen zur Klage, daß er das Joch von Männern trage, die der Herrschaft unwürdig sind. Indem wir unter großen Thaten, und nicht unbezeugt unsere Macht begründen, werden Mit- und Nachwelt uns bewundern. Ohne weder eines Homers zum Lobredner zu bedürfen, noch eines anderen Dichters, der zwar für den Augenblick das Ohr vergnügt, den wahren Sinn der Thaten aber veruntreut, zwingen wir jedes Meer und Land, unserer Kühnheit den Zutritt zu gestatten, und lassen überall ewige Denkmahle erwiesener Wohlthaten oder zugefügten Uebels zurück. Für eine solche Verfassung nun sind diese, weil sie sich dieselbe nicht wollten entreißen lassen, als edle Männer in der Schlacht gefallen, und von den Uebriggebliebenen muß Jeder den Willen hegen, gleiche Gefahren für sie zu bestehen."

„Ich habe weitläufiger über unsere Staatsverfassung geredet, weil ich darthun wollte, daß wir und diejenigen, welche keiner ähnlichen Verfassung genießen, durchaus nicht für dieselbe Sache kämpfen; zugleich aber um das Lob derer, über die ich gegenwärtig rede, zu bekräftigen. Und das Wichtigste ist schon gesagt. Denn was ich an unserer Stadt pries, damit haben diese und ähnliche Männer sie geschmückt; und bei wenigen Hellenen möchten, wie bei ihnen, die Thaten dem Rufe gleich kommen. Der Tod, den sie starben, scheint mir die Vortrefflichkeit eines Mannes anzuzeigen, indem er sie zuerst sichtbar macht, oder die schon anerkannte bestätigt. Selbst bei schlechteren Menschen ist

es billig, ihnen, um der im Kriege für das Vaterland bewiesenen Tapferkeit willen, einen höhern Platz einzuräumen. Denn, durch Gutes das Schlechte verdunkelnd, haben sie öffentlich mehr genützt, als durch ihr Privatleben geschadet. Keiner dieser Männer ließ sich durch den künftig zu erwartenden Genuß seines Reichthums zu einem feigen Betragen verleiten, noch entzog er sich, wenn er in Armuth lebte, der Gefahr, in der Hoffnung, jene einst in Reichthum zu verwandeln. Für wünschenswerther hielten sie die Besiegung des Feindes, achteten solche Gefahren für die edelsten, und beschloßen, sich an jenem zu rächen, und diese aufzusuchen, indem sie die Ungewißheit eines glücklichen Erfolgs der Hoffnung vertrauten, und bei dem, was sie schon vor Augen sahen, auf ihre Tapferkeit fußten. Sie wollten lieber in einer muthigen Gegenwehr sterben, als der Flucht ihre Rettung verdanken. Jeden feindlichen Gedanken verbannten sie, zollten ihren Körper zur Ausführung der That, und sind, durch einen schnellen Wechsel des Glücks, vielmehr auf der höchsten Stufe des Ruhms, als der Furcht, aus dem Leben geschieden."

„Als solche Männer haben sich diese also, wie sichs ziemte, dem Vaterlande bewährt. Die Nachgebliebenen mögen sich zwar größere Sicherheit wünschen, dürfen aber nicht minder kühne Gesinnungen hegen, und nicht in Worten allein Hülfe bieten. Leicht könnte Einer, indem er bekannte Dinge wiederholte, weitläufig auseinander setzen, wie mannigfaltigen Nutzen es bringe, den Feind abzuwehren. Aber besser ist es, daß ihr, indem ihr die Macht dieser

Stadt zum Gegenstande eurer täglichen Betrachtung machet, mit Liebe für dieselbe erfüllt werdet. Und wem diese Macht groß scheint, der erinnere sich, daß kühne Männer, welche wußten, was sich ziemte, und bei der Ausführung der Thaten die Scham im Herzen trugen, sie erworben haben, die, wenn ihnen auch einmal ein Versuch mißlang, dennoch dem Staate ihre Tapferkeit nicht entziehen wollten, sondern ihm die schönste Gabe weihten. Sie schenkten ihren Körper dem Vaterlande, und empfingen für sich ein nie alterndes Lob und ein vor Allen glänzendes Grabmahl, nicht das sowohl, in welchem sie ruhen, sondern daß überall, wo sich eine Gelegenheit zu That oder Rede darbietet, ihr Ruhm ewig im Angedenken lebt. Denn ausgezeichneter Männer Grabmahl ist jedes Land, und nicht in ihrem Vaterlande allein zeigt die Inschrift des Grabsteins die Stätte an, sondern auch in fernem Lande wohnt bei einem Jeden die ungeschriebene Erinnerung ihres Ruhms vielmehr, als ihrer That. Und diesen nacheifernd, meidet nicht die Gefahren des Krieges, überzeugt, daß das Glück in der Freiheit, die Freiheit aber in der Tapferkeit ruht. Unglückliche, die keine Hoffnung eines besseren Schicksals vor sich sehen, sollten des Lebens nicht weniger schonen, als solche, die mehr zu verlieren haben, und denen bei fernerem Leben noch Glückwechsel drohen. Denn einem klugen Manne ist das Unglück, nach einem in Ueppigkeit zugebrachten Leben, ungleich furchtbarer als ein unerwarteter Tod, der ihn im Gefühle der Kraft und der Hoffnung fürs Vaterland wegrafft."

„Ich werde daher die anwesenden Aeltern dieser Ab-

geschiedenen nicht sowohl beklagen, als trösten. Sie wissen, daß sie selbst ihr Leben unter mannigfaltigen Zufällen hinbringen mußten. Wohl dem, der eines so glänzenden Todes wie diese, oder eines so schönen Schmerzes wie ihr, theilhaftig wird, und wem nach einem glücklichen Leben auch noch ein schönes Todesloos verliehen ward. Ich weiß, daß ihr euch hievon nur mit Mühe überzeugen werdet, da euch fremdes Glück zu oft an das erinnern wird, dessen ihr selbst euch einst erfreutet. Nicht das Entbehren eines Gutes, welches man nie genoß, erzeugt Schmerz, sondern die Beraubung eines solchen, an das wir uns gewöhnt hatten. Diejenigen, die noch in den Jahren sind, um Kinder zu zeugen, müssen sich durch die Hoffnung zu anderen Kindern stärken. Denn die spätern Nachkommen werden ihnen zum Theile die Abgeschiedenen selbst vergessen lassen, und dem Staate dadurch, daß er nicht verödet, und seine Wohlfahrt gesichert wird, auf doppelte Weise nützen. Es ist nicht möglich, daß Bürger, die dem Staate keine Kinder geben, und für ihn hinwagen, etwas Gerechtes und Billiges für denselben beschließen. Ihr aber, denen ein höheres Alter diese Hoffnung raubt, freuet euch eurer zurückgelegten längeren Lebenszeit, als eines Gewinnstes; glaubet, daß der noch übrige Theil von kurzer Dauer sein werde, und erleichtert euern Zustand durch den Nachruhm eurer Kinder; denn die Ehrliebe allein altert nie, und in den Jahren, welche den Menschen untauglich machen, ist nicht, wie Einige wähnen, der Gewinnst, was am längsten erfreut, sondern der Genuß der Ehre."

„Für die hier gegenwärtigen Söhne und Brüder jener Männer sehe ich ein solches Ziel gesteckt; denn die Abgeschiedenen pflegt Jeder zu preisen; und sogar, indem ihr ihre Tapferkeit übertrefft, werdet ihr kaum ihnen gleich, und immer noch etwas geringer geachtet werden. Denn unter den Lebenden verfolgt den Mitbewerber der Neid, wer uns aber nicht mehr im Wege steht, wird mit ungekränktem Wohlwollen geehrt. Soll ich jetzt noch der weiblichen Tugend derer gedenken, die nun im Stande der Witwen leben sollen, so will ich das Ganze in eine kurze Ermahnung zusammen fassen. Es wird euch zur großen Ehre gereichen, wenn ihr euch nie unter dem Character zeigt, der eurem Geschlechte eigen ist, und wenn unter den Männern so wenig wie möglich weder Gutes noch Böses von euch geredet wird*).“

„Ich habe nun der Sitte gemäß in der Rede gesagt, was sich mir als das Schicklichste darbot. Die thätlichen Ehrenbezeugungen haben diese Beerdigten zum Theile schon erhalten; und was das Übrige betrifft, so wird der Staat, von diesem Tage an, den Unterhalt ihrer Söhne bis zu den Jahren der Mannbarkeit übernehmen, und auf diese Weise ihnen selbst, so wie auch künftigen Nachbleibenden ähnlicher Kämpfer, eine nützliche Siegeskrone für solche Thaten rei-

---

*) Man erinnere sich bei dieser Stelle an die im Kapitel von dem Zustande des weiblichen Geschlechtes gemachten Bemerkungen, welche durch diese Aeußerung des Perikles so sehr bestätigt werden.

chen; denn in einem Staate, wo der Tugend die höchsten Belohnungen werden, thun sich auch die besten Bürger hervor. — Nun beweine Jeder seinen Todten, und dann entfernet euch!" —

Im Innersten bewegt und hingerissen von der Größe und Schönheit der in dieser Rede geäußerten Gesinnungen, fühlten alle Gemüther sich über die niedere Nebelsphäre der Traurigkeit emporgehoben, und ihr Edelstes erwachte. Vaterlandsliebe, Heldenmuth und Nationalstolz flammten in jeder männlichen Brust empor, und selbst das zarte, weibliche Herz, sich groß fühlend in den Großgefallenen, vergaß seines Verlustes und seiner Schmerzen im Schimmer einer Wonne, welche wie eine hocherhabene himmlische Morgenröthe über die Trauer irdischer Leiden dahinstrahlte. Heldengattinnen und Heldenmütter wetteiferten, als Perikles von der Rednerbühne herabstieg, ihn mit Kränzen und Bändern zu schmücken, und Stimmen des Dankes und eines freudigen Stolzes erschollen, einmüthig begeistert von dem tröstenden Gedanken: sie starben für ihr dankbares Vaterland, für ein Vaterland, das ihren edlen Tod durch ruhmvolles Andenken ihrer Thaten und durch Schutz und Pflege ihrer Hinterlassenen belohnt! —

Wohl jedem Valerlande, das Vaterstelle vertritt! — Wohl jedem Vater, der, dies wissend, freudiger dem Tode für's Vaterland entgegen eilt! Denn sie sind unbesiegbar und unsterblich Beide durch einander.

XXV.

Erstes Jahr des peloponnesischen Krieges. Seuche in Athen.

War schon das erste Jahr dieses blutigen Krieges für das verwüstete Attika entsetzlich, so ward es nun von dem zweiten in einen Abgrund von Elend gestürzt.

Kaum erhob der Frühling sein lächelndes Antlitz über die blütenlosen verheerten Gefilde, als die zwei größten Feinde der Menschheit — Schwert und Seuche — von neuem ein gräßliches Schauspiel begannen. Die Elemente schienen mit Athen's Feinden in einen Bund getreten zu sein, und unsichtbare Mächte das Panier des Todes zu schwingen. Denn nicht genug, daß das ganze peloponnesische Heer wieder sengend und brennend in Attika einfiel — würgte auch eine unergründliche Krankheit Tausende von Opfern dahin. Körper, die sich noch kaum im Gefühl ihrer Stärke erfreuten, sanken ächzend zur Erde nieder; Wangen, auf welchen noch eben die Rosenblüten der Gesundheit schimmerten, Augen, aus welchen freudige Lebenskraft hervorleuchtete, erblichen und erstarben. Die geengte, beängstigte Brust stöhnte, und keuchend drängte sich böser Athem hervor. Von Hitze dampfte der Kopf; Augen, Mund und Zunge errötheten, wie blutig, von Entzündung; gräßlicher Schmerz folterte alle Eingeweide und Glieder; dunkelroth und schwarzblau schwoll, mit Blasen und Geschwüren bedeckt, das

Fleisch von den Knochen empor; schlaflose, ununterbrochene Fieberhitze mit gräßlichem Fieberdurste durchglühten Mark und Gebein bis zum Wahnsinne, daß die Unglücklichen, nackt und bloß, zu Brunnen und Flüssen eilten, und sich in ihre Fluten stürzten. Die Straßen waren mit Leichen bedeckt, aber nicht einmal Raubvögel und reißende Thiere berührten sie; sie flohen sogar das unglückliche Land — und wenn hie und da ein Hund davon genoß, büßte er mit schnellem Tode.

Muth- und besinnungslos gemacht durch die Größe des Elends und der Gefahr, wagte man weder sich selbst noch Andern thätigen Beistand zu leisten, und so währte das Uebel bei Jedem, den es ergriff, neun Tage. Er starb in dieser Zeit — und pries sich glücklich; oder das Fieber endete — aber nicht sein Leiden; denn das Gift der Seuche verließ den einmal ergriffenen Leib nie wieder gänzlich, und das Leben konnte nur durch Verstümmlung des Körpers oder durch Verblödung der Seele erkauft werden. Mancher Genesene konnte sein widriges Schicksal nur durch den Verlust seiner Augen, Finger und anderer Glieder versöhnen. Mancher sah sich seines Gedächtnisses beraubt oder seinen Geist in die Nacht des Blödsinnes versenkt, so daß er auch nicht den besten Freund zu erkennen vermochte.

Athen glich nun einem weiten Schlacht- und Leichenfelde; Elend und Entsetzen thronten auf den Hügeln gräßlich sterbender oder schon todter und unbegrabener Körper, womit Häuser, Tempel und Straßen angefüllt waren. So groß aber auch die physische Verheerung dieser Seuche war, so zeigte sich doch die moralische Verderbtheit, ihre Folge,

noch größer, und eine Seuche gebar die andere. Man hatte mit Schauder und Ingrimm die Bemerkung gemacht, daß der Beste wie der Böseste, der Weiseste wie der Thörichteste, der frömmste Verehrer der Götter wie der verworfenste Gottesläugner, gleiche Opfer des Unglücks wurden; man entdeckte, daß weder Unschuld noch Herzensgüte, weder Geistesgröße noch Seelenstärke Rettungsmittel seien — und der Glaube an göttliche Vorsehung und Hülfe verschwand aus den Herzen der rettungslos Verlornen.

Man läugnete die feindlichen Götter, die nur würgten oder würgen ließen. Nichts blieb mehr heilig den entadelten Gemüthern, die nun ohne Hoffnung und ohne Furcht waren, weil sie sich ohne Lohn und ohne Strafe glaubten. Der Frevel trat dem Allen gleich eisernen Schicksale mit eiserner Stirne entgegen, und ungezügelte Sittenlosigkeit bebte vor keinem Verbrechen mehr zurück, wenn es auch nur ein Vergnügen für den Augenblick versprach. Man scheute das allsehende Auge des Himmels nicht mehr — wie viel weniger noch den Anblick beraubter und getödteter Mitbrüder, und trat die menschlichen Gesetze mit Füßen, da man die göttlichen verbannte. Der Verbrecher verhöhnte den Richter, welcher in dem Augenblicke sank, als er über ihn das gerechte Todesurtheil sprach, und der Schuldlose ward zum Schuldigen, weil Unschuld keinen Lohn, Schuld keine Züchtigung zu erwarten hatte. —

Perikles Feinde ermangelten nicht, selbst dieses Ereigniß, so wie jeden andern Zufall, nach Möglichkeit zu seinem Nachtheile zu wenden. Sie beredeten das Volk, die

Seuche sei einzig und allein durch die Menschenmenge entstanden, welche Perikles in die Stadt zusammengedrängt habe, und nun einer Heerde gleich eingeschlossen halte.

Obschon auch diese Beschuldigung ungegründet war, da die Seuche nicht in Athen entstanden, sondern von Aethiopien her, sich durch Egypten, Persien und durch die griechischen Städte an der asiatischen Küste nach Attika gezogen hatte, so schiffte Perikles doch, da die Menschenmenge das Uebel vermehren mußte, auf hundert und fünfzig Schiffen viertausend Mann Fußvolk und dreihundert Reiter ein, und führte diese Flotte selbst an. Als aber die Mannschaft schon an Bord war, und schon die Anker gelichtet werden sollten, zeigte sich plötzlich eine Sonnenfinsterniß. Diese unerwartete Erscheinung, die man für ein böses Vorzeichen ansah, erfüllte alle Gemüther mit Furcht und Angst, und man weigerte sich abzusegeln, bis endlich Perikles einem zaudernden Steuermanne in Gegenwart der Übrigen seinen Mantel vor das Gesicht hielt, und ihn fragte, ob er dies für ein Unglück oder auch nur für ein Zeichen eines Unglücks halte? — Nun wohl denn, antwortete er dem Verneinenden, der Unterschied zwischen beiden Verfinsterungen besteht nur darin, daß jene Finsterniß durch einen größeren Körper hervorgebracht wird.

Und die Schiffe stießen vom Lande, um den Seekrieg fortzusetzen, als ob in Athen keine Seuche, in Attika kein feindliches Heer wäre. Sie landeten im Peloponnes, plünderten und zerstörten an der südlichen Küste desselben, und kehrten, ohne etwas Ausgezeichnetes verrichtet zu haben,

in ihr Attika zurück, welches das peloponnesische Heer indeß bereits verlassen hatte.

Allein die vielfachen Uebel, welche Athen durch die zweifache Verheerung des Krieges und der Seuche durch zwei Jahre erlitt, hatten das Volk im höchsten Grade trotzig, mißmuthig und tollkühn, seinen Liebling Perikles aber zum Gegenstande des tiefsten Hasses gemacht. Ja, es brannte nun von Ingrimm und Sehnsucht, auch ihn leiden und fallen zu sehen. Die Stimmen der dürftig gewordenen Reichen, der in noch tieferm Elende schmachtenden Armen und der von Leiden der Seele und des Körpers Gefolterten, erhoben sich drohend gegen ihn. So verwegen und trotzig aber auch die Menge sich gegen ihn betrug, so demüthig, zerknirscht und muthlos zeigte sie sich auf der andern Seite, und ging so weit, daß sie, auf Anrathen der Gegner des Perikles, sich in Friedensunterhandlungen mit Sparta einließ.

Allein, die Spartaner und ihre Verbündeten waren nun in eben dem Grade übermüthig geworden, als die Athenienser Muth und Selbstgefühl verloren. Perikles ließ sich jedoch, obschon schwerer Haß auf ihm ruhte, nicht abschrecken, alles ihm noch Mögliche zu versuchen, um die Athenienser wenigstens von Eingehung schmählicher und drückender Friedensbedingungen abzuhalten. Er bestieg noch einmal mit hoher Selbstverläugnung die Bühne, und sprach die folgende Rede, welche desto merkwürdiger und interessanter ist, weil er darin seinen eigenen Charakter so wahr und treffend schildert, daß die Geschichte und sein ganzes Leben selbst

nicht eine einzige Nüance dieses Gemäldes ändern, sondern vielmehr jeden einzelnen Zug hervorheben und bekräftigen.

XXVI.

Perikles hebt den gesunkenen Muth der Athener.

„Euer Unwille, sprach er, trifft mich meiner Erwartung gemäß; denn die Veranlassungen dazu sind mir bekannt, und ich habe das Volk deshalb zusammen berufen, theils um euch zu ermahnen, theils um mich zu beklagen, wenn ihr mir mit Unrecht zürnet, oder dem Unglücke nachgebet. Ich nämlich bin überzeugt, daß es für den einzelnen Bürger vortheilhafter ist, wenn es dem Staate wohl geht, als wenn jeder Einzelne im Wohlsein, der Staat aber unglücklich ist. Denn, ist auch ein Mann für seine Person in seinen Unternehmungen glücklich, und der Staat geht zu Grunde, so muß er nichts desto weniger mitfallen; geht es ihm aber übel, und der Staat ist glücklich, so kann er sich weit leichter retten."

„Wenn also der Staat es vermag, das Unglück seiner Bürger, der Bürger aber nicht das Unglück des Staates zu tragen, müssen da nicht Alle ihm beistehen, und nicht handeln, wie ihr jetzt, durch euer häusliches Unglück zu Boden geschlagen, thut, da ihr die Rettung des Staates außer Acht lasset, und mich, der ich zum Kriege rieth, und

euch selbst, die ihr mir beistimmtet, anklaget? Dennoch zürnet ihr mir, einem Manne, der mehr als jeder Andere die Bedürfnisse des Staates zu kennen und sich fähig glaubt, sie geschickt anzugeben, der seine Stadt liebt und über die Versuchungen des Geldes erhaben ist. Denn einer, der die Bedürfnisse des Staates kennte, aber sie nicht vorzutragen wüßte, wäre eben so gut, als wenn er sie nicht kennte. Besitzt einer aber auch beide Eigenschaften, und will dem Staate übel, so wird er demungeachtet nicht zu seinem Besten rathen. Und wieder, hat er auch diesen Vorzug und ist für Geld feil, so wird er Alles um diesen Preis verkaufen. Wähntet ihr mich also selbst nur in mäßigem Grade mit den obgedachten Eigenschaften begabt, und beschloßet deshalb den Krieg, so dürfet ihr billiger Weise mich jetzt nicht anklagen."

„Wem unter übrigens glücklichen Umständen die Wahl frei steht, der handelt sehr thöricht, wenn er auch zum Kriege schreitet. Ist man hingegen genöthigt, sich entweder einem Fremden geradezu zu unterwerfen, oder um seiner Erhaltung willen, Gefahren Trotz zu bieten, so ist derjenige, der die Gefahr meidet, mehr zu tadeln, als wer sich ihr unterzieht. Ich bin noch immer derselbe, und gehe nicht von meinen Grundsätzen ab. Ihr hingegen habt eure Gesinnungen geändert. Bei ungestörtem Glücke ließet ihr euch zum Kriege bereden; aber nachdem euch Unfälle trafen, reuet euch euer Entschluß, und meine Denkungsart scheint euch nun bei eurem Wankelmuthe verkehrt, weil die Leiden schon ein jedes Gemüth angegriffen haben, während der

Vortheil für das Ganze sich noch nicht offenbaret, und da sich ein großer und schneller Umsturz ereignet, seid ihr zu kleinmüthig, um bei eurem Entschlusse zu beharren. Denn plötzliche, unerwartete, und ganz wahrscheinliche Vorfälle schlagen den Geist nieder, und dies ist euch, wie bei andern Gelegenheiten begegnet. Dennoch als Bewohner einer großen Stadt, und weil ihr in Grundsätzen erzogen wurdet, die eines solchen Staates würdig sind, müsset ihr den größten Unfällen die Stirne bieten wollen, und euern Ruhm nicht verdunkeln. Denn die Menschen pflegen eben so sehr den anzuklagen, der einen erworbenen Ruhm aus Feigheit nicht behauptet, wie sie den hassen, der sich trotzig einen unverdienten Ruhm anmasset."

„Fürchtet ihr die großen Beschwerden des Krieges, und besorget, daß ihr den Sieg demungeachtet nicht erhalten möchtet, so genüge euch hierüber das, womit ich euch vordem häufig bewiesen habe, daß eure Besorgniß ungegründet ist. Ueber die Größe eurer Herrschaft aber will ich noch Folgendes erinnern, welches ihr selbst nie erwogen zu haben scheinet, eben so wenig wie ich dessen in meinen früheren Reden erwähnte. Auch jetzt würde ich wegen des Anscheines von Prahlerei, den es gibt, keinen Gebrauch davon gemacht haben, wenn ich euch nicht so ungeziemend niedergeschlagen sähe."

„Ihr wähnet nämlich über eure Bundesgenossen allein zu herrschen; ich aber thue euch dar, daß von zwei Elementen, deren Nutzen am Tage liegt, die Erde nämlich und das Meer, das eine eurer Willkür, so weit eure Schiffe nur

gehen, und weiter, sobald ihr wollet, vollkommen unterworfen ist. Und es gibt keinen König und keines unter den jetzt blühenden Völkern, die einem Angriff unserer gegenwärtigen Seemacht Widerstand leisten könnten."

„Eine solche Macht kann man also nicht mit dem Nutzen vergleichen, den Gebäude und Ländereien gewähren, den ihr doch als etwas so Großes ansehet. Und unrecht ist es, wenn ihr darum zürnet, und es, gegen unsere Herrschaft betrachtet, nicht klein achtet, gleich einem Garten oder einem andern Schmucke. Ihr müsset bedenken, daß die Freiheit, wenn wir ihre Sache vertheidigen, und sie uns erhalten, alles dies leicht wiedergeben kann, daß aber bei der Unterwerfung unter fremdes Joch Alles, was man sich erwarb, leicht Schaden leidet. Unsern Vorfahren, die ihr Reich, welches ihnen nicht von Andern übertragen ward, unter Gefahren behaupteten, und überdies noch uns erhielten und überlieferten, dürfen wir in keiner von beiden Hinsichten nachstehen. Denn es ist schimpflicher, wenn man uns raubt, was wir schon besitzen, als wenn man im Versuche zum Erwerbe unglücklich ist. Unsern Feinden müssen wir nicht nur muthig, sondern mit Verachtung entgegen ziehen. Denn zum Prahlen mag auch der Feige, wenn das Glück seine Unwissenheit begünstigt, Gelegenheit finden. Verachten aber kann seinen Gegner nur der, der sich ihm an Verstand überlegen weiß, und das ist euer Fall. Auch bei gleichem Glücke wird ein überlegener Verstand der Kühnheit größere Festigkeit geben. Weniger baut er auf die Hoffnung, die am stärksten wirkt, wo man sich selbst nicht zu rathen

weiß, sondern fußt auf dem sicher leitenden Entschlusse, den die Umstände an die Hand geben."

„Den Ruhm, den die Stadt ihrer Herrschaft verdankt, und dessen ihr euch Alle erfreut, müsset ihr billig unterstützen, dürfet nicht Mühseligkeiten scheuen, oder müsset auch den Ehrenämtern dieses Staates nicht nachgehen. Wähnet nicht, daß allein um den Wechsel der Knechtschaft gegen die Freiheit gekämpft werde; nein, auch darum, ob man diese Herrschaft euch raubt, und um die Gefahr, die euch von denen droht, deren Haß ihr euch erwarbet, während ihr den Oberbefehl behauptet."

„Solche Herrschaft niederzulegen, ist euch nun nicht mehr vergönnt, wenn auch Einer aus Furcht in dem gegenwärtigen Augenblicke die Pflicht durch Unthätigkeit ausüben wollte. Denn schon besitzet ihr, wie sie, eine angemaßte Gewalt, die zu ergreifen zwar unrecht, sie aus den Händen zu geben, gefährlich scheint. Sehr schnell würden solche Bürger, wenn sie auch Andere zu gleichen Verfahren beredeten, den Staat ins Verderben stürzen, selbst wenn sie irgendwo einen besonderen Staat für sich gründen wollten. Die Unthätigkeit gewährt keine Sicherheit, wenn sie nicht mit einem unternehmenden Geiste gepaart ist, und nützt keinem herrschenden Staate, sondern bloß dem unterworfenen, um sein Joch ohne weitere Kränkung zu tragen."

„Ihr aber, lasset euch nicht durch solche Bürger verleiten, noch zürnet mir, mit dem ihr selbst den Krieg zugleich beschloßet, wenn auch der Feind bei seinem Einfalle in unser Gebiet ausführte, was, da wir ihm nicht gehorchen

wollten, zu erwarten stand. Diese Krankheit, das Einzige, was jede Erwartung übertraf, ist eine unvorhergesehene Zugabe zu unsern Widerwärtigkeiten, und ich weiß, daß diese euren Haß gegen mich vergrößert; doch mit Unrecht, falls ihr nicht auch jeden unvermutheten Erfolg mir zuschreiben wollet. Die Schickungen der Götter müssen als Nothwendigkeit, das Ungemach, was von den Feinden herrührt, mit Geduld getragen werden. Denn solches galt ehemals diesem Staate als Sitte, und diese dürfet ihr gegenwärtig nicht umstoßen. Erwäget, daß bei allen Völkern unsere Stadt den höchsten Ruhm erreichte, weil keine Widerwärtigkeiten sie beugten, weil sie dem Kriege die meisten Menschen und Gefahren geopfert, und bis auf diesen Tag die größte Macht besessen hat, wovon der Nachwelt ein dauerndes Andenken bleiben wird, wenn wir auch, wie Alles zuwächst und wieder abnimmt, jetzt unterliegen sollten. Denn, selbst Hellenen, haben wir unsere Herrschaft über die meisten Hellenen ausgedehnt, haben gegen Alle vereinigt, wie gegen einzelne Staaten die größten Siege bestanden, und die größte und in jeder Hinsicht blühendste Stadt bewohnt. Freilich wird der träge Mensch dies tadeln, der thatbegierige aber darnach streben, und wer nicht in solcher Lage ist, uns beneiden. Verhaßt und drückend für den Augenblick ist, der sich die Herrschaft über Andere anmaßt, und wohlberathen ist der, der um den höchsten Preis solchen Haß erwirbt. Denn nicht lange währt der Haß, dauernder aber ist der gegenwärtige Glanz, und ewig bleibt für die folgenden Zeiten der Ruhm. Ihr aber sichert euch jetzt schon den Be-

sitz von Beiden durch eure Unverdrossenheit, indem ihr für die Zukunft was ehrenvoll, und für den jetzigen Augenblick nichts Schimpfliches beschließet. Sendet ferner keine Gesandten nach Lacedämon, und zeiget durch nichts, daß die gegenwärtigen Unfälle euch drücken. Denn die besten Staaten und Privatleute sind solche, deren Geist nicht verzagt im Unglücke, und die ihm durch die That den meisten Widerstand leisten."

XXVII.

Oeffentliche und häusliche Leiden des Perikles. Tod des Anaxagoras.

Die Zuhörer erkannten zwar die Richtigkeit, Nothwendigkeit und Wahrheit der ihnen in dieser Rede vorgetragenen Rathschläge, und beschloßen die entehrenden Unterhandlungen mit Lacedämon abzubrechen. Diese Wonne genoß der edle Mann noch, aber sein gutes Glück war nun von ihm gewichen, und das Schicksal warf ihn zu Boden.

Die kühn gewordenen Ankläger wagten es nun, gegen ihn öffentlich aufzutreten, und das erzürnte Volk, das nun seine Seligkeit nicht mehr, wie einst, in der Aufrechthaltung seiner Staatsform, sondern in Reichthum und Wohlleben suchte, ruhte nicht, bis es ihn gestürzt sah; es versammelte sich, schritt zur Stimmengebung über ihn, entsetzte ihn seiner obersten Feldherrnstelle, und legte ihm eine schwere Geldstrafe auf.

Und von nun an schien öffentliches und häusliches Leiden wetteifernd auf ihn anzustürmen. So wie sein Glück ihn verließ, verließen auch seine Freunde und Geliebten das Leben. Hülflos und von der schweren Hand des Alters gedrückt, lag Anaxagoras, den selbst erwählten Hungertod erwartend, um mit dem Leben auch sein undankbares Vaterland zu verlassen. Perikles, der Leidenvolle, erfährt die Schmerzenkunde. Voll Entsetzen eilt er an das Sterbelager des Freundes, fleht, beschwört, sich ihm, sich dem Staate zu erhalten. Anaxagoras hob sein verhülltes Haupt empor, und sprach mit entfliehender Seele die schwachen Worte: „Wer einer Leuchte bedarf, gießt wohl Oel darauf."

Perikles ältester Sohn, ergrimmt über die häusliche Mäßigkeit und Sparsamkeit seines weisen Vaters, der seine zügellose Verschwendung in Schranken zu erhalten suchte, erröthete nicht, den Edlen öffentlich und insgeheim zu verläumden, ja der Unwürdige ging so weit, ihn sogar eines unanständigen Verhältnisses mit seiner Gattin zu beschuldigen, und ihn sein ganzes Leben durch mit unversöhnlicher Feindschaft zu verfolgen. Aber die Seuche ergriff den Frevler, und er starb vor dem Vater.

Allein auch edle und schuldlose Söhne und Freunde mußte Perikles fallen sehen. Er trug aber mit beispielloser Standhaftigkeit und Geisteshoheit diese häufigen Schläge des Unglücks, als würdiger Schüler und Freund des weisheitvollen Anaxagoras. Er bestürmte nicht den Himmel mit Vorwürfen, die Gräber seiner Geliebten mit Aechzen und Stöhnen. Voll Herrschaft über sein Gemüth, sich gleich in

seinem Betragen, sanft und ruhig wie immer, trat er ohne Klage, ohne Thräne, still und ernst vor die Bahre des letzten und geliebtesten seiner Söhne. Als er nun aber auch den Todtenkranz auf das Haupt des Jünglings setzen wollte, da brach das leidenvolle Vaterherz, der in seiner Brust so lange gehäufte, so lange verhaltene Schmerz stürmte gewaltsam hervor; Thränenströme stürzten über seine Wangen herab; die Wehklage ergoß sich von seinen Lippen, und es schien, als ob alle Leiden seines Lebens sich in diesen Augenblick zusammengedrängt hätten.

XXVIII.

Wiedererhebung und Tod des Perikles.

Perikles lebte nun still und zurückgezogen in dem Innern seines Trauerhauses, ohne an irgend einem öffentlichen Geschäfte Theil zu nehmen. Die Einsamkeit war Balsam für ein so tief verwundetes Herz. Allein diese Ruhe blieb ihm vom Schicksale nicht lange vergönnt; denn es zeigte sich bald, daß er Athen leichter missen konnte, als Athen ihn, und daß er die Herrschaft leichter entbehren, als ein Anderer sie führen konnte. Feldherrn und Redner waren aufgestanden, und hatten sich des Staates und der Rednerbühne bemächtigt, allein Beide mit gleich wenigem Glücke.

Das kühler gewordene Volk hatte indeß mit der Wuth auch seinen Stachel verloren, und in den besänftigten Ge=

müthern erwachte mit der Reue ein inniges Verlangen nach dem Gekränkten, welches bald zu solcher Wärme emporstieg, daß man den verkannten Edlen nun eben so erhob und vergötterte, als man ihn kaum gestürzt und verabscheut hatte. Die in den so reizbaren Herzen der Athenienser neu aufblühende Liebe zu ihm ging so weit, daß sie ihn für den Einzigen hielten, der sie retten, für den Einzigen, ohne den Athen nicht bestehen könne. Man pries nun seine Geistestalente und Gemüthsgaben, seine Vaterlandsliebe und seine Seelengröße eben so sehr, als man vor kurzem alle seine Anstalten und Bemühungen getadelt und verworfen hatte. Nur Eine Stimme herrschte jetzt in Athen, und diese berief ihn wieder zu seiner vormals so rühmlich bekleideten Würde des obersten Staatsverwalters und ersten Feldherrn der Republik.

Das Volk, welches sich erst nun wieder glücklich glaubte, erst nun wieder in seinem Busen das vorige stolze Bewußtsein seines Werthes und seiner Stärke erwacht fühlte, suchte jetzt dem neugewonnenen Lieblinge alle möglichen Beweise seiner Liebe zu geben, unter welchen der folgende einer der sprechendsten war.

Perikles hatte einst ein Gesetz in Vorschlag gebracht und auch durchgesetzt, daß nur diejenigen Einwohner der Stadt eigentliche athieniensische Bürger sein sollten, welche von gebornen Atheniensern mit atheniensischen Frauen in rechtmäßigen Ehen erzeugt wären. Perikles ahnte zur Zeit, als er die Sanction dieses Gesetzes bewirkte, nicht, daß es einst ihn selbst so schmerzlich treffen würde, denn er war nun

durch die Seuche aller seiner ehelichen Kinder beraubt; sein Name und sein Stamm drohten zu erlöschen. Allein das dankbare Volk kam dem blutenden Herzen des kinderlosen Gatten jetzt freiwillig und gerne tröstend entgegen. Es fühlte selbst mit dem Leidenden die Vaterschmerzen, fühlte mit schöner Zartheit, daß der vom Schicksale Gedrückte um so mehr der menschlichen Nachsicht bedürfe, und gestattete ihm, einen noch lebenden unehelichen Sohn selbst in die Liste der atheniensischen Bürger unter seinem Namen einzuschreiben.

Und es hatte seine Gunst an keinen Unwürdigen verschwendet; denn dieser Jüngling vergalt die empfangene Wohlthat durch einen über die Lacedämonier zur See erfochtenen Sieg reichlich. Aber auch sein Glück konnte unter diesem guten und edlen, aber beispiellos schwankenden und unruhigen Volke nicht lange blühen, und der Arme erfuhr diesen Wankelmuth noch schmerzlicher als sein Vater, denn er wurde mit einigen andern Feldherrn, denen man in einem Treffen Fehler vorwarf, zum Tode verurtheilt.

Perikles strahlte zwar in seiner erhabenen Würde wieder; aber er konnte nichts Großes mehr ausführen. Sein Geist blühte noch in seiner vorigen Schöne, aber seine physischen Kräfte waren gelähmt: denn auch seinen Körper hatte das Gift der Seuche angegriffen, doch nicht mit jener augenblicklich zerstörenden Gewalt, sondern es wühlte schleichend durch Nerven und Adern, und zerfraß heimlich die Blüten seiner Gesundheit. Er fiel in eine entkräftende Auszehrung, von welcher selbst die Regsamkeit seines einst so thätigen und kühnen Geistes litt. Allein

wenn gleich seine Seelenkräfte geschwächt waren, so erlag er doch nie verzagt und kleinmüthig. Er zeigte sich vielmehr in seinen letzten Augenblicken stark, groß und ganz seines entschwundenen rühmlichen Lebens würdig.

Perikles herannahendes Ende erfüllte die Stadt mit Schmerz und Wehmuth. Mit Bekümmerten angefüllt, erscholl sein Haus von Klagen. Seine noch übriggebliebenen wenigen Freunde und Athen's Edelste umstanden in tiefer Trauer sein Sterbelager. Gedrückt von dem zerknirschenden Kontraste zwischen dem, was Perikles einst war, und was nun, ergoßen sie sich in Klagen und Gespräche über sein Leben, über seine Geistesgaben und Tugenden, über seine mit so viel Weisheit und Mäßigung verbundene Macht und Herrschaft; sie erzählten sich, in tiefes Staunen versunken, die Menge seiner klugen und großen Thaten, die Menge seiner Siege und Trophäen. Ohne alle Theilname, und wie es schien, ohne Bewußtsein, lag Perikles während dieser Gespräche bewegungslos auf seinem Sterbebette da.

Aber unerwartet den Erstaunenden, hob er jetzt sein Haupt empor und sprach: Ihr rühmet und preiset nur jene Thaten meines Lebens, wobei mich das Glück begünstigte, welches schon so vielen Feldherrn zu Theile ward und noch werden wird; ach, warum erwähnet ihr nicht auch des Edelsten und Größten — daß durch mich kein Bürger sich in das Gewand der Trauer hüllen mußte?

Und seine große Seele verschied. —

Sein Tod und das, was sich nach seinem Tode zeigte und zutrug, machte den Atheniensern erst die volle Größe

ihres Verlustes sichtbar; denn er, der Athen auf den höchsten Gipfel der Macht erhoben hatte, er, dem Könige an Gewalt und Ansehen wichen, war durch sein ganzes Leben auf seinen Privatvortheil so wenig bedacht, daß er nicht mehr als sein väterliches Erbtheil hinterließ. Nun verstummten Neid und Parteisucht; die grenzenlose Liebe seines Volkes schlug wie die Flammen seines Leichenfeuers empor, und um sein Grab erscholl die Stimme der Wahrheit, daß unter allen Demagogen Athen's keiner gleich ihm den Stolz seiner Größe durch so viel Mäßigung gemildert, und die Sanftmuth des Herzens durch so viel Würde geheiligt, kein Mann im öffentlichen Leben so viel Selbstverläugnung, im Privatleben so viel Selbstbeherrschung gezeigt habe.

Tadellos stand nun sein Charakter da, unbefleckt sein ganzes Leben, als ein würdiges Opfer für den Staat. Man sah nun ein, wie nothwendig und heilsam seine oft so verhaßte Macht dem unruhigen und zügellosen Volke war, und sehnte sich, ihn aus dem Grabe zu erwecken. Aber Perikles Geist lebte nun in dem Elisium eines ungestörten Selbstgenußes, und das kühner gewordene Laster trat auf dem von ihm verlassenen Trauerboden seines Vaterlandes mit frecher Stirne hervor.

Der Beiname des Olympiers, welchen ihm einst die Bewunderung gab, und der Neid zu rauben suchte, wurde ihm nun unter manchem Klagelaute aus sehnsuchtvollem Herzen wie der Name eines Schutzgottes nachgeseufzt, und sein Bildniß auf Athen's Burg unter Göttern und Heroen aufgestellt.

Historische Gemälde.

Historische Gemälde.

Culturgeschichte des Menschen. Naturzustand.

In dem Gange der Culturgeschichte erscheint uns der Mensch in fünf Haupt-Epochen. Die erste dieser Cultur-Epochen, der Zustand der Wildheit, zeigt uns das Jäger- und Fischerleben und die Hirtenstämme; die zweite die ackerbauenden Stämme; die dritte die mercantilisch-technische Cultur; die vierte den Zustand der Verfeinerung, worauf, wie die Weltgeschichte nur zu viele Beispiele aufstellt, gewöhnlich der Zustand der Ueberfeinerung, und Verbildung, das ist: der Verfall, folgt, welcher dann so lange währt, bis aus der Asche ganzer Reiche und Völker der Phönix einer neuverjüngten Generation hervorgeht.

Denken wir uns nun das Aeußere eines Thiermenschen, vor dem Beginne der ersten Epoche, so muß seine Gestalt, wenn auch nicht häßlich doch gewiß fürchterlich sein. Lange dicke Zottellocken umhüllen und umflattern den größten Theil des Körpers, bedecken sogar das Gesicht. Die Nägel an Händen und Füßen gleichen den Krallen fleischfressender Thiere. Die Glut des wildrollenden Auges und ein gräßliches Zähnefletschen verkünden seine Heftigkeit. Er klettert auf Bäume und springt über Felsenritzen auf allen Vieren. Ich glaube, die vollkräftige

Gestalt des verwilderten Körpers müßte einen solchen Thiermenschen selbst furchtbar machen, insbesondere, wenn er dazu etwa noch einen großen dicken Baumast als Waffe führt, nach Art größerer Affengattungen.

Sehen wir nun auf das Innere eines solchen Waldmannes, so erscheint dessen Zustand noch schrecklicher. Seine äußern Sinne sind scharf, aber desto stumpfer ist der innere Sinn. Sein Bewußtsein beschränkt sich nur auf den gegenwärtigen Augenblick. Vergangenheit und Zukunft sind ihm fremd. Bedürfnisse und Begierden sind die einzigen Triebfedern von seinem Thun und Lassen. Ich will diese Züge nicht weiter zeichnen, um nicht etwa auf manchen Wilden der neuen Zeit und Cultur zu treffen.

Aber auch für den Zustand einer solchen Unwissenheit und Unbehülflichkeit hat die ewige Vorsicht des Schöpfers wohl gesorgt, indem sie die ersten Menschen in solche fruchtbare Gegenden Asiens versetzte, wo sie ohne Pflege des Bodens von dem lebten, was die Erde freiwillig hervorbrachte. Baumfrüchte, und insbesondere die Früchte des Feigenbaumes, scheinen die ersten Nahrungsmittel der ersten Menschen gewesen zu sein. Eine noch reichere Ernährerin war die in jenen Gegenden heimische Palme, da nicht nur das süße Fleisch ihrer Frucht, sondern selbst das Mark und die Blätter genießbar sind, und den in die Rinde gemachten Einschnitten ein süßer Saft, der sogenannte Palmenwein, entquillt. Das Getreide wuchs dort wild; ja noch heut zu Tage wächst in den Bergländern hinter dem caspischen Meere die Gerste wild, in Baschkirien das Korn. Das

Laub der Bäume, wie z. B. die Blätter des Feigenbaumes, und vorzüglich die langen breiten Palmenblätter dienten zur Bekleidung und vertraten zugleich die Stelle der Sommerwohnungen, indem sie vor der Glut der Sonnenstrahlen eben so schützten, wie die Höhlen; als Winterpaläste, vor dem Regen, denn der Winter jener Gegenden ist von dem unsrigen sehr verschieden, da der Schnee nur auf hohen Berggipfeln verweilt, in den untern Gegenden aber, bei dem selbst in den Wintermonaten herrschenden Wärmegrade der Luft, sogleich schmilzt.

Hätte indeß der Mensch Alles, was er bedurfte, zur vollen Genüge gefunden, so würde er aus dem Zustande der Wildheit und Rohheit schwerlich je herausgetreten sein. Noth, Bedürfniß und der Kampf mit dem mächtigen Thierreiche, mußten ihn zur Thätigkeit aufregen, mußten die Anwendung und Entwickelung der angebornen Vernunft, und die Erfindungskraft wecken. So entstanden die ersten natürlichen Waffen: ein dicker Ast die Keule; ein spitziger Baumstamm die Lanze; das Schwingen der Steine die Schleuder. Endlich äußerte sich im Menschen das Bestreben, die Sinneseindrücke und die dadurch erregten Empfindungen und Vorstellungen in Tönen vernehmlich zu machen. Da enstanden denn zuerst gewisse Ausrufe, die nicht dieser oder jener Nation, sondern der Menschheit angehören, wie z B. das Ah! O! hu! ei! u. dgl. Einen Beweis von dem angebornen Sprechtriebe geben uns die Kinder, an denen wir diese Neigung, sich selbst Wörter zu bilden, deutlich bemerken. Auf eine ähnliche Weise

denke ich mir auch die ersten Menschen mit der Selbstbildung der Sprache beschäftigt, da die aufgeregte Empfindung das Gefühl der Sympathie, und diese das Bedürfniß der Mittheilung weckte. So war denn das Herz die eigentliche Quelle der Sprache, und diese dringt daher immerfort zum Herzen. Man bezeichnet dies insbesondere durch den Ausdruck: Einem ans Herz reden. —

Fortschreitende Bildung. Jäger-, Fischer- und Hirtenstämme.

Nun folgen die Stufen der aufsteigenden Cultur. Es bildet sich das Jäger-, Fischer- und Hirtenleben. Gemeinschaftliche Beschäftigung bringt die Menschen einander nahe, und hält einzelne Familien zusammen. Die ersten gesellschaftlichen Verhältnisse entstehen. Die unmittelbare Veranlassung zu einer solchen Hauptbeschäftigung liegt zunächst in der Beschaffenheit des Himmelsstriches und des Bodens. Ist die Gegend reich an Wäldern und wilden Thieren, so bilden sich die Jägerstämme; hat sie viel fischreiche Ströme und Seen, so bilden sich die Fischer; ist die Gegend ohne Wälder und wilde Thiere, ohne fischreiche Seen und Ströme, so wird der Bewohner ein Hirt und findet Beschäftigung und Erhaltungsmittel in der Bezähmung und Zucht der Hausthiere.

Die Jagd ist der erste Krieg, und die Pflanzschule künftiger Krieger. Das Herumschweifen in den Wäldern und in schauerlichen Wildnissen macht den Menschen kühn, die Gewöhnung an das Blutvergießen macht ihn rauh und hart, das Gefühl der durch die Abhärtung immer zunehmenden Körperstärke macht ihn stolz. Er schätzt den Schwächern gering, und gefällt sich in dem Gedanken furchtbar zu sein. Bei den Jägerhorden genießt daher das weibliche Geschlecht und das höhere Alter wenig Achtung; denn Jeder gilt da nur so viel, als er vermag; wer nichts vermag, ist nichts, und der Ohnmächtige erscheint als der Unterworfene.

Die Fischerei ist gleichfalls eine Jagd, entweder eine unblutige, wenn sie sich auf die Fische beschränkt, oder eine blutige, wenn sie auf den Kampf mit Seethieren ausgeht; daher die wilden Fischerstämme. Sie ziehen von einer Küstenstrecke zur andern umher, und zeigen um so mehr Erfindsamkeit, je mehr Geräthschaften und Werkzeuge sie zu ihrer Beschäftigung benöthigen. So wie nun diese kunstreicher sind, als die Jäger, so steht der Hirt auf einer höheren Stufe als Beide.

Der Jäger tödtet die Thiere, der Hirt bemächtigt sich ihrer, bezähmt, nährt und wartet sie. Er verweilt länger auf fruchtbaren Weideplätzen, denkt, umherziehend, auf eine Art von Ansiedlung, sucht sich's bequem zu machen, und erfindet sich die erste Wohnung, wäre es auch nur ein Laubdach von zusammengeflochtenen Zweigen nahestehender Bäume, oder eine Reihe pfahlartig in den Boden gesteckter und mit Thierfellen behängter Baumstämme. Das leichte,

bewegliche Haus wurde bald ein mobiles Geräth, und folgte dem Hirten zu neuem Gebrauche, so oft er den Weideplatz veränderte. Solche umherziehende Hirtenstämme werden durch die Benennung Nomaden bezeichnet.

Der Hirt muß darauf bedacht sein, das Vieh, welches (nicht getödtet wie im Jagdleben) lebend zu seiner eigenen Erhaltung dienen soll, zu schonen und zu erhalten. Er hört also auf, ein Zerstörer und Würger zu sein. Wir erblicken in ihm die ersten Spuren veredelter Menschheit, indem der Geist des Erhaltungstriebes sein Gemüth mildert. Ich möchte sagen, die Thiere, die er menschlicher behandelt, machen ihn selbst menschlicher. Dabei erhebt er sich über die Gegenwart, indem er, was Jäger und Fischer kaum bedenken, auch für die Zukunft seiner gezähmten vierfüßigen Pfleglinge Sorge trägt. Im Hirtenleben gilt nun auch das, bei den Jäger- und Fischerstämmen verachtete höhere Alter und das weibliche Geschlecht, indem die Erfahrenheit des erstern der Beschäftigung nützt, und das letztere dabei Dienste leisten kann, zu deren Verrichtung eben kein besonderer Kraftaufwand erfordert wird. Selbst die Nahrung des Hirten dient als ein mitwirkendes Mittel der Sittenmilderung, indem er nicht, wie der Jäger, blos Fleisch, sondern auch Milch genießt. Er befreundet sich sogar mit den zahmen Hausthieren, die ihn kleiden und nähren, seine treuen unterwürfigen Lebensgefährten in Manchem sogar seine Substituten werden, da sie z. B. für ihn wachen, wie der Hund, oder für ihn ziehen, wie das Pferd und der Ochs, oder für ihn Lasten tragen, wie das Kamehl und der Esel u. s. w.

Im Hirtenleben bildet sich überdies der Begriff von Eigenthum weiter und besser aus, und der Mensch gewöhnt sich nun zuerst an die häuslichen Freuden. Es entsteht dadurch das Streben nach Sicherheit des Eigenthums, eine gesellige Anhänglichkeit an mehrere Menschen bei gemeinschaftlichem Betriebe der gleichen Beschäftigung, und jene innige Verbindung, die Quelle der edelsten und zärtlichsten Gefühle: die Ehe. Man fängt an, die Kinder, Mitgehülfen bei der Arbeit, als einen Segen zu betrachten, die Verwandtschaften erweitern sich, und siehe da! ein wohlgeordnetes, in den schönsten Verhältnissen engverbundenes Ganzes: die Familie, mit dem leitenden Oberhaupte, das Bild der Monarchie im Kleinen, bildet sich aus.

Die Menge der zahmen Hausthiere setzt den Hirten endlich in den Stand, dem Wechsel der Weideplätze zu entsagen, da er nun anfängt, mit ihrer Beihülfe den Boden zu bearbeiten. So beginnt eine noch höhere Cultur-Epoche: die der ackerbauenden Stämme.

Feldbau. Handwerke. Künste. Handel. Erfindungen. Seidenwürmer. Uhren.

Der Hirt gewöhnt sich in seiner ruhigen Lebensweise leicht an eine gewisse träge Schlaffheit. Eine höhere Thätigkeit und die wahre Ausbildung des Menschengeschlechtes beginnt mit der Erfindung des Ackerbaues, mit welchem nun ein ausschließend in Besitz genommenes und bleibendes Eigenthum erscheint. Jetzt erhält der Mensch einen weitern und höhern Spielraum für seine Kräfte. Neue Einrichtungen, Erfindungen und Hülfsmittel, auch ein zahlreicher Gesellschaftsverein zu gemeinsamer Mitwirkung wird nöthig; dazu gehörten Nachdenken, Beobachten des Himmels und der Erde, Erfahrung und besonnenes Vorschauen in die Zukunft. Der Mensch ahmt nun die Natur nach im Pflanzen und Säen. Er beschränkt sich dabei auf ein gewisses eigenes Gebiet; dieses wird nun ein Vaterland und die Familie ein Volk. Man will sein bleibendes Eigenthum gegen Angriffe schützen; es entsteht eine Art von Befestigung, dadurch die erste Spur von Ortschaften. Verschiedenheit der Fertigkeiten und Arbeiten führt eine Ungleichheit in Werth und Rang der Menschen herbei, zugleich eine strengere Aufrechthaltung der Ordnung; Liebe zum Boden wird der erste Keim der Vaterlandsliebe.

Die ersten Feldarbeiten wurden ohne Zweifel nur durch die Kraft der Arme und Füße verrichtet, bis endlich der

Pflug erfunden wurde, welcher, so unvollkommen seine erste Gestalt auch sein mochte, dennoch die wichtigsten Dienste leistete, und die Bearbeitung der Erde ungemein erleichterte. Ungebildete Völker, die noch heute zu Tage den Pflug entbehren, bearbeiten die Erde auf die mühseligste Weise mit Ochsenhörnern, Schaufeln, hölzernen Hacken, Schwertern u. d. gl. Man schreibt die Erfindung des wohleingerichteten Pfluges den Egyptern zu. Von den Hebräern weiß man, daß sie sich eines mit Ochsen bespannten Pfluges bedienten. Eine Folge der Cultur des Bodens in ihrem ganzen Umfange, nämlich als Baumzucht, Garten-, Wiesen- und Getreidebau, war die Einführung des Handels, welcher das Entstehen von Handwerken und Künsten, also die merkantilisch-technische Cultur-Periode veranlaßte. Von nun an beschränkten sich Einzelne auf einzelne Gegenstände und erwarben sich dadurch um so mehr Geschicklichkeit und Fertigkeit. Verschiedene Volksklassen entstanden, die sich ausschließend gewissen Beschäftigungen widmeten.

Zuerst kam wahrscheinlich das Handwerk und Gewerbe vom Vater auf den Sohn als Erbtheil über. Die mechanischen Künste bedurften einer wechselseitigen Unterstützung, und die gleichen Künste beseelte ein gleicher Geist. So traten sie zusammen, und es entstanden die Zünfte. Mit der Vervollkommnung der Handwerke und Manufakturen hielt der Handel gleichen Schritt, zuerst der Tauschhandel, endlich Geldhandel, anfangs inländischer, dann ausländischer, Caravanenhandel

und Seehandel. So entstanden allmälich gewisse Handelsplätze, Warenmagazine und Kaufläden, Märkte und Messen, Posten und Kanäle, auch Handelsgesellschaften und Handelsverträge zwischen ganzen Völkern, bis endlich der Culminationspunct merkantilischer Cultur: der Welthandel erreicht war. Nun vermehren sich die Kenntnisse, es waltet Betriebsamkeit und kühner Unternehmungsgeist, nebst diesen schönen Eigenschaften aber auch Gewinnsucht, List, Egoismus und Geldstolz.

Wir wollen nun auf dem Höhenpunkte, bis zu dem wir die aufsteigende Menschheit begleitet haben, etwas verweilen und unsere Aufmerksamkeit zunächst auf den Einfluß der unzähligen technischen Künste und der dadurch beförderten Cultur richten. Wir betrachten zuerst diejenigen, welche unmittelbar zur Herbeischaffung und Sicherstellung des Lebensunterhaltes dienen, nämlich zur Nahrung, zu Schutz und Pflege des Körpers, zur Herstellung der Wohnung und Bekleidung. Die ersten und unentbehrlichsten Künste zu diesem Behufe waren, wie ich schon angedeutet habe Jagd und Fischfang, Viehzucht und Feldbau.

Dem Menschen war vor Allem die Kenntniß, sich Feuer zu verschaffen, nothwendig, wichtig und wohlthätig. Daher die Verehrung des Alterthums für dieses Element, welches der griechische Mythos den Prometheus vom Himmel holen läßt, daher ganze Völker, die Feueranbeter waren. Durch das Feuer wird erst eine schmackhafte Speisen = Zubereitung und eine Bearbeitung der Metalle

möglich. Anfangs wurde das Getreide, um es genießbar zu machen, am Feuer geröstet. Noch lange nachher kannte man weder die Zubereitung des Mehles, noch weniger das Backen des Brotes, welches uns jetzt so unentbehrlich scheint. Das erste Brot war auch nur eine Art dünner flacher Kuchen.

Der größte Theil der Erfindungen ist, mehr oder weniger, das Werk des Zufalls oder der Zufälligkeit. Durch die Entdeckung der Metalle gewann die Cultur bedeutende Fortschritte. Die Verfertigung vieler Geräthschaften und durch diese der Häuserbau, wurden durch den Gebrauch des Kupfers und des Eisens sehr befördert. Das Kupfer wurde früher entdeckt, weil es sich dem Auge fast rein zeigt, und sich durch seinen Schimmer verräth, wogegen das Eisen selten gediegen, sondern mit Steinarten oder andern Metallen vermischt, sich weniger zu erkennen gibt; auch wurde das Kupfer im Alterthume mehr gebraucht als das Eisen, weil das Letztere unter allen Metallen die heftigste Glut erfordert, um so geläutert und geschmolzen zu werden, daß es sich in bestimmte Formen bilden läßt.

Für Bekleidung trug der Mensch, sobald er nur aus dem Zustande der Wildheit trat, besondere Sorgfalt, daher sie auch bald raffinirt wurde. Die hohe Stufe, zu welcher die Spinn- und Webekunst schon in der frühesten Zeit erhoben wurde, ist das Werk weiblicher Erfindsamkeit und weiblichen Fleißes.

Man glaubt, daß der Name Weib vom Worte We-

ben abgeleitet sei, indem dies eine weibliche Hauptbeschäftigung im Alterthume war.

Nach diesen Künsten, zu deren Erfindung gewissermaßen Noth und Bedürfniß die Menschen zwang, folgte erst die höhere technische Bildungsstufe, welche den Völkerverkehr beförderte, den Wissenschaften vorarbeitete, und zum Theile beträchtliche Veränderungen in der menschlichen Gesellschaft bewirkte, wie z. B. die Schifffahrt, die physikalischen Instrumente, Schrift und Zahlen, Buchdruckerkunst, Schießpulver, Feldmessung, Münzen, Uhren, Fernröhre u. s. w.

Die Erfindung der Kunst, Seidenwürmer zu ziehen, die Raupengehäuse (Cocons) abzuwickeln, und seidene Stoffe davon zu weben, wird der Siling-chi, Gemalin eines Kaisers von China, zugeschrieben. Von den Chinesen kam der Seidenbau zu den Indiern und Persern, und von diesen nach Europa. Jene erste Erfinderin soll schon **2600** Jahre vor Christi Geburt gelebt haben.

Eine bewundernswerthe Erfindung sind die Uhren, insbesondere unsere Thurm-, Stuben- und Taschen-Uhren. Wir sind nun an die Zeiteintheilung, welche Tag und Nacht in **24** gleiche Theile (Stunden) scheidet, so gewöhnt, daß es uns so vorkommt, als wäre es immer so gewesen, und könne nicht anders sein. Und dennoch mußte sich die Vorwelt lange genug nach den vier Tageszeiten richten. Unsere jetzigen Uhren waren noch lange nach Christi Geburt unbekannt.

Das älteste Werkzeug der Zeitmessung waren die Wasseruhren. Sie bestanden aus Gefäßen; das Was-

ser floß tropfenweise aus deren einem in das andere. Die Römer erhielten die erste Wasseruhr erst im Jahre **160** vor Christi Geburt Diese Wasseruhren blieben lange in Gebrauch, wurden aber dann sehr vervollkommnet. Theodorich, König der Ostgothen, schickte dem Könige Gundebold von Burgund im Jahre **490** nach Christi Geburt eine Wasseruhr, welche nebst der Zeit auch die Bewegungen der Sonne und des Mondes anzeigte. Der Kalif Harun al Raschid verehrte Karl dem Großen im Jahre **809** eine eherne Wasseruhr. Sie stand über einem Becken, in welches am Ende jeder Stunde kleine Metallkugeln fielen, die Stelle der Glockenschläge vertretend. So wie diese Kugeln herabfielen, trabten aus den Thüren des Gehäuses Reiter hervor, welche sich mit der letzten Tagesstunde wieder zurückzogen und die Thüren schloßen.

Das Unsichere und Unbequeme der Wasseruhren führte zu den Sanduhren, von denen man noch jetzt vorzüglich auf den Schiffen Gebrauch macht. Zwei gleich große trichterförmige Gläser werden mit ihren Spitzen auf einander gestellt; das obere Glas wird mit feinem trockenen Sande gefüllt, welcher durch eine kleine Oeffnung in das untere hinabgleitet; ist die bestimmte Masse in Verlauf einer Stunde durchgesunken, so wird die Uhr umgekehrt.

Den Sanduhren folgten die Sonnenuhren, deren Ursprung man in Babylon sucht, obschon nach der Meinung Anderer, die egyptischen Obelisken die ersten Sonnenzeiger gewesen sein sollen.

Die Räderuhren wurden erst im zehnten Jahrhun-

derte nach Christi Geburt erfunden. Man schreibt diese wichtige Erfindung dem Papste Silvester dem Zweiten zu. Der Schlaguhren findet man erst zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erwähnt. Die Sackuhren soll Peter Hele zu Nürnberg bald nach dem Jahre **1500**, die Pendeluhren und die Repetiruhren der Holländer Huyghens um das Jahr **1650** erfunden haben.

Ein gewisser Rousseau erfand sogar eine Kanonenuhr, die in Paris auf dem Dache eines Flügels des Palais Royal aufgestellt wurde, um loszugehen, wenn die concentrirten Mittagsstrahlen der Sonne auf das Zündloch fielen. Versteht sich von selbst, daß ein Linsenglas die Strahlen auffangen, und jeden Monat anders gestellt werden mußte. An trüben Tagen hatte diese Uhr **tacet**. Noch mehr wird die Blumenuhr interessiren, welche Linné ersonnen hat. Er nahm dazu nur solche Blumen und Pflanzen, die sich zu einer bestimmten Stunde öffnen und schließen. Wer einmal weiß, zu welcher Zeit das Oeffnen oder Zuschließen geschieht, kann auch die Stunde des Tages daran erkennen.

Es ist gewiß eine herrliche Sache um die Uhren; nur sagt Schiller: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!“ —

Schreibmateriale. Schießpulver. Feuergewehr. Spiegel und Schriftsteller.

Zuerst kritzelte man auf Baumblätter; daher auch das Buch Blätter hat, so gut wie der Baum. Nachher kam man auf die Rinde. In der lateinischen Sprache bedeutet das Wort liber zugleich die Baumrinde und auch ein Buch, so wie das Wort folium das Blatt eines Baumes oder eines Buches bezeichnet. Und vielleicht kommt unser deutsches Wort Buch von der Buchenrinde, auf die man schrieb. Hierauf nahm man hölzerne Tafeln mit Wachs überzogen. Die Buchstaben wurden mit einem eisernen Griffel eingegraben, der unten spitzig, oben breit war, um damit das Geschriebene wieder auszuglätten. Dann schrieb man mit schwarzer Farbe auf elfenbeinerne Tafeln, endlich grub man in Erz oder Blei ein; auch schrieb man auf Stein. Die Araber schrieben auf Thierknochen, die Babylonier auf Ziegel. Egypter und Römer bedienten sich dazu auch der Leinwand, die Chinesen des Seidenstoffes. Die Parther stickten mit Goldfäden Buchstaben in ihre Kleider, und gingen so als lebendige Bücher herum, die sich selbst lasen, und sich aller Welt zum Lesen preis gaben. Die Jonier schrieben auf Ziegen- und Schafhäute. Endlich erfanden die Egypter die Kunst, aus dem Papirus, einem Schilfrohre, das sogenannte Papier zu verfertigen. Man konnte es durch Trocknen, Lei-

men, Pressen und Glätten, fest, weiß und fein machen, sogar bogenweise zusammen heften. Die Römer kannten acht Sorten dieses egyptischen Papiers, auch gefärbtes. Es wurde ein beträchtlicher Handelsartikel der spekulativen griechischen Kaufleute. In der Folge wurde dieses Papier durch das Baumwollen-Papier der Chinesen verdrängt, dadurch verschwand die Papierkunst in Egypten selbst.

Unser jetziges Leinen- oder Lumpen-Papier ist eine europäische Erfindung aus dem dreizehnten Jahrhunderte; Italien und Deutschland streiten sich um die Ehre, Lumpen zu Papier verwendet zu haben. Damals standen die Lumpen in hohem Werthe. In England ward sogar durch ein Gesetz verboten, die Todten in Leinenzeug zu begraben. Bald folgten mannigfaltige Verbesserungen und Sorten, indem man von der feinsten Leinwand das Postpapier verfertigte, von der minder feinen das Schreibpapier, von Hausleinwand und Kattun das Druckpapier, und von wollenen Lumpen das Löschpapier. Das aus Hammel-, Kalb- und Ziegenfell zubereitete Pergament erhielt seinen Namen von der Stadt Pergamus in Klein-Asien, wo es — wenn auch nicht erfunden — doch sehr vervollkommnet wurde, und einen vorzüglichen Handelszweig ausmachte. Europa lernte dieses Schreibmaterial erst im sechsten Jahrhunderte kennen.

In den ältesten Zeiten schrieb man mit dem eisernen Griffel, den ich schon genannt habe, nachher mit einem zugespitzten und gespaltenen Rohre. Die Chinesen schreiben noch heut zu Tage mit einem Pinsel. Auch wir

haben Pinsel, die schreiben. Die ersten Gänse, welche die Ehre genossen, ihre Kiele zu sterblichen und unsterblichen Werken zu liefern, lebten in den ersten Decennien des siebenten Jahrhunderts. Ihr heiligen Vögel, wie so manches Unheilige mußten eure Kiele schon zu Papier bringen! Ihr habt Rom gerettet, aber unzählige Menschen durch falsche Urkunden und Todesurtheile um Leben, Glück und Ehre gebracht. Geschwätzig, wie im Leben, plaudert ihr nach dem Tode noch durch eure Kiele; das Knistern ganzer schreibenden Städte, angefüllt mit Geschäftsmännern und Schriftstellern, dringt wie Heuschrecken-Geschwirre und Grillengezirpe durch die Wolken. Und dazu noch ein bereits ausgetunktes und verschriebenes Tinten-Meer, denn:

»Immer schwarz und immer naß,
Geht's aus unserm Tintenfaß!«

Den Gebrauch schwarzer und rother Tinte finden wir schon in ziemlich alter Zeit, besonders bei den Chinesen, die mehr Schriftmahler als Schriftsteller sind. Die griechischen Kaiser unterschrieben ihre Namen mit rother Tinte vom Safte der Purpurschnecke, manchmal auch mit einer goldenen, die kaiserlichen Vormünder mit einer grünen.

Eine sehr romantische Erscheinung ist die sympathetische Tinte, womit sich, da sie ganz farblos ist, eine unsichtbare Schrift auf das Papier bringen läßt, die der Lesende dann durch gewisse Mittel deutlich machen kann. So hat man z. B. eine Tinte erfunden, die in der Kälte unsichtbar ist, durch eine mäßige Erwärmung aber sichtbar wird. Es versteht sich wohl von selbst, daß die Verliebten

nicht vergessen haben, von dieser sympathetischen Tinte zum Besten ihrer sym pathetischen Herzen Gebrauch zu machen.

Bei dieser Geleg enheit halte ich mich verpflichtet, auch dem Tintenfische (Blakfisch), diesem Freunde der Schriftsteller, geb ührenden Dank zu zollen, der in einem Beutel im Innern seines Körpers einen schwarzen Saft verwahrt, der, ohne weitere Zubereitung, als Tinte gebraucht werden kann. Zugleich gibt dieser spitzbübische Fisch auch den Verfolgten eine unschuldige gute Lehre, da er sich der ihm angebornen Tinte zur Vertheidigung gegen seine Feinde bedient, indem er damit das Wasser um sich her verdunkelt, den verfolgenden Feinden unsichtbar wird und ihnen entkommt.

So kommen wir denn vom Feder- und Tinten-Kriege auf den wirklichen.

Die alte Weise des Kriegführens war grausamer und tödtender als die neuere, indem immer Mann gegen Mann focht, folglich die persönliche Tapferkeit in einem höhern Grade und ununterbrochen wirkte, wo jetzt unsere Flinten- und Kanonenkugeln, trotz aller Geschicklichkeit der Schießenden, die Feinde oft wenig oder nicht beschädigen und der Zufall in's Spiel tritt. Bogen, Pfeile und Schleudern spielten im Alterthume die Hauptrollen, traten aber nachher vom Kriegsschauplatze ab, nur die Speere und Schwerter gingen in's Mittelalter über, und hatten bei den Turnieren und ernsten Kämpfen der romantischen Ritterzeit vollauf zu thun.

Eine neue Gestalt erhielt das ganze Kriegswesen durch

das Schießpulver. Eine Art Pulver zum Sprengen kannte man in Europa schon früh. Für den Erfinder des eigentlichen Schießpulvers aber hält man den deutschen Mönch Berthold Schwarz, welcher um das Jahr **1350** lebte, indem er der erste war, der das Pulver in Mörser einschloß, um durch dessen entzündete Explosion Steine und Bleimassen loszuschleudern. Die ersten Schießwerkzeuge hießen Donnerbüchsen, Mörser. Das grobe Geschütz wurde um das Jahr **1400** allgemein angewendet. Das kleinere Feuergewehr, nachher die Hauptwaffe des Fußvolkes, ward später erfunden. Man hält Kanonen und Flinten für eine deutsche Erfindung. Die ersten Feuergewehre waren Kanonen im Kleinen und unterschieden sich von diesen letztern nur dadurch, daß sie von einem Manne getragen und regiert werden konnten; übrigens hatten sie die Gestalt und Einrichtung wie die Kanonen; es waren nämlich unten geschlossene metallene Röhren, in deren Zündloch man Pulver, darauf Steine oder Kugeln hineinthat, und sie dann mit einer Lunte aus freier Hand losbrannte. Dies blieb so lange, bis man den Hahn und den Feuerstein erdachte Diese im Jahre **1517** zu Nürnberg gemachte Erfindung wurde das deutsche Feuerschloß genannt. Um meine schönen Leserinnen für den Anblick dieser furchtbaren Gegenstände durch ein freundlicheres Objekt zu entschädigen, will ich ihnen Nachrichten mittheilen von einem Dinge, dem auch die philosophischesten Damen nicht abhold sind: dem Spiegel, welchen man mit Recht den Freund des schönen Geschlechtes nennen kann, so wie auch den Freund der Wahrheit, die er immer zeigt;

wenn hie und da ein Fräulein seine aufrichtige Erklärung unrichtig lies't oder falsch deutet, und das Spiegelbild nicht mit den wirklichen, sondern mit den Augen der Phantasie anschaut, so ist dies ja nicht die Schuld des armen Spiegels.

Der erste Spiegel war — das Wasser.

Die Egypter und Hebräer hatten schon Spiegel von gegossenem oder geschliffenem Kupfer. Die Töchter Israels trugen zum Gebrauche und zur Zierde zugleich, kleine Spiegel an den Händen. In der Folge kamen die Metallspiegel in die Mode; man hatte Spiegel von Erz, Eisen, Stahl, Silber und Gold, auch von dunkelfärbigen geschliffenen Steinen. Die Erfindung der Glasspiegel ist alt. Man schreibt sie den Phöniciern in Sidon zu. Anfangs wurde das Glas durch eine sehr dunkle Farbe unsichtbar gemacht, endlich kam man auf die Idee, dem Glase eine Folie zu geben; nun wurde die hintere Fläche des Spiegelglases mit Blei überzogen oder mit Zinnblättern belegt. Die Erfindung der Quecksilber-Unterlage wird in das vierzehnte Jahrhundert gesetzt.

Indem ich dies schreibe, fällt mir das Sonderbare der verschiedenen Spiegelgattungen ein, indem einige die Gestalten und Züge des Menschen ungeheuer vergrößern, andere dagegen sie sehr verkleinern. Gewisse Spiegel liefern lauter Zerrbilder, indem sie Alles entweder zu breit oder zu schmal, bald häßlich, bald schwarz oder geisterbleich, bald sogar verkehrt darstellen, die unreinen aber Alles unrein zeigen. Wenn wir dies auf die menschlichen Abbildungen in manchen Romanen, Dramen, historischen

Werken und philosophischen Darstellungen anwenden, so werden wir zwischen den darstellenden Spiegeln und Schriftstellern gewiß die größte Aehnlichkeit finden.

Periode der Verfeinerung. Ueberfeinerung und Verbildung. Eigenes Schicksal. Moralischer Phönix.

Hat die Menschheit jene geringern Stufen der Cultur zurückgelegt, so erscheint sie endlich im Culminationspunkte vollständig entwickelter Geisteskraft und sittlicher Veredlung. Alle Wissenschaften und Künste des Lebens sind ausgebildet. Das Schöne, Große und Göttliche ist dem Menschen zur zweiten Natur geworden. Das Nachtstück der Bedürfnisse ist abgefallen; die Leidenschaften sind Schwingen der Seele geworden; die Begierden dulden die Zügel der Vernunft; geläuterte Phantasie wirkt zur Verschönerung des Lebens, und der Genius strahlt in milder Glorie.

In dieser glücklichen Periode waltet die herrlichste Harmonie der Seelenkräfte und das erfreulichste Gleichgewicht der Verhältnisse in allen Ständen. Das moralisch politische Gesetz ist nun die Königin der Menschen geworden, und findet, wo es spricht, in jeder Brust sein Echo. Das Vaterland ist das geliebte Heiligthum des Lebens geworden. Alle Stände vereinigt der Einklang gemeinsamen Strebens. Der Staatsmann und der Held wetteifern in unsterblichen

Thaten, vom Dichter durch unsterbliche Gesänge verklärt und vom Geschichtschreiber der staunenden Nachwelt erhalten. Des Malers Gebilde blühen wie sein Zeitalter, und die beseelten Monumente lebloser Baukunst verkünden als bleibende Wunder dem späten Enkel den Geist ihrer Zeitgenossen.

Leider aber gleichen solche Perioden im Leben der Menschen, so wie der Völker und Staaten, in Hinsicht auf ihre kurze Dauer den Silberblicken des chemischen Scheidungsprozesses, da das edle Metall durch flüchtig aufleuchtende Glorie seine Trennung von den Schlacken verkündet! Der hellsehende Geist wird grübelnde Speculation, die schaffende Kraft eine prüfende, die schöne Darstellung Verkünstelung, der Verstand Klügelei. Habsucht und Verschwendung treiben das Spiel der tollsten Kontraste, gleich zwei Unsinnigen. Vergnügungs- und Zerstreuungssucht schwelgen mit erbärmlicher Gehaltlosigkeit. Luxus und Eitelkeit rasen wie Betrunkene in wildem Taumel. Die Liebe zergeht in Liebelei, und Empfindelei tödtet die moralische Kraft, während Ueppigkeit jene des Körpers vergiftet und zerstört. Kein Sinn für das Schöne und Große, kein seligmachender Glaube an das Heilige! Der Kern des Lebens ist morsch. Völker und Staaten ergreift ein moralisch politisches Faulfieber; allgemeine Stumpfheit ruft die Verwesung herbei; Laster und Verbrechen werden die Todtengräber entarteter Nationen und Reiche, die sich gleich dem einzelnen Menschen durch ihr Thun und Lassen ihr eigenes Schicksal bereiten. Da bewährt sich denn Schiller's Spruch: „Die Welt-

geschichte ist das Weltgericht!" — Wie die Saat, so die Ernte! Ist der höchste Punkt überschritten, so ergießt sich die Sündflut des Verderbens unaufhaltsam. Das Zuviel ist der Keim, aus dem der Giftbaum des Unheils riesenhoch aufsproßt! Hat ein solches National-Leichenfeld endlich lange Reihen von Jahren, ohne edle Menschen und Thaten, ohne Glück und Ehre gemordet, dann läßt die ewige Vorsicht den Staub sich wieder beleben. Frische Kräfte entwickeln sich, und aus der Asche geht ein moralischer Phönix, eine neue Generation hervor.

I.

Die alten Hebräer.

Moses Rettung.

Die Familie Jakob's zählte, als sie nach Egypten kam, nicht über siebzig Seelen, wuchs aber während ihres ungefähr vierhundertjährigen Aufenthaltes in diesem Lande an zwei Millionen, worunter sich sechsmal hundert tausend streitbare Männer befanden.

Eine solche fremde Menschenmasse erweckte die Besorgnisse der egyptischen Pharaone um so mehr, als die Israeliten durch nomadische Lebensweise, Sitten und Gebräuche, ja selbst durch die Sprache sich von den Eingebornen des Landes trennten, und in der ihnen angewiesenen Provinz lebend, gleichsam einen Staat im Staate bildeten.

Um der Gefahr, welche dem Reiche daher zu drohen schien, frühzeitig vorzubeugen, bediente sich die egyptische Politik zweier gewaltsamer Mittel: Unterdrückung und Verminderung der Menschenmasse. Man zwang die Israeliten, ihnen eigene Frohnvögte vorsetzend, zu den härtesten öffentlichen Sklavendiensten auf dem Felde und in den Ziegelhütten. Aber das Mittel hatte nicht die gehoffte Wirkung. Un-

geachtet der grausamen Behandlung vermehrte sich die Zahl der Israeliten. Diese Vermehrung hatte überdies noch die traurige Folge, daß die Israeliten in der ihnen als Wohnplatz ausschließend angewiesenen Provinz immer gedrängter zusammen wohnen mußten, wodurch eine seuchenartig ansteckende Krankheit entstand. Waren sie den Egyptern bisher nur ein Gegenstand des Hasses gewesen, so wurden sie nun sogar verabscheut. So vereinigten sich denn schwere Arbeit, schlechte Nahrung, fortwährende Mißhandlung und erniedrigende Verachtung zu dem nachtheiligsten Einflusse auf die Charakter-Verschlimmerung der verhaßten Fremdlinge. Endlich wurde auch das zweite, noch schrecklichere Mittel ergriffen. Egyptische Hebammen erhielten den Befehl, die neugebornen Söhne der Israeliten sogleich zu tödten. Ward dieses Gebot entweder nicht pünktlich genug erfüllt, oder fand man es zu langsam wirkend? Vermuthlich Beides; denn es wurden öffentliche Mörder bestellt, welche in die Wohnungen der Israeliten drangen, um die neugebornen Knaben zu ermorden. Unter den bedauerungswürdigen Eltern, welche vor dem gräßlichen Befehle stündlich bebten, befand sich Amram und sein Weib Jochebed, Beide vom Stamme Levi. Konnten sie auch mit ruhigerem Herzen auf ihre zwei schon erwachsenen Kinder: den Knaben Aaron und seine Schwester Mirjam, blicken, so mußten sie doch um so mehr bekümmert sein, um den neugebornen Sohn Moses *).

---

*) Um das Jahr 1600 vor Christo.

Jochebed, nachdem es ihr gelungen war, das Kind drei Monate hindurch vor allen Nachstellungen zu verbergen, sah endlich die Gefahr mit jeder Stunde näher herandringen. Nachdem sie alle Mittel erschöpft hatte, die ihr zur Verheimlichung und Rettung des kleinen Moses zu Gebot standen, ergriff sie endlich das Äußerste.

Die Mutterliebe gab ihr die List ein, um dieses einzige Mittel zu des Knaben möglicher Rettung zu versuchen. Sie flocht aus der schilfartigen, wohlriechenden Papiruspflanze einen Korb, verwahrte ihn mit Pech gegen das Eindringen des Wassers, legte den kleinen Moses hinein, und setzte ihn an das Ufer des Flusses an die Stelle, wo die holde Königstochter Thermutis Abends zu baden pflegte:

Es neigt sich und beugt sich das flüsternde schwankende Rohr,
Und wallet liebkosend und kühlend am Körbchen empor.
Sanft ruht im süßen Schlummer
Der Knabe, die Augen geschlossen;
Die Wängelein, von Rosenlicht umflossen,
Sie zeigen keine Spur vom Kummer,
Wo eine Thräne je herabgeflossen;
Doch um so reicher ergießt sich wie brennende Glut
Von der Wange der Mutter die Thränenflut.
Mit ihren tausend Schmerzen und Sorgen
Hält sie sich im nahen Gebüsche verborgen,
Und starret und bebt und spricht:
„Hier unter Gottes Himmelslicht
„Hab' ich, mein Kind, dich hergestellt.
„Wie seine Abendröthe dich erhellt,

„So wird auch seine Macht
„Dich schützen vor der Todesnacht.
„O Herr des Himmels und der Erde,
„Den Segen, den du Israel verheißen,
„Versag' ihn auch dem Knäblein nicht!
„Was Vater und Mutter nicht können gewähren,
„Das wolle in Vaterhuld Du ihm bescheren!" —
Die Hände gefalten
Zum Himmel emporgehalten,
Steht marmorbleich
Und thränenmild
Das flehende Mutterbild,
Und horcht und lauscht und späht
Nach jedem Lüftchen, das da weht.

Und sieh'! Im Abendscheine wallt
Heran eine Frauengestalt,
Fröhlich und lieblich und hold;
Hellschimmernd strahlt
In der Abendsonne Gold —
Das königliche Prachtgewand;
Sie selber fast zu nennen war
Eine Sonne in der Gespielinnen Schaar.
Ihr frisches Falkenaug' erspäht
Sogleich den Korb am Uferrand,
Und leicht mit eilenden Schritten geht
Sie voraus mit deutender Lilienhand;
Und wie sie vom Korbe löset das Band,
Erblickt sie von Blättern und Blumen umwallt,
Auf weichem Bette

Der Menschenknospe Huldgestalt,
Und glüht mit dem Abendroth in die Wette,
Da nun das Kind die Ärmchen regt,
Und lächelnd auf die Augen schlägt,
In denen der Unschuld Himmelslicht
So mächtig, wie keine Sprache der Erde spricht;
Und Pharao's Tochter, Thermutis, weich gesinnt,
Nimmt aus der Korbes Blumenschooß das Kind
Mit freudigem Staunen hervor;
Sie küßt und hebt es zum Himmel empor;
Die Mutter sinkt in schweigendem Entzücken
Auf ihre Knie und weint mit betenden Blicken,
Dann hebt sie sich empor
Und tritt hervor
Zur Königstochter, um es zu wagen,
Zur Amme des Findlings sich anzutragen.
So wird die Wahrheit selbst zur Lügnerin
Und Liebe muß des Eigennutzes Maske tragen.
„Wollt Ihr, (spricht sie) Gebieterin,
„Den lieben Kleinen mir vertrauen,
„Sollt Ihr durch treue Pflege ihn
„Nach Eurem Wunsch gedeihen schauen.
„Groß zog ich manches Kindlein schon,
„Und viel Erfahrung ward mir eigen;
„Ich will so viele Sorgfalt zeigen,
„Daß Ihr mir spendet reichen Lohn." —
Die Königstochter hört mit Wohlgefallen
Das Weib, schön, reinlich, kluggesinnt,
Und läßt zur Pflege ihr das Kind,
Das leisen Dank ihr scheint zu lallen,
Und küßt es nochmal voll Erbarmen
Und spricht zur Israelitin sanft gerührt:

„Gleich eignem Kinde pflege Du den Armen!
„In deine Hütte nimm ihn mit!
„Es sei Egypter oder Israelit,
„Des Waisen Mutter bin ich nun;
„In meinem Schutze soll er sicher ruhn!“ —

Jochebed, die Freudige, fasset sich kaum;
Sie küsset des wallenden Kleides Saum,
Sie drängt nur mit Mühe die Thränen zurück,
Sie birgt nur mit Mühe ihr Glück,
Sie hält nur mit Mühe im zitternden Arme das Kind,
Und schreitet nach ihrer Hütte geschwind;
Und wie sie erreicht hat das niedere Haus,
Da bricht sie in Jubel und Thränen aus:
„Du hast ihn, o Gott!
„Errettet vom Tod,
„Errettet von irdischem Kummer und Leid —
„Allmächtiger, Dir sei sein Leben geweiht!“ —

Die egyptischen Mysterien. Mosis Flucht in die Wüste. Aaron. Die egyptischen Zauberer. Mosis Wunderwerke. Rettung der Israeliten.

Die edle Thermutis gab dem Findlinge den Namen Moses, welcher einen aus dem Wasser Geretteten bezeichnet *), und nahm ihn, als er zum schönen geistvollen Kna-

*) Nach egyptischen Worten: Moi: Wasser, und si: bewahren, erhalten.

ben heranwuchs, an Kindesstatt und an den Hof ihres Vaters. Dadurch wurde Moses nicht nur ein Mitglied der königlichen Familie, sondern auch des Priesterstandes, zu dem jeder Pharao gehörte. Dieser Stand, in Egypten der erste des Reiches, befand sich im ausschließenden Besitze aller Wissenschaft und Kunst, die er als Geheimniß streng verwahrte.

So genoß Moses nun den großen Vortheil, daß er in die priesterlichen Mysterien eingeweiht wurde, welche, verhüllt dem Auge der Profanen, die gesammten Resultate der Geistesbildung und Einsicht der Zeit enthielten. Und so erwarb sich schon des Jünglings rastloser Feuergeist im Heiligthum egyptischer Weisheit tiefe Kenntnisse umfassender Naturkunde, und einer mit Sicherheit gestaltenden und leitenden Regierungskunst. Aber weder die glücklichsten Verhältnisse, noch aller Reiz der Geistesgenüsse, noch aller Glanz am Hofe des mächtigen Pharao war vermögend, ihn das Elend und die Schmach seines Volkes vergessen zu machen. Als er eines Tages Augenzeuge sein mußte von einer Mißhandlung, welche ein egyptischer Frohnvogt sich gegen einen Israeliten erlaubte, riß der gerechte Zorn ihn dahin, den Übermuth des Frevlers mit dem Tode zu bestrafen. Der Pharao wüthete; Moses verbannte sich selbst. Ein Mann von vierzig Jahren, verließ er den Hof und seine Pracht, verließ er alle Schätze und Lebensgenüsse, die ihm entgegen schwellen, verließ er das üppige Land, in dem er nichts als die große Marterkammer seiner Brüder erblickte, und zog, arm und einsam wie am Tage, da sei-

ne Mutter ihn an das Ufer des Nil setzte, in die arabische Wüste.

Hier fand er bei Jethro, dem Priesterfürsten der Medianiter, freundliche Aufnahme, und der Königssohn hütete die Herden des Arabers. Aber eben hier, umgeben von Wüsten, Felsgebirgen und Sonnenglut erreichte Mosis Geist den höchsten Grad der Reife, immer tiefer versinkend in den Reichthum seiner selbst, und die aufgeregte Phantasie malte ihm mit den glühendsten Farben das Elend seines Volkes. Im Schooße der Einsamkeit und unter den Schrecken schauerlich erhabener Naturscenen, faßte Moses, seine große Seele mit dem Höchsten befreundend, die erste Idee jenes großen Unternehmens, welches er so lange in seinem Innern trug und endlich so herrlich ausführte. Und hatte er ehemals in den Mysterien der egyptischen Priester die Geheimnisse der Natur kennen gelernt, so lernte er nun den Herrn der Natur in seiner reinsten Wesenheit erkennen.

Hier in der Wüste, seine Herden am Berge Horeb weidend, erspähte Mosis Geist, in die Anschauung des Höchsten versunken, die unmittelbare Gegenwart Gottes.

Dem beschränkten Menschen däucht so oft das, was er nicht zu erklären vermag, ein Wunder, und er findet sich geneigt, dasjenige, was er sich nicht als wirklich denken kann, für unmöglich zu halten. Dem Moses aber ward hier das Wunder selbst zur erkannten Wahrheit; das Feuer, das wohlthätigste unter den Elementen, und allgegenwärtig in der Natur, wie ihr Schöpfer selbst, durch Licht und belebende Wärme, zeigte ihm die versinnlichte Gegenwart Got-

tes im brennenden Dornbusche, der in hellen Flammen stand, ohne daß ein Blatt versehrt ward, so wie Alles, was da in Gottes Licht lebt, nie untergehen kann, da Er selbst der Urquell des von ihm ausströmenden Lichtes ist.

Hier vernahm Moses, der Entzückte, die Stimme des Ewigen, und erhielt den großen Ruf, der Retter seines Volkes und der Herold des Ewigen zu werden. Ausgerüstet mit Wunderkräften, als verbürgendem Siegel seiner hohen Sendung, und beseelt vom erhabensten Muthe, durch alle Gefahren und Hindernisse seinem Ziele entgegen zu schreiten, zog Moses, nach einem vierzigjährigen Aufenthalte bei Jethro, im Alter von achtzig Jahren nach Egypten, um zu vollbringen, was Gott und sein Herz ihm geboten: Israels Kinder in das Land zu führen, wo die Gebeine ihrer Väter ruhten, wo die Ströme Gottes rauschten, wo die Berge Gottes sich majestätisch erhoben, und der Segen wie Thau vom Himmel trof. Auf dem Wege der Wanderung trat dem Moses sein Bruder Aaron entgegen, wie von demselben Geiste Gottes getrieben, beredter als Moses, aber ohne dessen Seelenhoheit. Sie gingen miteinander zu den Israeliten. Aber hier stellte sich dem Retter schon das erste Hinderniß entgegen: ein entartetes Volk, welches er in einem Zustande der Verwilderung traf.

Die Brüder versammelten zuerst die Ältesten des Volkes. Aaron, der Beredsame, trug die Ursache ihres Kommens vor, des Bruders göttliche Sendung; aber die muthlosen, erdrückten Gemüther, keiner Begeisterung und keiner Erhebung fähig, vermochten es nicht, den großen Gedan-

ken zu fassen. Da wirkte Moses zuerst auf ihre Sinne, um die Erschlafften durch ein, in die Augen fallendes Zeichen der ihm von Gott verliehenen Kraft aus ihrer Erstarrung aufzuschrecken. Er warf seinen Stab zur Erde; der Stab wurde zur Schlange. Er streckte die Hand aus; die ergriffene Schlange ward wieder zum Stabe. Die Menge staunte, bebte, glaubte, betete des Unsichtbaren sichtbar gewordene Macht an. Nun stellten sich die Brüder vor den Pharao; dieser, ihrer Wunderzeichen spottend, ließ seine Zauberer kommen, um jene durch ihre Zauberkünste nachahmend wo nicht überbietend, zu beschämen. Den egyptischen Meistern gelang wohl manches Blendwerk; endlich aber mußten sie weichen, und die höhere Kraft des gottgesendeten, nur für das Gute wirkenden Mannes erkennen. Dennoch spottete des zürnenden Pharao beleidigter Stolz, und er ließ den Israeliten noch härtere Arbeit bei noch härterer Behandlung aufjochen.

Moses sprach zu dem Grausamen: „Auch gegen deinen Willen sollst du den Herrn der Natur in seinen Erscheinungen erkennen, sollst Wunder schauen, welche die äffende Weisheit deiner Zauberer nicht nachzubilden vermag, der Macht göttlicher Sendung!“ —

Er spricht's und schwingt den Schlangenstab,
Und senkt ihn auf den Nil hinab,
Und sieh! es wandelt sich die Flut
In glühend rothes Blut;
Das wälzt sich wogend und hell leuchtend hin,
Daß, angestrahlt vom Widerschein,

Der König und sein Land erglühn.
Ihm strömt ein Schauder hin
Durch Mark und Bein;
Er bebt, doch beugt kein Gott den starren Sinn!

Vergebens drang Moses in den Unbeugsamen, den Israeliten freien Abzug zu gestatten, nach dem Willen Gottes. So gerne auch der Pharao sich der Fremdlinge im Lande entledigt hätte, so beleidigte es doch seinen Hochmuth, einen Herrn über sich zu erkennen, dem er gehorchen sollte. Überhaupt glaube ich, müsse das ganze Verfahren des Pharao mehr für die Wirkung von fühllosem Egoismus des Stolzes, als von religiösem Unglauben erklärt werden, indem die Pharaone immer zum Priesterstande gehörten, in dessen Mysterien, nach sehr wahrscheinlichen Vermuthungen, die Lehre von der Einheit Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele, wie auch über Lohn und Strafe nach diesem Leben, wenn auch nicht in ihrer ganzen Reinheit, wenigstens doch mit dämmernder Ahnung vorgetragen wurde. Mosis Flehen schlug an taube Ohren, sein Drohen an ein stolzes Marmorherz. Nun folgten erschütternde Naturerscheinungen dicht auf einander, den Starrsinn des Trotzenden zu erweichen. Gewimmel zahlloser Insekten erfüllte Land und Wasser, gleich einem Heere böser Geister. Pharao schaudert und verspricht, das Volk Israel ziehen zu lassen. Aber kaum ist die letzte Spur der Landplage verschwunden — und der Pharao widerruft, was er zugesagt. Gift der Seuche erfüllt die Luft. Tausend sinken dahin, die Beute schwarzer Todesbeulen. Ein Gewitter, wie Egypten noch keines

erlebte, tobt zerstörend über das Land. Finsterniß raubt der Erde den Himmel. Finsterniß macht drei Tage zu Nächten. Der Pharao fährt fort zu verheißen, so lange das Entsetzen ihn mit Ungeheuerkrallen festhält, aber er widerruft, sobald Gefahr und Schrecken verschwunden sind. Erst die zehnte der verheerenden Landplagen, das Hinsterben aller Erstgeburt Egyptens in einer Mitternacht, bewegt das verstockte Herz des Hochmüthigen, und er erkennt endlich die höhere Fügung, weicht einer höheren Macht, und befiehlt nun den Abzug der Israeliten, welchen er bisher verweigert hat.

Schon wallt der unübersehbare Zug, Mann und Weib, Groß und Klein, aus Egypten. Am Ufer des rothen Meeres ziehen sie hin nach dem steinigen Arabien. Mit ihnen ziehen die Leichen der Familienhäupter aller Stämme. Den Sarg Josephs, auf einem prächtigen Wagen aufgebahrt, umgeben die bewachenden Stämme seiner Söhne Ephraim und Manasseh. Eine Wolkensäule wandelt vor den Wanderern einher, wie ihre Wegweiserin, am Tageslichte nächtlich dunkel, im Dunkel der Nacht feurig glühend: der verhüllten Gottheit sichtbare Gegenwart!

So kamen sie in ein Thal am rothen Meere, eingeschlossen zwischen zwei Gebirgen, vermuthlich in der Gegend der jetzigen Landenge von Suez. Hier ließ Moses sie zur Ruhe lagern. Kaum erfuhr der Pharao dies, als in ihm der Gedanke aufloderte, es biete sich hier die beste Gelegenheit, die ganze Volksmasse, die hier nicht entfliehen könne, auf einmal zu vertilgen. Und er ließ mit Blitzeseile hinfliegen

seine ganze Kriegsmacht, der Meineidige selbst an der Spitze der Würglustigen.

Die erste Nachricht von dem verfolgenden Todesheere erfüllte die Israeliten mit betäubendem Schrecken. Aber Gott stärkte Mosis Geist, und Moses entflammte im Gemüthe der Verzagten das Vertrauen zu dem Herrn, dem Retter der Bedrängten.

Schon rasselten die Waffen der egyptischen Heerschaaren am Eingange zum Thal am Meere. Tiefe Nacht sank vom Himmel. Die leitende Wolkensäule stellte sich nun trennend zwischen die getrennten Massen, den Egyptern als ungeheure Nachtgestalt dunkeldrohend zugewendet, den Israeliten mit der feuerrothen Glanzseite die Finsterniß erhellend.

Die Schatten der Nacht wichen der Dämmerung. Die Morgenröthe durchflog den Himmel wie ein Blick Gottes. Moses gebot den Seinigen aufzubrechen, Gebirge und Wüsten hemmten jeden Ausweg; vor ihnen wogte das Meer mit seinen brausenden Fluten über Untiefen dahin. Moses, den günstigen Augenblick ergreifend, streckte, Allen sichtbar, den befehlenden Stab aus, nach dem Meere gewendet. Die Fluten wichen zurück; ein heißer Wind trocknete des Meeres schlammigen Grund, und auf den ebenen Wegen der leuchtenden Wogenhalle zog das Volk Israel wie zwischen Kristallwänden dahin.

Jetzt stürzte der Pharao hervor mit seinen Reitern und Kriegswägen, stürzte den Geretteten nach, mitten in des Meeres geöffneten Raum, mit dem Jubelgeschrei der Mordlust und des Siegestaumels. Aber gegen Morgen brachen

Blitz und Donner aus den Todesgewolken hervor. Brausend stürzten die Berge heraneilender Fluten, und mit den Fluten der Schrecken, über Reiter und Wagen. Das Jubelgeschrei verstummte. Glatter Wasserspiegel deckte das geschlossene Grab der Versunkenen im Abgrunde. Am entgegengesezten Ufer erschien Mosis erhabene Gestalt. Vor den langen Reihen der Geretteten stehend, hob er die Arme gegen Himmel, und während die Morgensonne über den Häuptern der Anbetenden aufging, ertönte des Begeisterten Lobgesang.

Der Zug durch die arabische Wüste. Volks-Entartung. Lager der Israeliten.

So hatte Moses nun das große Werk vollbracht, und sein Volk aus egyptischer Sklaverei gerettet. Aber eben dieses gerettete Volk wurde ihm bald gefährlicher als der Feind, von dessen Tyrannei er es befreiet hatte, und erschwerte ihm selbst die Erreichung des schönen Zieles.

Es gehörte fürwahr ein gottbeseelter Geist dazu, um nicht an sich selbst irre zu werden, und das herrliche Beginnen unvollendet aufzugeben. Aber Moses beharrte muthig und fest auf dem, vom Herrn ihm geoffenbarten Berufe, wohl bedenkend, er gehöre nicht mehr sich selbst an, sondern müsse handeln, als ein Werkzeug, welches der Ewige sich erkoren zur Ausführung seiner Beschlüsse. Und so

muß auch Jeder handeln, der Großes vollbringen will; er sieht nur das Ziel, dem er entgegen geht; er fühlt nur die Macht des Geistes, der ihn treibt.

Und so ergaben sich denn auch in demjenigen, was Moses, der Gottbegeisterte, ferner that, Wunder auf Wunder, die uns noch mehr ergreifen, wenn wir sie, ohne den Schmuck poetischer Ausmalung, in ihren einfachen großartigen Zügen beschauen:

Die Israeliten, dem Meeresschooße unversehrt entstiegen, nimmt eine ungeheure Wüste auf. Hunderttausende schmachten. Sie nennen ihr früheres Elend in Egypten einen glücklichen Zustand in Vergleichung mit ihrer jetzigen Lage. Moses verweist die Murrenden zu unbedingtem Vertrauen auf Gott. „Schon der nächste Morgen mag euch, (so spricht er zu den Kleinmüthigen), die Herrlichkeit des Allmächtigen in neuem Glanze zeigen!" — Der Morgen leuchtet — und sieh! den Dorngesträuchen muß nährender Saft entquellen, und die Sandwüste mit getrockneten, wohlschmeckenden Körnern weißschimmernd überdecken. Den Erquickten wird ihr Labsal ein Himmelsbrot, und sie nennen es Manna, weil es ihnen wie ein fertig zubereitetes Gericht vom Himmel fiel *).

---

*) Man oder Manna heißt jetzt ein getrockneter klebriger, honigsüßer Saft, der mehreren Gewächsen im Oriente entquillt, auch einigen Gattungen der Esche in Calabrien und Sicilien und im südlichen Deutschland.

Die Neubelebten zogen freudig weiter. In einem Theile der Wüste befiel sie Wassermangel. Moses verwies die Murrenden abermal zu unbedingtem Vertrauen auf Gott. Und sieh! Der harte Fels öffnet sich, und vorspringende Quellen tränken die lechzende Menge.

O Menschenherz! sei dem dürftigen Bruder nicht grausamer, als die Wüste, nicht härter, als der Fels, und öffne dich, vom heiligen Zauberstabe des Mitleids berührt, mit allen Quellen des Lebens, und mit dem Himmelsbrote der Liebe!

Bisher hatten die Israeliten mit den Elementen zu kämpfen; nun trafen sie auch mit feindlichen Völkern zusammen. Moses, nicht nur oberster Priester und Gesetzgeber seiner Nation, sondern auch ihr Feldherr, leitete die Schlachten, und ordnete auch die Einrichtung des Lagers, daher jene Form, welche er demselben gab, auch das Vorbild für seine Nachfolger blieb.

Wir treten nun in das israelitische Lager, die Wohnung von mehr als sechsmal hunderttausend streitbaren Männern. Das längliche Viereck, welches uns in der Mitte desselben entgegen schimmert, ist das Heiligthum der Stiftshütte, worin die Bundeslade verwahrt wird.

Zunächst der Stiftshütte erblicken wir das Gezelt Mosis und Aaron's. Rings um ihre vier Seiten ist der Stamm Levi gelagert, welcher den Gottesdienst verwaltet. Die andern zwölf Stämme bewohnen gleichsam vier neben einander stehende große Lager. Im ersten nimmt der Stamm Juda den Ehrenplatz ein; er zählt **74,600** Köpfe. Ihm zur Seite

zeigt der Stamm Issachar **54,400**, und der Stamm Zebulon **57,400** Streiter.

An der Spitze der zweiten Lagerabtheilung erscheint der Stamm Ruben mit **46,500** Kämpfern, Simeon mit **59,300** und Gad mit **45,600**; in der dritten der Stamm Ephraim mit **40,500**, Manasseh mit **32,200** und Benjamin mit **35,400**; in der vierten endlich der Stamm Dan mit **62,700**, Asser mit **41,500** und Naphthali mit **53,400** also ein Heer von **603,500** kampfrüstigen Männern! Hochaufragend flattern über den Gezelten die vier Hauptfahnen mit ihren Sinnbildern: die Fahne Juda mit dem Löwen, die Fahne Ruben mit der Gestalt eines Menschen, die Fahne Ephraim mit dem Stier, die Fahne Dan mit dem Adler.

In jenem abgesonderten Theile des Lagerraumes befinden sich die Kranken und diejenigen, welche sich durch Berührung todter Körper verunreinigt haben.

Horch! Zwei silberne Trompeten ertönen durch das Lager. Das erste Zeichen gebietet den Aufbruch. Wie regt und bewegt sich Alles! Der Stamm Levi trägt die Bundeshütte ab, und ladet sie auf Wägen. Jeder Stamm macht sich marschfertig.

Das zweite Zeichen erschallt. Die Krieger versammeln sich bei ihren Fahnen. Kranke, Weiber und Kinder bilden den Nachzug. Der Stamm Juda beginnt den Zug mit Issachar und Zebulon; ihm folgt Ruben mit den zugesellten Stämmen Simeon und Gad.

Das dritte Zeichen tönt. Die Bundeslade wird erho-

ben, von den Leviten getragen, und begleitet von den Stämmen Ephraim, Manasseh und Benjamin. Den Zug schließen die Stämme Dan, Asser und Naphthali, als Bedeckung der Kranken und Schwachen.

Josua. Erscheinung auf dem Sinai.

Nun wurden die Israeliten unvermuthet von den Amalektiten, einem der mächtigsten Völker jener Zeit, überfallen. Sie eilten herbei, jenen den Weg nach dem gelobten Lande abzuschneiden. Moses sandte ihnen den Josua, einen tapfern und geistesstarken Jüngling, mit einer Heerschaar entgegen. Er selbst bestieg, als das Treffen begann, eine Anhöhe, auf welcher die Kämpfenden ihn knieend, und mit emporgestreckten Armen um das Glück ihrer Waffen zu Gott betend, erblickten. Die Israeliten erfochten einen glänzenden Sieg, welchen Moses durch einen, auf derselben Stelle errichteten Altar dem Andenken der Nachwelt bezeichnete.

Dies geschah im dritten Monate nach dem Zuge aus Egypten. Moses ernannte nun aus den Ältesten seines Volkes Richter, welche, unter seiner Oberleitung, dessen Angelegenheiten schlichteten, zog dann nach der Wüste Sinai, und lagerte sich am gleichnamigen Berge.

In dem, was sich hier ergab, zeigt sich neuerdings ein mächtiger Beweis, daß sich der Faden, welcher uns durch

das scheinbare Labyrinth der göttlichen Vorsehung leitet, in keiner andern Völkergeschichte so deutlich erkennen läßt, wie in jener der Israeliten. Hatte sich Gott bis jetzt als den allmächtigen Herrn der Natur zu erkennen gegeben, in dessen Hand Wohl und Weh und Leben und Tod liegt, so mußten die Ihn mit Ehrfurcht Anbetenden nun auch das Gute und Böse erkennen, und jenes üben, dieses meiden lernen.

Es gewährt auch fürwahr bei so manchem Unrechte, bei so mancher Frevelthat, die wir sich ereignen sehen, einen nicht geringen Trost, wenn wir bedenken, daß sie größtentheils nicht aus bösem Willen, nicht aus eigentlicher Frevelgier, sondern aus Unkenntniß dessen, was gut oder böse, und aus Selbsttäuschung verübt werden. Wie gerne denken wir dann. „Herr verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ — Und so geschieht es, daß der Verbrecher, obschon ein Feind der Tugend, in seinem eigenen Gewissen seinen furchtbarsten Gegner findet und zum schlauesten Sophisten wird, um seine Sünde zu beschönigen und die verhüllte Richterin zu betäuben. Er möchte Gott und seine Seele verläugnen, um nur sein Verbrechen zu läugnen; er möchte keinen Gott kennen, er möchte seine Seele vernichtet wissen, um nur dem Vorwurfe der Schuld zu entgehen.

Moses befahl nun den Israeliten nach dem Siege, sich durch feierliches Vorbereiten zur Heiligung der Seele zu reinigen. Schon brach der dritte Morgen an. Schwarzes Gewölk bedeckte den Sinai. Blitze zuckten, Donner rollten. Der Berg dampfte, flammte, zitterte. Durch die Luft scholl Posau-

nenton, dumpf, langsam verhallend. Tiefe Stille! Schweigend führte Moses alles Volk, festlich geschmückt, aus dem Lager. Am Fuße des Berges standen die Bebenden. Da erscholl ihnen die Stimme Gottes, die Lehre allumfassender Weisheit in der einfachsten Erhabenheit verkündend:

„Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nur an Einen Gott glauben. Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen. Du sollst den Sabbath heiligen. Du sollst Vater und Mutter ehren. Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht Unkeusches thun. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsches Zeugniß geben. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut". —

So war die Feier der Menschenheiligung vollbracht; ein ewiger Quell seligmachender Erkenntniß, aus dem Jahrtausende schöpfen! —

Götzendienst. Strafgericht. Die Eroberung Canaan's.

Nach der Verkündigung jener zehn Gebote, welche die Elemente aller religiösen, moralischen und politischen Gesetzgebung enthielten, übertrug Moses seinem Bruder Aaron die Aufsicht über das Volk Israel. Er selbst ging auf den wolkenumhüllten Gipfel des Berges Sinai, wo er vierzig Tage blieb.

Mosis ehrfurchtgebietende Gegenwart hatte die rohen Gemüther bisher im Zügel gehalten; in seiner Abwesenheit wagte sich manche Untugend keck an das Tageslicht, und Aaron besaß zu wenig Kraft und Ansehen, um den Verwegenen zu imponiren, die sich erkühnten, die Abwesenheit des Gefürchteten dahin zu deuten, als sei er — aus guten Gründen — verschwunden, und das Volk Israel sei nun sein eigener Herr. Aber so wie sie jezt, das ihnen zum Heil auferlegte Joch abschüttelnd, ihren großen Führer verläugneten, eben so wollten sie auch ihren Gott verläugnen. Die Idee des Unsichtbaren überstieg ihre Fassungskraft, sie verlangten Götzenbilder, die man vor ihnen hertrage. Aaron vermochte es nicht, dem ungestümen Andrange zu widerstehen. Sogleich trugen sie freudig alles Gold zusammen, sogar die Ohrringe der Weiber, um davon das Bildniß eines Kalbes zu gestalten, nach dem Beispiele der Egypter, welche einen Gott Apis in Stiergestalt verehrten. Dem Götzen ward ein Altar errichtet, vor dem die Freudetrunkenen Brandopfer entflammten, Tänze und Gelage hielten. Nur der Stamm Levi bewahrte sich rein von der Schuld des Götzendienstes und alles aufrührerischen Tobens.

Nach vierzig Tagen stieg Moses nun vom Berge herab, und brachte zwei steinerne Tafeln, worauf die Gesetze des Heils eingegraben waren. Da er sich dem Lager näherte, scholl ihm stets lauter der lärmende Tumult der Götzendiener entgegen. Seine Seele schauderte ob dem Gräuel, indem er mit einem gemischten Gefühle von Zorn und Wehmuth die traurige Nothwendigkeit erkannte, er müsse

nun, so sehr auch sein Innerstes dagegen sich sträubte, das strengste Beispiel eines schweren Strafgerichtes ergehen lassen, um der wilden, störrigen Menge das höchste Entsetzen vor jedem neuen Versuche einzuflößen, damit sie es nicht mehr wage, in der kürzesten Zeit zügellos zu zertrümmern, was er, nach des Ewigen Rathschlusse langsam, mühevoll und mit Aufopferung seiner selbst gebaut hatte.

Er mußte sich den Frevlern nun als der furchtbare Rächer der beleidigten Gottheit zeigen, der sie auch mit Gewalt zu ihrem Heil zwingen könne. Zu Aaron sprach er die zermalmenden Worte: „Was hat dir dieses Volk gethan, daß du ihm eine solche Sünde begehen halfst?“ — Dann berief er die Männer vom Stamme Levi, die allein schuldlos geblieben, als Strafengel der Schuldigen, ließ sie um sich her treten, und befahl ihnen, umzugürten ihre Schwerter, und ohne Unterschied Alle zu tödten, die sie noch bei des abgöttischen Festes schwelgerischem Gelage treffen würden. Und sie gingen hin, und vollzogen das Strafgericht. An dreitausend fielen von ihren Schwertern. Da Moses sich indessen überzeugt hatte, wie sehr das rohe Volk am Sinnlichen und in die Augen Fallenden hänge, beschloß er, ihnen ein sichtbares Zeichen des Unsichtbaren zu geben; er hoffte, sie dadurch von abgöttischen Verirrungen für die Zukunft desto sicherer zurück zu halten. Er ließ die Stiftshütte, ein Gezelt von auserlesenen Stoffen und Farben, erbauen, und in dieser die Bundeslade aufstellen, bestimmt zur Aufbewahrung der Gesetztafeln, und zur anschaulichen Dar-

stellung des von Gott mit dem Volke Israel gestifteten Bundes.

Aber weder jenes blutige Beispiel, noch diese weise Einrichtung waren hinreichend, den wilden Sinn der gährenden Masse mild und fügsam zu machen. Erst nach wiederholten Scenen ungestümen Trotzes gelang es dem Moses, die Wanderer aus Egypten bis an die Grenze Canaan's zu bringen, des Landes, wo sie als selbstständiges Volk das verheißene Reich gründen sollten. Die Klugheit gebot nun dem Moses, das vorliegende fremde Gebiet, ehe er in dasselbe einrückte, durch Kundschafter besehen zu lassen, um sich zu überzeugen, welche Maßregeln er, mit Rücksicht auf die physische Beschaffenheit und auf die politischen Verhältnisse, zu nehmen habe. Er sandte zu diesem Behufe zehn Männer, mit ihnen den Josua und Caleb, die sein ganzes Vertrauen besaßen. Sie kehrten nach vierzig Tagen zurück, aber mit den widersprechendsten Nachrichten; denn während Josua und Caleb die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes priesen, schilderten die übrigen Zehn mit den grellsten Farben die Unmöglichkeit der Eroberung, und beschrieben das Land als rauh, ungesund, von wilden Riesen bewohnt, und durch die starken Mauern fester Städte jedem Angriffe trotzend.

Das feige Volk, der grauenhaften Schilderung mehr Glauben beimessend als der günstigen, gerieth in solches Entsetzen, daß es, taub für Moses Vorstellungen, Bitten und Befehle, seinem Retter mit Steinigung drohte, nach Egypten zurückkehren wollte, und sich zu diesem Zwecke sogleich einen Anführer wählte. Als der erste Sturm sich ge-

legt hatte, erkannten die Furchtbethörten endlich doch, wie unklug jener übereilte Entschluß sei, indem sie nicht nur auf dem Rückwege alle, jetzt besiegten Beschwerden und Gefahren nochmal erdulden mußten, sondern auch am Ziele der langen Wanderung endlich nichts als die alte — ja vielleicht eine noch härtere Sklaverei zu erwarten hatten. Sie wagten zwar nachher einzelne Versuche, in Canaan und die angrenzenden Länder Edom, Moab, Ammon u. a. einzudringen; die Unternehmungen blieben jedoch ohne Erfolg. So verweilten sie denn vierzig Jahre in der Wüste. Hunderttausende der Widerspenstigen sanken dahin, und Moses sah von der geringen Zahl der Jüngern, die am Leben blieben, eine neue, fügsamere und bildungsfähigere Generation um sich her aufblühen. Er selbst glich der erhabenen Ceder, von niedern Gesträuchen und an der Erde hinkriechenden Kräutern umgeben.

Da entquoll der schmerzbeklommenen Brust des Edlen jener ergreifende Gesang der tiefsten Wehmuth über die Nichtigkeit des Irdischen und über das Elend, welches der Mensch durch Unglauben, Eigendünkel, Undank und aufrührerische Vermessenheit gleich einem zerstörenden Ungewitter auf sein schuldiges Haupt herabruft, und er sang über den Gebeinen derjenigen, deren Glück er durch Rettung aus der Sklaverei und Gründung eines selbstständigen Reiches zu realisiren gedachte, den herzzerreißenden Trauergesang:

Herr! Unser Bleiben bist nur du
Von Geschlecht zu Geschlecht.
Eh' die Berge erzeugt wurden,

Eh' die Erde und die Welt
Geschaffen ward —
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Bist du, o Gott!

Den Menschen wandelst du in Staub
Und sprichst dann: Kehre wieder, neues
Geschlecht der Menschen!
Denn tausend Jahre sind in deinen Augen
Wie der vergang'ne Tag von gestern,
Und wie ein Theil der Nacht.

Des Menschen Leben,
Flüchtig wie ein Traum,
Verrauschet wie ein Regenbach,
Die Menschen welken hin wie Gras;
Am Morgen war es grün und blühte,
Am Abend ist's versengt, gemäht.

So zehrest du uns auf mit deinem Hauch!
Du stellest unsere Missethaten
Vor dich, und die verborg'ne Sünde
Ins Licht vor deinem Angesicht.
D'rum sind geschwunden unsre Tage
Durch deinen Urtheilsspruch.
Ach! unsre Jahre sind ein Spinnen-
Gewebe, das so bald zerreißt!

Des Menschen Leben währet siebzig Jahre,
In seiner Stärke, achtzig Jahre!
Was drüber kommt, ist Müh' und Schmerz;
Schnell fährt's dahin, als flögen wir.

Doch wer erkennet deinen Zorn hierin,
Und fürchtet dich, Gott, der so furchtbar zürnt?
Ach, lehr' uns unſ're Tage zählen,
Damit wir weiſe werden.

Herr! wie lange zürneſt du?
O wende wieder dich zu uns!
Sei deinem Volke wieder gnädig!
Erfreu' uns mit der alten Huld!
So jauchzen und frohlocken wir
Noch lebenslang. —

Moſis Tod.

So erſchien nun das vierzigſte Jahr der Wanderung ſeit dem Abzuge aus Egypten, und mit dieſem Moſis hundertzwanzigſtes Lebensjahr. Der erhabene Greis verſammelte nun, im Vorgefühle der ſanft herannahenden Todesſtunde, alle Stämme des Volkes Israel um ſich, ſchilderte ihnen mit den kräftigſten Zügen ihre Vergehungen und die dafür erlittenen Strafen, rief die Geſetze, welche er ihnen im Namen Gottes zu ihrem Heile verkündet hatte, mit kurzer Ueberſicht, in die Seele zurück, ermahnte ſie dringend zum Gehorſam und zum Vertrauen auf Gott, und ſprach dann einen prophetiſchen Segen über ſie aus.

Jene Seelengröße, welche Moſes ſein ganzes Leben hindurch zeigte, bewährte ſich mit voller Herrlichkeit in den letzten Momenten. Alle Anordnungen, die er noch traf, bewie-

sen neuerdings, wie sehr die Sorge für sein Volk ihm das Herz erfüllte. Um nach seinem Tode jeden Zwist zu verhüten, welcher durch ehrgeiziges Streben nach der Würde eines obersten Befehlshabers der Israeliten erregt werden konnte, erklärte er, Josua sei durch seine Gaben von Gott dazu berufen, und legte auf das Haupt des Herrlichen die Hände mit den Segensworten: „Sei muthig! Du wirst vollbringen, was ich nicht erreichen sollte; du wirst das Volk Israel in das Land der Verheißungen Gottes führen, und das Gebiet der Bezwungenen vertheilen unter die Stämme. Der Herr wird mit Dir sein, und Dich nicht verlassen!" — Hierauf stellte er ihn als seinen Nachfolger dem Hohenpriester vor, welcher demselben die neue Würde in Gegenwart des ganzen Volkes feierlich übertrug.

Nun bestieg der hundertzwanzigjährige Greis einsam den Berg Nebo (in Peräa jenseits des Jordan), überblickte von dessen Höhe das Erbe der Verheißung, das schöne Land Canaan, welches in Segensfülle vor ihm lag, legte, entzückt vom Wohlgefühle dieses Anblicks, die Lebensbürde sanft ab, und seine Seele erhob sich zu Gott, dem sein Leben geweiht war.

Die Erwählten des Herrn. Canaan's politische Eintheilung.

Auf Josua ruhte der Geist Gottes, und Mosis Segen ging in Erfüllung. Der Herr stellte die Naturkräfte unter

Josua's Gebot, so wie er sie Mosis Händen anvertraut hatte.

Der Hochweise, der hier gerne vornehm lächeln möchte, wolle doch erwägen, daß — allen Glauben für einen Augenblick bei Seite gesetzt — der Verstand hier für sich allein ein bejahendes Wort zu sprechen hat, nämlich den folgenden, sehr einfachen und schlichten Grund, der wohl Jedem einleuchten muß:

Weiß nicht selbst der mittelmäßigste Kopf die Naturkräfte bis auf einen gewissen Grad sich dienstbar zu machen und sie anzuwenden nach seinem Ermessen? Gestattet Gott nicht selbst dem Unwürdigen die Ausübung dieser, dem Menschen angebornen Elementar-Beherrschung? Um wie viel mehr muß nun der mit Forschungsgeist und Gemüthstiefe, mit heiliger Seelenreinheit und fester Beharrlichkeit ausgerüstete Mann, dessen innere Klarheit die Außenwelt ruhig in sich aufnimmt, die Naturkräfte, deren Erscheinungen und Gesetze er erforscht, zum Gehorsam um so gewaltiger zwingen können, wenn der Herr der Natur selbst den Erwählten zur Vollbringung seiner Entschlüsse auf Erden eben so mit Kraft ausgerüstet hat, wie die Sonne mit Licht und Wärme? Auf solche Weise konnte Josua, kriegerischer als Moses, unter Erstaunen erregenden Erscheinungen die Israeliten, auf Gottes Geheiß und nach Mosis großem Vorwirken, in das Land Canaan führen, welches er im Verlaufe von sechs Jahren eroberte und unter die zwölf Stämme durch das Loos vertheilte.

In der Folge kam eine Vereinigung der zwölf Theile unter einen Zepter zu Stande; sie erhielt sich aber nicht

länger als bis auf den dritten König. Dann zerfiel das Ganze wieder in die zwei Königreiche Israel und Juda, welche in ihrem geschwächten Zustande den stärkeren Siegern unterlagen. So ward Israel von Assyrien, Juda von Babylon verschlungen; die Hebräer hatten demnach das gelobte Land (Canaan oder Palästina) nicht länger als vierhundert Jahre, nämlich vom Jahre **1500** bis **1100** vor Christi Geburt, in Besitz.

Geist der mosaischen Gesetzgebung.

Ehe wir von dem großen Moses scheiden, muß ich dem Leser noch einige Bemerkungen über den Geist der tief durchdachten Gesetzgebung seines priesterlichen Königthums mittheilen, den man füglich einem reinen Lichtstrahle vergleichen kann, der in die trüben Nebelgebilde fällt, womit sich die Irrthümer des Aberglaubens gleichzeitiger Völker ringsumher verbreiteten.

Im Mittelpunkte seiner, auf Erweckung des religiösen Sinnes vorzugsweise gerichteten Gesetzgebung, steht die erhabene Lehre von der Einheit Gottes, von welcher alle Strahlen der übrigen Anordnungen, sowohl der moralischen als der bürgerlichen, ausgingen. Sie zeigen sämmtlich, daß Moses seine Gesetze und Einrichtungen nicht allein auf die allgemeine Menschennatur überhaupt basirte, sondern stets auch darauf bedacht war, dieselben nach der Individualität seines

Volkes mit Rücksicht auf Klima und Lokalität, zu modifiziren.

Aus seiner ganzen Verfassung leuchtet das Bestreben hervor, die Israeliten in streng getrennter Abgeschiedenheit von den benachbarten Völkern zu erhalten. Dazu bewog ihn ohne Zweifel der Wunsch, die Eigenthümlichkeit des Volkes zu erhalten, dasselbe aber dennoch vom Nomaden- und Sklavenstande zu einem selbstständigen Staate mit bleibendem Wohnsitze zu erheben.

Mosis theokratische Gesetzgebung erstreckte ihre Wirksamkeit vom Größten bis auf das Kleinste, bis in das feinste Detail, und verschmähte es nicht, selbst diejenigen Gegenstände, welche von andern Gesetzgebern wenig oder gar nicht beachtet wurden, mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit als wichtig zu behandeln. So gab er Vorschriften für die Pflege der körperlichen Reinlichkeit, für Auswahl und Zubereitung der Speisen u. s. w. Das gottesdienstliche Rituale ordnete er bis auf die kleinsten Umstände mit besonderer Genauigkeit an, da er den religiösen Kultus zu einer vorzugsweisen Beschäftigung und zum Gegenstande der strengsten Beobachtung erheben wollte. Das Bild des einigen und ewigen Gottes durfte weder aus der Seele noch von den Augen des zu humanisirenden Volkes je weichen. Daher in dem Kultus so viele Symbolik, so viele Feierlichkeiten, Reinigungen, Gebete und Opfer! Daher auch die auszeichnenden Vorzüge des Stammes Levi, der den Gottesdienst zu besorgen hatte, und um seinem Berufe ganz obliegen zu können, kein Grund-

eigenthum besitzen durfte, dafür aber von den, mit Ländereien betheilten Stämmen den Zehent erhielt.

Aber auch diese Gesetzgebung, ohne Zweifel weit erhaben über jene des attischen Solon und des spartischen Likurg, gibt leider einen Beweis, wie schwer das Gute durchdringt. Ihre Vortrefflichkeit wurde von den Israeliten lange verkannt. Heimliche Gährungen und offener Trotz sträubten sich dagegen. Moses sah sich gezwungen, gegen die Hartnäckigkeit der widerspenstigen Uebertreter manches furchtbare Strafgericht mit der strengsten Konsequenz zu vollziehen. Und dennoch galt es einen Kampf von vierzig Jahren; eine hartnäckig störrige Generation mußte vergehen und eine neue gleichsam im Schooße der neuen Gesetzgebung geboren werden, um, durch Läuterung und Wiedergeburt umgeschaffen, die Anordnungen zu ihrem Besten zu erkennen und sich ihnen zu fügen. So geschah es denn, daß Alle, die im Mannesalter aus Egypten gezogen waren, das gelobte Land nicht sahen, und erst die Nachkommen des ihren Vätern zugedachten Glückes theilhaftig wurden.

Blicken wir nun auch in das Einzelne der mosaischen Gesetze, so zeigt sich uns in jedem derselben die größte Zweckmäßigkeit und die genaueste Berücksichtigung des National-Charakters.

Die Israeliten sollten sich im gelobten Lande, wie ehemals in Egypten, vorzüglich mit dem Feldbaue und mit der Viehzucht beschäftigen. Schön und mild sind die Gesetze, welche die moralische Veredlung dieser Lebensweise bezweckten. Die Erstlingsgarbe der Ernte mußte Gott, dem Geber, darge-

bracht werden. War die Ernte vorüber, so feierten die Dankbaren das fröhliche Laubhüttenfest, und wohnten während der siebentägigen Dauer in Laubhütten aus Baumzweigen geflochten.

Dem Wanderer, wenn er durch einen Weinberg ging, ward gestattet, Trauben zu pflücken, so viel er zu seiner Erquickung und Sättigung bedurfte, doch durfte er ja keine Traube in seinen Korb legen. Eben so gestattete ihm das Gesetz, vom fremden Saatfelde Aehren zu pflücken, aber nur mit der Hand, ohne dabei die Sichel zu gebrauchen.

Habt ihr Fruchtbäume geschüttelt, sagte Moses, und das Herabgefallene gesammelt, so sollt ihr die noch an den Zweigen hängenden Früchte nicht mehr abbrechen! Nach geendigter Ernte oder Weinlese sollt ihr keine Nachlese halten. Ueberlasset alles dieses den Armen und Fremden, den Witwen und Waisen! Gott wird dafür eure Arbeit segnen.

In eben dem milden Sinne gebot Moses zarte Schonung gegen Thiere und Pflanzen. Der Israelit durfte den Esel nicht zugleich mit dem Ochsen vor den Pflug spannen, damit dem schwächern Thiere nicht hart geschehe. Fand er ein Vogelnest, so durfte er die Jungen nur dann, wenn er sie zum Lebensunterhalte benöthigte, die Mutter aber in keinem Falle wegnehmen. Es ward ihm sogar geboten, Fruchtbäume nicht einmal bei Belagerungen zu beschädigen. Ihr sollt, sprach das Gesetz Mosis, Witwen und Waisen nicht drücken, den Tauben nicht schelten, Knecht oder Magd, die ihr vom Dienste entfernt, nicht ohne Gabe fortziehen lassen,

vom Verarmten keine Zinse nehmen, Früchte nicht auf Wucher leihen, vor Sonnenuntergang dem Tagwerker seinen Lohn bezahlen, vor Sonnenuntergang dem Schuldner den euch als Pfand gegebenen Mantel zurückstellen, der vielleicht das Einzige ist, womit er sich bedeckt.

So verkündete der edle große Gesetzgeber seinem Volke den Willen des Ewigen, und nannte daher das Gesetz einen Bund mit Gott. Und so ward das Gesetz zu heiligen Sittenlehre, welche sich nicht begnügt, dem äußern Frevel Einhalt zu thun, sondern im reinen Herzen den Kern des Guten bilden will durch Liebe zu Gott und dem Nächsten, damit der Mensch das Böse nicht nur unterlasse, sondern es auch verabscheue, indem er nur in der reinen und heiligen Brust seinen Mitmenschen so wie sich selbst lieben kann.

Ich schließe mit Stolberg's Worten: „So wie es als ein leeres Gefecht mit Schatten müßte angesehen werden, wenn ich mich bemühte zu beweisen, daß jene Gesetzgeber des Alterthums nicht wirklich, dieser mit Zeus in einer Höhle, jener in einer Quellenhalle im Felsen mit der Göttin Egeria, ein dritter mit der Vesta, und so weiter, Umgang gepflogen; so sollte es in der That eben so überflüssig erscheinen, wider die Hirngespinnste unsrer Ungläubigen zu Felde zu ziehen, denen das Ungereimteste willkommen und wahrscheinlich ist, wofern es nur wider die Religion zu zeugen, oder zum Gespötte über die Religion tauglich scheint. Welche Mücken säugt ihr Unglaube! Welche Kamehle verschlingt ihre Leichtgläubigkeit!" —

Regierungsform. Feste der Israeliten. Gelübde. Die Tochter Jephta's.

Die Israeliten wurden zwar nach Moses und Josua zuerst von den Richtern, dann von den Königen, endlich von hohen Priestern beherrscht; die Hauptregierungsform blieb aber während dieser drei Modificationen doch immer die theokratische, daher denn auch in diesem priesterlichen Königthume die religiöse Verfassung mit ihren heiligen Gebräuchen unsere vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich zieht. Zuerst stellen sich uns die großen National-Hauptfeste dar: Passah*), das Fest der ungesäuerten Brote, das Fest der Wochen, oder Pfingsten, und das Laubhüttenfest. Diese dreifache Feier gemeinsamer Gottesverehrung diente zugleich als ein wirksames Mittel, in dem versammelten Volke den Geist der nationalen Eintracht und des Gefühls der Selbstständigkeit zu erhalten.

Das Passah, ein siebentägiges Fest, eingesetzt zum Andenken der Wunder des göttlichen Schutzes, welchen das Volk Israel in Egypten und am rothen Meere erfuhr wurde im ersten Frühlings-Vollmonde vom **14.** bis zum **21.** des Monats Nisan gefeiert, und hieß auch das Fest der ungesäuerten Brote, weil während der Dauer desselben nur olche gegessen werden durften, zur Erinnerung, daß die be-

---

*) Im Hebräischen: Verschonung.

drängten Voreltern, beim eiligen Auszuge aus Egypten, den Teig ungesäuert mit sich zu nehmen genöthigt waren. Am ersten Abende dieses Festes mußte jeder Familienvater mit den Seinigen ein vom Priester geschlachtetes Lamm verzehren. An diesem Feste opferte die fromme Dankbarkeit dem Geber alles Guten auch die Erstlinge der Herden und Früchte.

Pfingsten, oder das Fest der Wochen, so genannt von den sieben Wochen seiner Dauer, folgte jenem, und diente zur Gedächtnißfeier der auf dem Berge Sinai erhaltenen zehn Gebote. Brand-, Speisen- und Dankopfer fanden dabei Statt.

Das Fest der Laubhütten feierte man im Herbste, nach geendigter Ernte und Weinlese, zum Andenken an den vierzigtägigen Aufenthalt in der Wüste. Während der sieben Tage dieses Festes wohnte das versammelte Volk in Laubhütten; Opfer, Hymnen und Gelage wechselten dabei ab.

Außer diesen drei Hauptfesten begingen die Israeliten noch ein Fest der Trompeten, ein Fest der Neumonde, ein Fest des Sabbatjahres und des Jubeljahres, und einen feierlichen Versöhnungstag.

Das erste dieser Feste vom zweiten Range verkündete den Eintritt des bürgerlichen Jahres im Monate Tisri mit feierlichem Trompetenschalle. Das Fest der Neumonde wurde am ersten Tage jedes Monats begangen. Das Fest des Sabatjahres bezeichnete den Eingang jedes siebenten Jahres, und mit jedem fünfzigsten Jahre erschien die Feier des Jubeljahres. Zu den schönen Eigenheiten des Sabbatjahres gehörte die Abgabe aller Früchte an die Armen, Wai-

sen und Fremdlinge, Freilassung aller einheimischen Sklaven, die Erlassung aller Schulden, womit ein Israelit dem andern haftete. Alles dieses ward noch schöner und reichlicher bei der Jubeljahresfeier gewährt. So waren denn die Sabbat- und Jubeljahre recht eigentliche Freuden- und Jubelfeste für die Waisen, Sklaven, Fremden und Dürftigen, denen so manche trübe und schwere Jahre leichter dahingleiten mochten, weil ihnen durch die dicke Atmosphäre der Gegenwart aus dem Hintergrunde der Zukunft ein, wenn gleich ferner, doch heller und sicherer Lichtstrahl als Ende vieler Mühen und Leiden tröstlich entgegen glänzte.

Am Versöhnungstage, einem Feste der Seelenreinigung durch Demüthigung, Sündenbekenntniß und Büßung, waren Arbeit und Vergnügen gleich strenge untersagt, die Ausübung guter Werke aber geboten; so leisteten die Israeliten an diesem Tage Ersatz für allen zugefügten Schaden, baten einander um Verzeihung und gewährten sie. Ein herrlicher Tag der Sühne des Bösen durch das Gute — wenn er wirklich in Allem so genau beobachtet wurde, wie die Phantasie der Nachwelt sich denselben im schönen Bilde vorstellt! Dieser Tag war auch der einzige im Jahre, an dem der hohe Priester in das Allerheiligste treten durfte, wo er dem Volke den von Moses vorgeschriebenen Segen ertheilte, und den geheimnißvollen Namen Gottes aussprach, den Namen Jehova, welches hebräische Wort „den allein Beständigen, der da ist und sein wird," bedeutet. Unter den Opferthieren, welche bei dieser Feierlichkeit geschlachtet wurden, befanden sich auch zwei junge

Böcke, über welche der Hohepriester das Loos warf, um zu bestimmen, welcher von Beiden als Sühnopfer für die Sünden des Volkes zu schlachten sei. Hatte derjenige, den das Todesloos traf, geblutet, so wurde der andere vor den Hohenpriester gestellt, welcher die Hand auf dessen Kopf legte, und über ihm, sowohl die Sünden des Volkes, als auch seine eigenen bekannte. Ohne Zweifel stammt die noch gangbare Benennung Sündenbock, von jenem Gebrauche her.

Die Israeliten hatten außer den Opfern bei großen Festen noch sieben andere Arten derselben: das tägliche Opfer, wobei an jedem Morgen und Abende auf dem goldenen Altare Weihrauch angezündet, dann ein Brandopfer von zwei einjährigen makellosen Lämmern für das ganze Volk gebracht wurde. Die Speise- und Trankopfer bestanden in dargebrachtem Wein, Oel und Mehl. Dazu kamen noch die Dank- und Reinigungsopfer, die schon der Name hinlänglich erklärt; die Opfer der Erstlingsfrüchte und der Erstgeburt von Thieren und Menschen, doch wurden die Letztern wieder losgekauft; endlich das Opfer der Zehenten, als das beträchtlichste Einkommen der Priester und Leviten, welche bei der Vertheilung des Landes Canaan unter die zwölf Stämme, keine Ländereien erhalten hatten.

Insbesondere häufig finden wir bei den Israeliten zwei Arten von Gelübden. Durch die erstere Art durften selbstständige Männer nicht nur ihre Güter, sondern auch sich selbst und ihre Kinder dem Dienste Gottes widmen, wovon

die letzteren jedoch durch Loskaufung oder Tausch wieder befreit werden konnten. Furchtbar war das Gelübde der zweiten Art; es forderte unerläßlich den Untergang dessen, was gelobt wurde; was Leben hatte, mußte dann getödtet, und das Leblose durch Feuer oder auf andere Art vernichtet werden. Ergreifende Beispiele von beiderlei Gelübden finden sich in der jüdischen Geschichte. Man erinnere sich an Abraham und Isaak. Moses ließ das ganze Volk einen Bund mit Gott geloben, und forderte kurz vor seinem Tode eine Erneuerung dieses Gelübdes. Die Nazariten oder Nazaräer verpflichteten sich durch ein Gelübde zur Enthaltung vom Weine und von allen starken Getränken, ließen sich auch das Haar wachsen, ohne es je abzuschneiden. Schauderhaft war das Gelübde des Helden Jephta. Er hatte vor einer Schlacht mit den Amoniten das Gelübde gethan, Gott dem Herrn, wenn er seine Waffen segnen würde, das erste Wesen, welches ihm bei seiner Rückkehr aus dem Hause entgegen träte, als Brandopfer darzubringen. Er hat gesiegt; er kehrt freudig zurück, umgeben von seinen frohlockenden, mit Beute beladenen Kriegern. Schon nähert er sich dem Hause. Da fliegt Seila, die holde Tochter, mit Glückwünschen jubelnd an sein Herz, welches in dem Augenblicke brechen will, wo es, an dem ihrigen schlagend, der Freuden Fülle erwartet. Ach! die geliebte, die glückwünschende Jungfrau soll in dem Vater, dessen Stolz und Wonne sie ist, den Zerstörer ihres Glückes, ihren Mörder finden! Kaum hat Jephta wenige Worte der Verzweiflung gestammelt, da umhüllt Nacht seinen Blick und in

des Schmerzes Raserei zerreißt er seine Kleider. Der Triumphgesang der Krieger verstummt; die Männer starren auf das Bild der jugendlichen Schönheit des mit Reizen und Tugenden geschmückten Mädchens; nur die leisen Klagen ächzender Gespielinnen unterbrechen die tiefe Stille. Die liebliche Jungfrau allein steht blaß und ruhig. Ihr Herz blutet, daß sie scheiden muß vom Frühlingsleben, welches sie in lichter Blumenfülle umgibt; aber des Gelübdes Kraft und des Vaters Schmerz ehrend, spricht sie, indem ein rührendes Lächeln sich über das schöne Antlitz verbreitet, mit dem sanftesten Tone: „Mein Vater! Du hast gelobt; Gott hat dein Gelübde vernommen. Thue, was du verheißen!" — Sie bittet nur um eine Frist von zwei Monaten, geht mit ihren Freundinnen auf das Gebirge, sich zum Tode zu bereiten, kehrt dann zurück, und der bebende Vater erfüllt, was er gelobt hat.

Der Hohepriester. Leviten, Propheten, Stiftshütte, Gnadenstuhl, Bundeslade.

Der Mensch erkennt oft das Gute, ist aber zu schwach es standhaft zu befolgen und auszuüben. Die Israeliten thaten daher ungeachtet der erhabenen Religions-Begriffe, welche Moses ihnen entwickelte, manchen Seitensprung in das verführerische Gebiet des Blendwerks, womit der heidnische Götzendienst sie so verlockte, daß sie nach dessen Weise ihre Söhne und Töchter durch das Feuer gehen ließen. Wahrsager, Zauberer, Zauberinnen und Geisterbanner konnten gleich den fremden Götzen darauf rechnen, ihr Publikum zu finden. An der Spitze der Priesterschaft stand der Hohepriester, zugleich oberster Richter und Verwalter der bürgerlichen Gerechtigkeitspflege. Das Volk unterlag seiner Entscheidung. Die untergeordneten Priester und Leviten erschienen als Beisitzer in den Gerichtshöfen; doch war es dem Hohenpriester gestattet, alle ihre Verrichtungen selbst auszuüben, und kraft seiner mit der höchsten Macht bekleideten Würde selbst in schweren Fällen allein zu entscheiden. Er hatte zwar allein das Vorrecht, in das Allerheiligste zu gehen, war aber dagegen an viel strengere Gesetze gebunden als die Unterpriester.

Er mußte von allen natürlichen Leibesgebrechen frei sein. Er wurde mit dem heiligen Oele gesalbt; heiliges Feuer fiel vom Himmel und die Herrlichkeit Gottes erschien

dem ganzen Volke. Sein Kleid, mit einem Brustschilde gerüstet, bestand aus den erlesensten und kostbarsten Stoffen: dem feinsten Seiden- und Linnenzeuge von Purpur und Scharlach, reich besetzt mit Gold, Silber und Edelsteinen. Auch auf der Vorderseite der Mütze befand sich ein goldener Schild, an zwei blauen Bändern befestigt.

Viel weniger feierlich war die Weihe und die Kleidung der ihm untergeordneten Priester, welche gleich ihm von allen körperlichen Gebrechen frei sein mußten. Sie traten ihr Amt zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre an, und legten es ab mit dem fünfzigsten, lebten jedoch auch fernerhin von den Einkünften der Priesterschaft. Sie trugen die Bundeslade und verwahrten die Gesetzbücher. Außerdem bestand ihr Dienst noch im Anzünden des Weihrauchs Morgens und Abends im Heiligthume, im Darbringen der täglichen Opfer, im Schlachten der Opferthiere, im Unterhalten eines beständigen Feuers auf dem Brandaltare und andern ähnlichen Verrichtungen. Den Dienst hatten die verschiedenen Klassen der Priester vierteljährig, und jede einzelne Klasse theilte wieder ihre Individuen wochenweise, von Sabbath zu Sabbath für gottesdienstliche Verrichtungen ein.

Die Leviten, welche jenen im Range nachstanden, hatten keine eigene Kleidung und besorgten nur die geringeren und mühsameren Verrichtungen des heiligen Dienstes; so sangen und spielten sie musikalische Instrumente, hielten Wache bei der Stiftshütte, amtirten in den Städten als Gerichtsbeisitzer u. s. w. Noch unter den Leviten standen die

Nethinim, welche die gemeinsten und schwersten Geschäfte besorgten.

Zur Begründung sicherer Einkünfte für die Priester und Leviten diente ein Theil der Zehenten und anderer Gefälle, wie auch der Opfer vor dem Altare und von der Loskaufung der Erstgebornen. Ihr hauptsächliches Eigenthum bildeten 48 Städte, zugleich ihre Wohnplätze. Dreizehn dieser Städte, welche den Priestern gehörten, lagen in der Nähe von Jerusalem in den Ländern der Stämme Juda und Benjamin, die übrigen fünfunddreißig den Leviten angewiesen, waren entfernter und in alle übrigen Stämme vertheilt.

Den Priestern und Leviten schloßen sich die sogenannten Propheten an, welche aber nicht selbst Propheten, sondern nur Schüler derselben waren. Sie lebten als Einsiedler, von aller Welt geschieden, in ärmlichen Hütten und von einfacher Kost aus dem Pflanzenreiche, das grobe Gewand mit einem ledernen Gürtel umgeben. Ihre geringen Bedürfnisse befriedigten sie theils durch ihrer Hände Arbeit, theils durch die freiwilligen Gaben des Volkes, dem sie Unterricht in der Tugend- und Religionslehre ertheilten. Es gab zu diesem Behufe auch eigene Prophetenschulen. David, der große König und Psalmensänger, erhielt in denselben seine Bildung. Samuel, der eilfte unter den Richtern, stiftete einen eigenen Prophetenorden, als Bildungsinstitut, aus dessen Schooße manche geistreiche Männer hervorgingen. Zur Verherrlichung des äußeren Gottesdienstes bediente man sich auch sinnlicher Objekte von blendender Pracht. Die

Stiftshütte, ein Gezelt in der Form eines länglichen Viereckes, hatte in ihrem Innern zwei Gemächer, das äußere oder heilige, und das innere oder allerheiligste, abgetheilt durch eine hölzerne, mit Goldplatten überzogene und in silbernen Fußgestellen befestigte Säulenreihe, von deren Kapitälern an goldenen Haken ein mit Kränzen und anderen Verzierungen reichgestickter Vorhang herabfiel. Auch die Breter, welche das Gezelt von außen auf drei Seiten umgaben, waren gleich den Säulen mit Gold belegt und in silbernen Fußgestellen befestigt. Nur die Seite gegen Morgen hatte keine Breter, sondern bloß einen reichen Vorhang. Ein Farbenspiel von Purpur, Scharlach und Lichtblau erhöhte den Glanz des Ganzen.

Im Allerheiligsten wurde der Gnadenstuhl von massivem Golde aufbewahrt, dessen Umkreis zwei Cherubim bezeichneten, indem sie, von beiden Enden mit ausgebreiteten Flügeln gegen einander schauend, sich in der Mitte berührten. Auf dem Gnadenstuhle befand sich die mit Gold belegte hölzerne Bundeslade, das Sinnbild des von Gott mit dem Volke Israel geschlossenen Bundes; sie verwahrte die Gesetztafeln, ein Gefäß mit Manna, und den Stab des Hohenpriesters Aaron. Vor der Lade stand ein goldener Leuchter mit sieben Armen; an der Spitze eines jeden brannte eine Lampe. In dem Heiligen (dem äußeren Gemache) stand der goldene Rauchaltar, auf welchem Morgens und Abends Weihrauch angezündet wurde. Das Ganze umgab ein Vorhof, worin der Brandopfer-Altar, von Holz und mit Erze belegt, stand; auf diesem wurde immerwährend das heilige

Feuer genährt. In seiner Nähe befand sich das stets mit Wasser angefüllte eherne Becken, worin die Priester sich Hände und Füße wuschen.

Wir verlassen diese religiöse Herrlichkeit und wenden uns zum weltlichen Leben der Israeliten.

Staatsverfassung. Gerichtshöfe. Strafen. Kleidung. Heirathen. Rache der Verschmähten.

Der in einem Staate herrschende Geist der Humanität oder Barbarei gibt sich insbesondere in der waltenden Gerechtigkeitspflege kund. Wir wollen diese nun nicht als tüchtige Rechtsgelehrte, sondern als Menschen betrachten, damit wir nicht in die Gefahr gerathen, etwa den Wald vor Bäumen nicht zu sehen, unter welchen der arrogante Baum der Erkenntniß die Lebensgeister des gesunden Menschenverstandes sehr oft betäubt, ja manchmal segar ein Giftbaum wird.

Ich habe schon erzählt, daß die Israeliten in verschiedenen Zeiten von Königen, Hohenpriestern und Richtern beherrscht wurden. Von diesen letztern, als Oberhäuptern des Volkes, waren aber diejenigen Richter verschieden, welche als obrigkeitliche Personen die Gerechtigkeitspflege verwalteten. Das Gesetz befahl diesen Männern sehr weise und gerecht, ja ein lebendiger Inbegriff der vor-

züglichsten Eigenschaften zu sein um die Witwen und Waisen, Armen und Fremdlinge, und überhaupt alle Schuldlosen und Hülfbedürftigen kräftig zu schützen, Verbrecher aber sicher und schnell zu ergreifen und zweckmäßig zu bestrafen. Ein billiges, aber nicht leicht zu erfüllendes Begehren, weil diejenigen, die über Menschen richten, selbst Menschen sind, und dem Menschen gar leicht etwas Menschliches begegnen mag. Jede Stadt, 'jeder Flecken, hatte zwei Gerichtshöfe, deren einer aus drei Richtern bestand, der andere aus dreiundzwanzig. Die Gerichtsbarkeit des erstern erstreckte sich nur auf geringe Vergehungen, und konnte als höchste Strafe nur auf die Geißelung erkennen. Der zweite beschäftigte sich mit schweren Verbrechen, und konnte zum Tode verurtheilen. Den Richtern ward aber ihr Amt durch das göttliche Gebot: „Ehre Vater und Mutter, damit es dir wohl ergehe auf Erden" ! beträchtlich erleichtert, indem dadurch die Macht der Eltern und die häusliche Gerichtsbarkeit sehr erweitert wurde. Ein Kind, welches seine Eltern zu schlagen, oder zu verwünschen wagte, unterlag der Todesstrafe, welche auch den Verlust weiblicher Unschuld traf.

Der Strafen gab es mancherlei: Geißelung, Geldbuße eine mit gräßlichen Verwünschungen und Flüchen verbundene Aechtung, und die Strafe der Wiedervergeltung: Aug' für Aug', Schlag für Schlag 2c. 2c.; nebstdem fünf Arten grausamer Todesstrafen, unter denen die Steinigung die gewöhnlichste war. Sie geschah außerhalb der Stadt. Die Zeugen legten zuerst ihre Hände auf des Verbrechers Haupt mit den Worten: „Dein Blut sei über dir!" Dann

warfen sie die ersten Steine. Ihrem Beispiele folgten allee Anwesenden, in der Grausamkeit wetteifernd; vermuthlich wurde diese Strafe deßhalb das „Gericht des Eifers" genannt.

Eine zweite Art der Todesstrafe, das Verbrennen, wurde manchmal mit der Steinigung verbunden. Auch goß man dem Verbrecher geschmolzenes Blei in den Hals. Die zwei übrigen Todesstrafen waren Enthauptung und Kreuzigung.

Ich will den Leser bei diesem fürchterlichen Anblicke von Verbrechern und Strafen nicht länger leiden lassen, und führe ihn zur Vergütung sogleich in das Putzgemach der Braut eines vornehmen und reichen Israeliten, die Alles aufbietet, ihre natürliche Schönheit durch Kleidung und Schmuck zu erhöhen.

Am Eingange des Zimmers duftet uns angezündetes Rauchwerk aus silbernen Gefäßen lieblich entgegen. Dem Eintretenden wird Gesicht und Kleid als Zeichen des höflichen Empfanges mit wohlriechenden Oelen und Wassern besprengt. Auf dem Fußboden liegen kostbare, bunt bemalte Teppiche. Auf drei Seiten der getäfelten Wände stehen weichgepolsterte Ruhebetten von Cedernholz mit Elfenbein eingelegt. Die Ueberzüge sind von blendend weißer Seide mit violettem Purpur. Die Schöne bedient sich derselben nicht nur zur Tagesrast, sondern auch zum Nachtlager, wo dann um die Schlafstelle ein netzförmiger Vorhang gezogen wird, um die ruhestörenden Mücken und Fliegen abzuhalten.

Schon hat Naemi (so wollen wir sie nennen,) ihr erstes Untergewand, weitfaltig mit einem bunten Ausschnitte

am Halse, übergeworfen. Jetzt nimmt sie das zweite vom feinsten Stoffe, und von glänzend hellweißer Farbe. Es fließt tief hinab bis an die Fußspitzen. Aermel mit buntgestickten Krausen, die mit goldenen Sternchen, Thier- und Pflanzenbildern gestickt sind, reichen bis über die Mitte der Hände. Dieses Kleid umwindet, oberhalb der Hüfte, ein prächtiger, mehrere Ellen langer Gürtel, das Produkt der feinsten Stoffe, und des höchsten Aufwandes von Blumenstickerei. Im phantastisch-anmuthigen Uebereinanderlegen der Falten, so wie im Schürzen des Knotens, dessen Enden herabhängen, erschöpft sich die weibliche Erfindungskunst. An diesem Gürtel ist durch eine Schnur ein Beutel befestigt, oben mit einer breiten Oeffnung, unten spitz zulaufend, zur Aufbewahrung des Schweißtuches. Das Oberkleid oder den Mantel bildet ein langes, breites, viereckiges Tuch ohne Zuschnitt; es wird nur übergeworfen, und bedeckt mit seinem weitfaltigen, mehrfach verschlungenen Umfange den ganzen Körper. Der Stoff ist ein glänzend weißer, klar durchsichtiger Flor mit Rändern von golddurchschlängelten Purpurstreifen. Dieses Obergewand wird entweder mit goldenen oder silbernen Spangen über die Schultern zusammen gehalten, oder so umgeworfen, daß dessen linker Theil unter dem rechten Arme sich herumschlingend, diesen und die rechte Schulter unbedeckt läßt, der rechte Theil aber über die linke Schulter zurückgeschlagen, diese Körperseite in einem buschigen Faltenwurfe verhüllt.

Den Kopf bis über die Stirne umschwebt ein Schleier, welcher nur die Augen frei spielen läßt, sich unter dem Kinne

verschlingt, und in zwei Zipfeln nachlässig über die Schultern herabhängt.

Ein eigentliches Feierkleid, ähnlich dem Kaftan, trug die Israelitin nur bei besonderen Festen, wobei auch die Männer in Ehrenkleidern erschienen. Eine Hauptzierde des weiblichen Prunkgewandes war die mit der reichsten Verzierung ausgestattete Schleppe.

Schwarze Augen galten, gleich der schwarzen Haarfarbe für einen vorzüglichen Reiz weiblicher Schönheit. Die Israelitinnen färbten sogar den Rand der Augenlieder und die Augenbraunen schwarz, nahmen aber dazu vernünftiger Weise eine solche Schminke, welche zugleich als Mittel gegen Schwäche und Entzündung der Augen diente. Wegen jener Schwarzfärbung nannte man auch schön schattirte Blumen Mädchenaugen.

Langes, in Locken herabfließendes Haupthaar wurde zwar für eine Zierde gehalten, dessen ungeachtet aber verwendeten die Töchter Israels auf die Haarschmückung unsägliche Mühe. Es wurde gekräuselt, künstlich geflochten, hoch aufgescheitelt. Manchmal spielte es in einer Reihe von gaukelnden Flechten, oder senkte sich in schönen Windungen am Hintertheile des Kopfes, am Nacken mit einem Knoten zusammengeschürzt. Manchmal wand es sich in mehreren Kreisen schneckenförmig um den Scheitel zu einem, dem Hinterkopfe aufliegenden Kranze, mit Perlen und Edelsteinen durchflochten. Manchmal wurde es über die Stirne zurückgeschlagen; schöne Flechten, bald traubenförmig, bald wie Perlengehänge, umflatterten Schläfe und Wangen, und

nur eine Locke sprang mit reizendem Schwunge über die Stirn, wie leichter Wolkenschatten über ein Alabastergefäß.

Es läßt sich nicht läugnen, daß eine Haargestaltung wenn sie zum Character des Gesichtes paßt, die Schönheit sehr erhöht. Bei den Israeliten kam dazu noch die Befriedigung des Geruchsinnes, indem das Haar nicht nur von köstlichem Rauchwerke, aus goldenen und silbernen Gefäßen aufdampfend, durchdrungen, sondern auch mit den wohlriechendsten Salben und Oelen befeuchtet wurde.

Zu Beidem bot Klima und Boden von Palästina eine Fülle der erlesensten Stoffe. Zum Rauchwerke und zu den feinsten Specereien dienten die Baumharze: Weihrauch, Storax und Myrrhen, das Zimmt aus den dünnen Zweigen und der Rinde des Zimmtbaumes, Aloeholz, Spikenade, Kalmus, Sa fran u. a. Alle diese Ingredienzien wurden zum feinsten Rauchpulver zerstampft. Köstlichen Stoff zu Salben, Oelen und Wassern lieferte das würzhafte Pflanzenreich durch seine Narzissen, Jonquillen, Violen, Basilken Jasmin und Lilien, Thimian, Quendel, Muskatellerkraut, Rosmarin, Salbei und Polei, so wie durch seine Pistazien, Cipressen, Mandel-, Orangen-, Citronen-, Dattel- und Oliven-Bäume, Balsamsträucher u. a.

Auch die neueren Reisenden sprechen mit Entzücken von dem aromatischen Geiste der herrlichen Vegetation Palästina's und von dem Labsale ihrer erquickenden Düfte. Nicht minder sorgfältig als das Haar wurde auch der Kopfschmuck bedacht.

Man hatte dreierlei Arten desselben.

Die erste bestand in einer Netzhaube von feiner Wolle, buntfärbig eingefaßt, mit Blumen durchwirkt, und am Hintertheile des Kopfes mit einer Schleife geziert, deren Flügel lose herabflatterten.

Die zweite Art des Kopfputzes machte der Tulbend, eine weiße oder buntfärbige Mütze von der Gestalt einer eirunden Halbkugel mit eingewirkten Perlen, Edelsteinen und goldenen oder bunten Zierathen. Auf dieser Mütze erhob sich ein schlangenförmig gewundener Bund vom feinsten Flor, in der Gestalt eines abgestutzten Kegels. Der Tulbend hatte, als dritte Art des Kopfputzes manchmal eine helmartige Gestalt oder die eines aufgeblühten Blumenkelches.

Den Kopfputz unserer schönen Naemi vollendet eine Stirnbinde, bald von Silber, bald von Gold, und steht einmal mit dem Schleier, ein anderes Mal mit dem Tulbend in Verbindung. An diese Stirnbinde schließt sich eine Schnur von Perlen oder Korallen, welche die Schläfe und Wangen so umgibt, als sollte das Gesicht in ihrer wiegenden Rundung ruhen.

Jetzt wühlt Naemi in der Fülle der rings umher schimmernden Schmuckkästchen. Sie nimmt Gehänge von Perlen und Korallen, goldene und silberne Ringe, mit Edelsteinen besetzt, und behängt sich damit nicht nur den untern und obern Theil des Ohres so dicht, daß bei jeder Bewegung des Körpers ein leises, helles Geklingel ihre Wangen umhüpft, sondern sie steckt sogar in die beiden, zu diesem Behufe eigens durchbohrten Nasenknorpel besondere Nasenringe.

Jetzt kommt die Reihe an das Halsgeschmeide, welches geringelt oder gewunden, bald aus goldenen Sonnen und Monden, bald aus goldenen Schlangen zusammengesetzt ist, den Busen überspielt, und bis an den Gürtel reicht; am untersten Theile an einem Kettchen hängt ein Riechfläschchen. Nun werden jedem Arme von der Handwurzel bis zum Ellenbogen Armbänder von Gold, Silber und Elfenbein mit Edelsteinen besetzt, angelegt. Auch die Finger erhalten ihren Antheil am Schmucke, insbesondere der mittlere und der kleine; sie schimmern von Edelsteinen, in Gold gefaßt. Zuletzt folgt die Ausschmückung der Füße: breite Bänder und Ringe oberhalb der Knöchel, abermal mit einem Geklingel kleiner Ketten und Schellen. Um den nackten Oberfuß winden sich hochgelbe und purpurne Bänder in gefälligen Schlingungen und Zwischenräumen.

Wir wollen nun auch die Kleidung des männlichen Geschlechtes betrachten, wenig verschieden vom Gewande des weiblichen Geschlechtes. Ein Hemd, darüber ein faltiger Rock mit langen weiten Aermeln, der bis an die Fersen reicht; um diesen Rock schlingt sich ein breiter Gürtel, durch welchen der Israelit auf der Reise sein Schwert steckte. Ueber den Rock hing ein weites viereckiges Manteltuch, die eine Ecke bis auf die Fersen, die andere bis über den Rücken die zwei übrigen zusammengeknüpft über der Brust. Das Haupt bedeckte eine gewundene Binde, nach Art eines türkischen Turbans. Ein schöner Bart galt dem Israeliten als männliche Zierde. In den Zeiten der zunehmenden Ueppigkeit aber errötheten die Männer nicht, statt jener einfa-

chen Kleidung im weiblichen Putze zu prangen, sogar mit Ohr- und Nasenringen, Armbändern, u. dgl.

Wir gehen nun zum Hochzeitfeste.

Die Mädchen lebten in einer sehr strengen Abgeschiedenheit, verborgen vor jedem fremden Männerblicke, wurden aber dafür frühzeitig verheirathet, gewöhnlich bald nach dem zwölften Lebensjahre. Nur ein glücklicher Zufall konnte zwischen zwei jungen Leuten eine persönliche Bekanntschaft veranlassen und dadurch Liebe entzünden; größtentheils führte die Wahl der Aeltern oder Verwandten dem Jünglinge die Braut zu. In den frühern Zeiten wurde ein mündlicher Vertrag geschlossen, späterhin aber ein schriftliches Eheverlobniß aufgesetzt, und darin die Summe des Kaufpreises bestimmt, welche der Bräutigam dem Vater oder den Brüdern der Braut zu bezahlen hatte. Es scheint, daß die Vermählung ohne priesterliche Mitwirkung, auch ohne gottesdienstliche Ceremonie vollzogen wurde.

Die Braut blieb nach der Verlobung noch zehn oder zwölf Monate, als Probezeit ihrer Reinheit, im älterlichen Hause; dann wurde sie köstlich geschmückt, einen Blumenkranz auf dem Haupte, und in einen rothen Schleier gehüllt, wenn der Abend dämmerte, dem Bräutigame mit festlichem Gepränge zugeführt. Sie ging unter einem Baldachin, welchen vier Sklavinnen trugen; voraus Brautjungfern mit brennenden Fackeln; andere trugen die Kleider und den Schmuck der Braut, auch neues Hausgeräthe. Den Baldachin zunächst umgaben die Verwandten und Freundinnen der Vermählten. Ringsumher Musik und Gesang. Mit

einem ähnlichen Festzuge ging der Bräutigam der Kommenden entgegen, führte sie in sein Haus und lüftete hier den Schleier der Braut, die er dann zum ersten Male erblickte.

Verwandte gewisser Grade, wie z. B. Enkel und Enkelin, Oheim und Muhme, ꝛc. durften sich nicht ehelichen. Auch war es den Männern verboten, sich Weiber von Völkern zu nehmen, welche der Abgötterei ergeben waren.

Eine komische Eigenheit war das Schuh-Ausziehen. Wenn zwei Brüder beisammen wohnten, und der eine ohne Kinder starb, so durfte die Witwe keinen fremden Mann ehelichen, sondern es sollte sie, nach einem mosaischen Gesetze, der Ueberlebende heirathen, und den ersten Sohn, welchen sie dann gebar, nach dem Verstorbenen nennen, damit dessen Name nicht vertilgt werde aus Israel. Wollte jener sich nicht dazu bequemen, so konnte ihn die Witwe, im Falle der Weigerung, vor die Aeltesten laden, in deren Gegenwart die Verschmähte dem Herrn Schwager, wenn er auf der Weigerung verharrte, den Schuh vom Fuße zog und ihm mit den Worten: „So geschehe dem Manne, der sich weigert, seines Bruders Haus zu bauen!" sans gène ins Gesicht spuckte. Der Verunglimpfte wurde dann spöttisch ein Barfüßiger genannt *).

Der Ehebruch ward von den Gesetzen mit dem Tode bestraft. Ein Mädchen, welches nach dem Verluste der Unschuld, dem Bräutigame sich fälschlich als Jungfrau gab, unterlag der Steinigung; dagegen mußte der Verführer das

---

*) Moses im 25. Kapitel des 5. Buches.

Opfer seiner Begierde nicht nur heirathen, sondern er durfte sie auch nie verstoßen. Außerdem waren Ehescheidungen den Männern gestattet, mußten aber, da sie überhand nahmen, in der Folge erschwert werden; die Frauen aber durften sich von ihren Gatten nicht los sagen. Erst Salome, die Schwester des Herodes, wagte dies, und fand Nachahmerinnen des von ihr gegebenen Beispiels.

Gastmähler. Feldbau. Unterricht. Geistescultur.

Wir wollen nun auch in das häusliche Leben der Israeliten einige Blicke thun. Beim Mahle pflegten sie in früherer Zeit zu sitzen; nachher lagen sie. Zu den ihnen eigenen Gastmahlgebräuchen gehörte das Fußwaschen und das Salben des Kopfes. Der Hausvater sprach zuerst den Segen, nahm einen Becher mit Wein, nippte davon, und reichte ihn dem Nachbar, von dem er in der Runde herumging.

Den Israeliten war manche Speise als unrein versagt, insbesondere nicht nur der Genuß des Blutes, sondern auch des Fleisches, so lange es nicht gänzlich vom Blute gereinigt war; außerdem mehrere für unrein geachtete Thiere, wie z. B. alle fleischfressenden Vögel, alle vierfüßigen Thiere u. a.

An Gelagen, so wie mit Tanz und Musik, ergetzten sich die Israeliten gerne, der Spiele aber, ja selbst der Schauspiele, enthielten sie sich gänzlich.

Eine Haupt- und Lieblingsbeschäftigung dieses Volkes scheint immerzu der Landbau gewesen zu sein; die Fruchtbarkeit des Bodens erhöhte den Reiz zu einem Geschäfte, dem selbst Könige und Richter sich mit Lust hingaben. Schon der weise Moses erkannte das Zweckmäßige und Vortheilhafte der Sache, und bot Alles auf, seinem Volke ganz die Richtung dahin zu geben. Man hat auch bemerkt, daß er ihnen zur Belohnung ihres Gehorsams weder Geld noch Silber, Edelsteine u. dgl. versprach, sondern fruchtbaren Regen, günstige Jahreszeiten, Ueberfluß an Korn, Wein und Oel. Handel zu treiben fingen sie erst an, als der Luxus überhand nahm.

Der vorzüglichste Unterricht, welchen die Kinder von Propheten und Leviten erhielten, betraf die Religion und die Landesgesetze. Außerdem wurden die Söhne nur zur Brauchbarkeit in der Landwirthschaft und im Kriege, die Mädchen für häusliche Beschäftigungen gebildet. Alle fremde Geistescultur war verhaßt; und dies ging so weit, daß noch unter der Regierung der Brüder Hirkan und Aristobul, Zeitgenossen Pompejus des Großen, ein Verbannungsurtheil wider diejenigen gefällt wurde, die ihre Kinder im Griechischen würden unterrichten lassen. Die Synagogen, als eigentliche Volksschulen, entstanden erst später.

Die Musik der Israeliten, vorzüglich in ihrer Anwendung beim Gottesdienste und in ihrer Verbindung mit Tanz und Gesang, hat große Lobsprüche erhalten. Die heilige Schrift nennt **16** Instrumente, deren sie sich bedienten: Harfe, Adufa (eine kleine Pauke), Flöte, Trompete, Psal-

ter, Triangel, eherne Cymbeln, das Sistrum, die Magrepha, eine Art von Orgel, u. a. Das weibliche Geschlecht nahm an den musikalischen und religiösen Feierlichkeiten Theil. Als Moses nach dem glücklichen Durchzuge durch das rothe Meer das herrliche Siegeslied sang, sang auch seine Schwester Miriam, den Chor der Weiber führend, diesen die erhabenen Worte des Bruders, und schlug dazu eine Pauke. Und jene, ihr folgend, thaten desgleichen.

Ueberhaupt gingen Poesie und Gesang bei den Israeliten Hand in Hand. Besonders zeichneten sich ihre Lob- und Siegeslieder aus. Samuel, der Prophet und letzte unter den Richtern, unter dessen zwanzigjähriger Regierung Israel in Glück und Frieden lebte, errichtete die ersten Prophetenschulen, worin auch Unterricht in der Musik ertheilt wurde, deren sich nun die Propheten, wenn sie weissagten, sowohl zur Erweckung der höhern Begeisterung, als auch nach dem Schlusse zur Wiederberuhigung der aufgeregten Seele bedienten. Der mächtige Einfluß der Musik auf die Schwermuth, welche den König Saul oft wie ein böser Geist ergriff, ist ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung geworden. Was keine Kunst der Aerzte vermochte, das ward durch Gesang und Harfe vollbracht. Kaum verbreitete sich der wilde Düstersinn über die geängstigte Seele des Königs, da ward David, der holde Jüngling, herbeigerufen. Er sang Hymnen, er schlug die Saiten der klingenden Harfe — und der böse Geist wich von Saul.

David, so wie er selbst als Dichter und Sänger herrlich war, erhob auch die heilige musikalische Poesie auf eine

hohe Stufe und hielt ein Chor von Viertausend, welche Gott mit Gesang und Saitenspiel priesen. Auch die weibliche Stimme vereinigte sich zu diesem Zwecke. Debora, Judith und Anna, Samuel's Mutter, werden nicht nur als Dichterinnen und Sängerinnen, sondern auch als Prophetinnen genannt. Ihren Glanzpunkt erreichte die gottesdienstliche Musik durch König Salomo, welcher die prachtvolle und glänzende Einweihung seines Tempels durch ein Musikchor verherrlichte, dessen Menge kaum glaublich erscheint, indem dabei nicht weniger als zweihunderttausend Sänger, vierzigtausend Harfen, vierzigtausend goldene Sistra, und zweihunderttausend silberne Trompeten, also ein Chor von vierhundert achtzigtausend Tonkünstlern versammelt war*).

Die Israeliten liebten die Musik auch bei Gastmahlen und frohen Gelagen. Der weise Sirach gesteht unverhohlen: „Gesang ziere das Mahl, wie ein Rubin in feinem Golde leuchtet; und wie ein Smaragd in schönem Golde steht, so zieren die Lieder bei gutem Weine." — Auch den Todten begleiteten Trauerlieder mit Flötenbegleitung zum Grabe; selbst der Aermste mußte bei der Leichenbestattung seines Weibes wenigstens zwei Flötenspieler haben. Die erhaltene Strophe eines solchen Klageliedes sagt:

»Traure um die Trauernden,
»Nicht um den Verstorbenen!

---

*) Diese Zahlen gibt Josephus Flavius im 3. Kapitel des 8. Buches seiner jüdischen Alterthümer an.

»Er ist in Ruh,
»Wir sind in Thränen.« —

Die Sprache der Hebräer nennt Herder eine wahrhaft poetische; wer nur einige Psalmen kennt, wird an der Erhabenheit und Schönheit ihrer lyrischen Dichtungsweise nicht zweifeln. Unter Rehabeam, Salomon's Sohn und Nachfolger, als zehn Stämme sich trennten, und das Reich in Juda und Israel zerfiel, gerieth die Musik, so wie die übrigen Künste, in einen immer tiefern Verfall.

Die Leichen und Gräber der Israeliten.

Zum Schlusse ist noch Etwas über die Leichenbestattung und von den Gräbern der Israeliten, dann auch von ihrer Trauer um die Todten, mitzutheilen. Kaum hatte der Sterbende den letzten Athemzug gethan, so beeilten sich die nächsten Verwandten, dem Todten die Augen zuzudrücken, eine heilige Pflicht! Dann wurde der Leichnam mit warmen Wasser gewaschen, mit künstlichen Spezereien gesalbt und umräuchert. Der eigentlichen egyptischen Einsalbung bedienten sich die Israeliten nur so lange, als sie sich in Egypten aufhielten. So wurden auch Jakob und Joseph, da sie in Egypten starben, nach egyptischer Sitte einbalsamirt, und begraben. Nach dem Auszuge der Israeliten aus Egypten hörte dies auf; ihre Leichen blieben unversehrt, und ohne Herausnahme der Eingeweide. Nach dem Waschen, Salben und Räuchern wurde der Verstorbene mit Sindon,

einem egyptischen Linnenzeuge von besonderer Feinheit, bekleide und mit Binden und Bändern von demselben Stoffe umwickelt, insbesondere an Händen und Füßen, dann um die Lenden. Der Kopf ward mit einem eigenen sogenannten Schweißtuche *) umgeben. Indem nun ein Theil des Hauses von Klagegesängen erscholl, kamen die Verwandten und Freunde des Todten, setzten sich schweigend auf die Erde, bestreuten die entblößten Häupter mit Staub und Asche, rauften sich die Haare aus, gingen während der Trauerzeit mit nackten Füßen umher, und schliefen auf bloßer Erde; doch war es ihnen untersagt, die Haut nach der Sitte benachbarter Völker bei den Aeußerungen ihres Leidwesens auf irgend eine Art zu verletzen. Solche Liebespflicht und Ehre erwiesen sie den Todten, obschon Derjenige, welcher einen Leichnam berührte, oder nur in das Zimmer trat, wo einer lag, sieben Tage unrein war.

Um jedoch Fremde vor solchem Ungemache zu bewahren, wurden die Leichen, sobald sie gewaschen und zubereitet waren, in einen entlegenen Theil des Hauses gebracht. Eigene Todtengräber hatten die Israeliten nicht; Verwandte, Freunde und Sklaven versahen dieses Amt und bereiteten auch das Trauermahl: „Das Brot und den Wein des Trostes.“

Die Leiche wurde in einem offenen Sarge auf einer Bahre bis zum Grabe getragen, dann herausgenommen und zur Erde bestattet. Krieger begrub man mit ihren Waffen

---

*) **Sudarium.**

und legte ihnen ihr Schwert unter das Haupt. Dabei herrschte die Meinung, die Seele bleibe auch nach dem Tode bei ihrem Leibe, und man lebe also auch unter der Erde fort. Daher die Todtenbefragung.

Für ihre Gräber waren die Israeliten sehr besorgt. Sie hatten nicht nur öffentliche, sondern auch Privatgräber oder Erbbegräbnisse. Von der letzteren Art waren z. B. die Gräber der Könige von Juda zu Jerusalem, und das Erbbegräbniß Abraham's in Canaan, wornach sich auch seine Nachkommen so sehnten, daß Jakob und Joseph aus Egypten dahin gebracht wurden, weil sie es wünschten und ausdrücklich verlangten. Die Israeliten begruben die Leichen berühmter Männer innerhalb den Städten; es war sogar nicht ungewöhnlich, Gräber in den Häusern zu haben, indem sodann ein Theil des Hauses zu einem Grabe zugerichtet oder ein neues Gebäude eigens zu diesem Zwecke aufgeführt wurde. Größten Theils aber begrub man die Todten außerhalb den Städten, doch wählten sie dazu stets angenehme Gegenden an Seen und Flüssen, auch Gärten, Haine, Thäler und Höhlen. In der gebirgigen und felsigen Landschaft Judäa befanden sich die meisten Gräber in Höhlen mit niedern Eingängen, theils mit Thüren, theils mit Steinen verschlossen.

Diese Höhlen hatten bald mehrere Abtheilungen von Gräbern, bald wieder kleinere Höhlen, in die Wände gehauen. In einigen war der Boden hie und da erhöht, um die Leichname darauf zu setzen, in manchen befand sich ein Grab über dem andern.

Die Israeliten pflegten auch in gewissen Zeiten zu den Gräbern zu wallfahrten. Die Sitte des Gräberbesuchens scheint herrschend gewesen zu sein. Der römische Historiker Suetonius erzählt: Cäsar's Ermordung habe in Rom die tiefste allgemeine Trauer erregt, an welcher selbst die anwesenden Fremden, jede Nation nach ihrer Art, den innigsten Antheil nahmen, vorzüglich aber die Juden, welche mehrere Nächte nach einander Cä sar's Grab besuchten. — Bei den Türken und Persern sind diese Wallfahrten zu den Gräbern noch üblich.

II.

Das babylonisch-assyrische Reich.

Nimrod. Ninus. Ninive.

Im westlichen Süd-Asien haben sich die mächtigsten Reiche der Vorwelt erhoben, unter welchen das assyrische Reich (ungefähr **2000** Jahre vor Christi Geburt) das älteste war. Nach dessen Falle wurde (beiläufig **700** Jahre vor Christo) das babylonische, und hundert Jahre nachher das medische Reich das herrschende in Asien, bis sich nach anderthalb Jahrhunderten (also **555** Jahre vor Christi Geburt) auf den Trümmern der zerfallenen Staaten die persische Monarchie erhob, zerstört durch Alexander den Großen, der im Jahre **333** vor Christo das griechisch-macedonische Reich gründete, welches aber schon nach dem Tode des Stifters, der im Alter von **33** Jahren kinderlos starb, wieder zerfiel.

Babylonien, eine ununterbrochene Ebene im Nord und Ost von den Flüssen Tigris und Euphrat, im Westen von den arabischen Gebirgen, und im Süden vom persischen Meerbusen begrenzt, erfreute sich des glücklichsten Bodens und des heitersten Himmels.

Die Getreidefelder trugen zwei- bis dreihundertfältige Frucht; Weizen und Gerste sollen vier Finger breite Blätter gehabt haben. Der Euphrat tränkte den trockenen Boden des heißen Klima durch seine jährliche Ueberschwemmung, und beförderte dadurch nicht nur die üppigste Fruchtbarkeit, sondern auch die Cultur, indem die Einwohner, Hirten und Ackersleute, Dämme aufführten und Kanäle zogen, endlich unter einem Oberhaupte, das sie Bel, den Herrn, nannten, sich vereinigten und am Euphrat eine kleine, mit einem schützenden Erdwalle umgebene Stadt bauten, welche den Namen Bab-bel (Hof des Herrn) erhielt.

Der stets heitere Himmel machte das schöne Land zu einer natürlichen Sternwarte und die Einwohner zu Sternkundigen. Man kam sogar auf den Gedanken, der Sonne, als Herrin der Himmelslichter, in der Nähe der Stadt ein Heiligthum, in Gestalt eines Thurmes, bis zu ihrer eigenen Höhe hinauf zu bauen. Schon waren mehrere Stockwerke auf einander gestellt, als die Erfinder des Riesenplanes endlich einsahen, das Erreichen der Sonnenhöhe sei doch eine etwas zu schwierige Arbeit, und man könne ja das Hohe wohl auch in der Tiefe anbeten. So blieb die Sache unvollendet; ein gewöhnliches Schicksal bei Allem, was man zu groß anfing!

Die friedliche Stille ward unterbrochen, als der gewaltige Nimrod mit seinen wilden Horden aus Arabien eindrang und Babylonien sammt dem angrenzenden Mesopotamien seiner Herrschaft unterwarf.

Jetzt trat Babylonien in den Schatten, und das benachbarte Assyrien in das Licht, in der Cultur jenem nachstehend, aber stark durch die Tapferkeit seiner Einwohner. Die ältere Geschichte Assyriens enthält manches Wunderbare, manches Seltsame, wovon wir wohl Einiges bezweifeln, Vieles aber — seines abenteuerlichen Scheines ungeachtet — nicht geradezu als Dichtung verwerfen können.

Als erster König, also Stifter der assyrischen Monarchie, wird uns Ninus genannt, ein Fürst von mächtigem Eroberungsgeiste beseelt. Die Unterjochung aller benachbarten Länder lag in seinem Plane. Babylonien, Armenien, Medien und Bactrien wurden Trophäen seiner Siege. Die Muße des Friedens benützte er zur Erbauung der Stadt Ninive, die als Hauptplatz des Reiches, Alles, was seine Zeit kannte, an Pracht und Größe übertreffen sollte. Im Feldzuge gegen Bactrien hatte die Hauptstadt des Landes dem Ninus, welcher die Belagerung in eigener Person leitete, hartnäckigen Widerstand geleistet.

Nur die Klugheit und der Muth einer Frau, der Gemahlin seines Feldherrn Menon, bewirkte endlich die Einnahme. Die Männer handeln gerne nach Grundsätzen und halten viel auf Theorien und Regeln. Dem gemäß waren die Belagerer vorzüglich darauf bedacht, die schwachen Seiten der Stadt zu stürmen, die Belagerten aber dieselben zu vertheidigen.

Die Burg, die man für unüberwindlich hielt, wagten die Belagerer eben so wenig anzugreifen, als es den Belagerten nöthig schien, hier Vertheidigungsanstalten zu treffen. Dies entging, obschon die Frauen sonst mehr auf die schwachen

Seiten (insbesondere der Männer) zu lauern gewohnt sind, dem Scharfblicke der Semiramis nicht. Sie bemerkte mit Vergnügen, wie sicher die Belagerten ihre Burg hielten, und wie eben dadurch der stärkste Theil der Stadt ihr schwächster wurde, erstieg mit auserlesenen Kriegern die Felsen und bemächtigte sich der Burg. Sogleich ging auch die Stadt über. Aber Sie, die Heldin Semiramis, machte den König nicht nur zum Sieger, sondern sogleich auch zum Sklaven ihrer Schönheit. Die Sage, ihre Reize und ihre hohen Geistesgaben bewundernd, machte sie zu einer Tochter der Göttin Derceto. Tauben sollten das Kind ernährt und mit ihren Flügeln erwärmt haben. Nach dem Tode Menon's, der sich selbst das Leben nahm, sah sich Ninus am Ziele seiner Wünsche, und theilte seinen Thron mit der Geliebten.

Semiramis. Die Stadt Babylon.

König Ninus starb, als sein Sohn Ninias noch Knabe war. Semiramis ließ dem Gemahle ein Grabmahl erbauen, würdig der Größe seiner Thaten, ja — wenn's wahr ist — — sogar größer als die größte der egyptischen Pyramiden. Dann ergriff sie die Zügel der Regierung und herrschte als Vormünderin ihres Sohnes. Niemand wagte es, sich dem Heldenweibe zu widersetzen.

Hatte Ninus die schöne Stadt Ninive erbaut, so woll-

te auch Semiramis eine eigene Residenz haben, und erbaute in der, von ihrem Gemahle eroberten Provinz Babylonien, die weltberühmte Stadt Babylon, wahrscheinlich auf der Stelle, wo das alte Babel stand. Mitten durch die Stadt strömte der majestätische Euphrat, zu beiden Seiten mit einer steinernen Erhöhung eingefaßt. Eine ungeheure Brücke, den Fluß überspringend, verband den östlichen Theil der Stadt mit dem westlichen. An jedem Ende der Brücke erhob sich ein Palast, von dem Semiramis das Ganze überschauen konnte.

Die Stadt selbst, die von den alten Schriftstellern, als ein Wunder der Schönheit und Pracht gerühmt wird, bildete ein regelmäßiges Viereck mit breiten Straßen, freien Plätzen und Gärten; zwischen den Häusern lächelten grüne Fluren. Drei Mauern von Ziegelsteinen, mit Harz gekittet, und breit, daß sechs Wagen darauf neben einander fahren konnten, umgaben das Ganze. Die Hauptmauer hatte auf jeder Seite fünf und zwanzig Thore von Erz, und zweihundert fünfzig Thürme standen darauf zur Vertheidigung.

Goquet*) hat berechnet, Babylon sei achtmal so groß als Paris gewesen! Als ein Wunder von ganz eigener Art werden die sogenannten hangenden Gärten genannt: mehrere Terrassen, die, auf mächtigen Gewölben ruhend, stufenweise übereinander, schief hinlaufend, sich amphitheatralisch und so künstlich erhoben, daß

*) Im 2. Bande seines Werkes: De l'origine des loix.

sie frei in der Luft zu schweben schienen. Der aus Quadersteinen und Bleilagen bestehende Boden war mit einer solchen Masse von Fruchterde bedeckt, daß er acht Fuß dicke und fünfzig Fuß hohe Bäume trug. Die Bewässerung geschah durch Pumpen, die, dem Auge nicht sichtbar, zwischen den Wänden angebracht waren. Von allen diesen Herrlichkeiten sind heut zu Tage kaum Spuren zu finden! Ja, man weiß kaum die Stelle, worauf sie einst der Ewigkeit zu trotzen schienen! Nachdem Semiramis nebst Babylon noch andere Städte an den Ufern der Flüsse Euphrat und Tigris hatte entstehen lassen, entschloß sie sich, an der Spitze eines Heeres ihre Staaten zu durchziehen. Frohsinn, Eitelkeit und Verschönerungslust begleiteten die Heroine allenthalben. Sie glaubte, als Tochter einer Göttin, überall wunderähnliche Erscheinungen hervorbringen zu müssen. In Medien ließ sie die Felsenwände eines Berges poliren, und ihr Bildniß darin aushauen; als dies geschehen war, wurde das Gepäck der Maulthiere stufenartig übereinander gethürmt, und Semiramis stieg über die seltsame Treppe bis zum Gipfel des Berges hinauf. In einer andern Gegend von Medien ließ sie auf der Spitze eines hohen Berges einen Garten mit prächtigen Lusthäusern anlegen. Als sich bei Ekbatana, der Hauptstadt Medien's, ein steiles Gebirge mit ungeheuren Felsenwänden und Abgründen ihrem fröhlichen Zuge entgegenstellte, ließ sie die Klippen sprengen, die Klüfte ausfüllen, zog wie im Triumphe über die, wie mit einem Winke hervorgerufene Heerstraße, und ließ den Berg Orontes durchbrechen, und einen Fluß durch densel-

ben leiten, um den Einwohnern von Ekbatana mehr Wasser zu verschaffen. So kam die Halbgöttin auf ihrem Siegeszuge bis nach Lybien, wo sie dem Jupiter Ammon standesgemäß einen Besuch abstattete und sich zugleich erkundigte: wie lange sie noch leben werde? Der Orakelspruch lautete eben nicht sehr tröstlich: „Sie würde, wenn Ninias ihr nach dem Leben trachte, von der Erde verschwinden, aber göttliche Verehrung genießen." —

Diese bedingte Zweideutigkeit dämpfte ihren Ehrgeiz für einige Zeit, und sie verlebte mehrere Jahre in ruhigen Genüssen. Zufällig erzählte man ihr von Indiens Fruchtbarkeit und Reichthume. Da war's mit der Ruhe vorbei. Der glühende Wunsch, des herrlichen Landes Besitzerin zu sein, trieb sie rastlos. Ein Heer ward aufgestellt, welches, nach der stärkern Angabe aus fünf bis sechs Millionen Menschen bestand, nach der schwächern aber nur gegen vier Millionen hatte, und zwar drei Millionen Fußvolk, 500,000 Reiter, 100,000 Streitwagen, und eben so viele Kriegsmänner, die, auf Kamehlen sitzend, mit vier Ellen langen Schwertern fochten. Dazu kamen noch zweitausend zerlegbare Schiffe, die von Kamehlen zu Lande nach Indien getragen wurden.

Auf solche Art war denn für Alles gesorgt. Nur in einem einzigen Stücke befürchtete Semiramis die Überlegenheit der Indier; das waren die Elephanten. Diesem Mangel wußte aber die weibliche Schlauheit bald abzuhelfen durch — nachgemachte Elephanten, welche die Stellvertreter der wirklichen sein sollten. Sie ließ 300,000 schwarze Ochsen schlachten, die abgezogenen Häute nach Gestalt

der Elephanten zuschneiden und ausstopfen. Ein Kamehl, welches in der Höhlung stak, trug die Elephanten-Maschine, und ein oben sitzender Mann lenkte die Bewegungen von Beiden.

Der König von Indien und dessen sämmtliche Krieger sollten sich's gefallen lassen, die Schein-Elephanten für wirkliche anzusehen. Unglücklicherweise that er's nicht, und so blieben denn die Seinigen im Vortheile. Semiramis lernte hier zum ersten Male die Schmach einer Niederlage kennen. Sie floh mit ihren Tausenden, und ließ die bedauerungswürdigen Elephantenfiguren in den Händen der feindlichen Sieger zurück.

Mit dieser Katastrophe ging auch der Heldenroman ihres Lebens zu Ende. Sie bemerkte, daß Ninias, nachdem der Nimbus ihrer Unüberwindlichkeit verschwunden war, Verschwörungen gegen sie anlegte. Um sich die Sorge und ihm ein Verbrechen zu ersparen, überließ sie ihm den Thron freiwillig, flog aber — dessen ungeachtet — ich weiß nicht, ob gleichfalls freiwillig? — in eine Taube verwandelt und von einer Schaar anderer Tauben begleitet, aus dem Palaste auf. Soll diese Verwandlung der ehrgeizigen Heldin in eine sanfte Taube etwa allegorisch zu deuten sein, die veränderte Gesinnung und die letzte Zeit ihres ruhigen Lebens bezeichnen? Oder erlaubte sich Ninias zu früh eine Apotheose der Mutter? —

Dem sei wie immer, die Assyrier nahmen die Verwandlung für blanke Wahrheit und verehrten seit der Zeit eine Taube als Göttin. Ehe wir von diesem weiblichen Wun-

der Abschied nehmen, muß ich noch eine kleine Anekdote von ihr erzählen. Als Semiramis eines Morgens mit ihrem Kopfputze beschäftigt, an der Toilette saß, brachte man ihr plötzlich die Nachricht von einem Aufstande in der Stadt. Semiramis warf den Kamm weg, ergriff das Schwert, flog unter die Empörer und vollendete nach hergestellter Ruhe — den zur Hälfte geordneten Kopfputz.

Dies ist's, was man von Semiramis sagt — oder fabelt, indem einige der alten Schriftsteller sie als Ideal der Tugend, andere als ausschweifend schildern, einige ihr die Erbauung Babylon's und mehrerer großer Denkmahle zuschreiben, andere gar nichts, einige sie herrlich leben lassen, andere gar nicht.

Ninias. Sardanapal. Fall des assyrischen Reiches.

Ninias zeigte sich eben so friedlich und ruheliebend als seine Mutter unternehmend und rastlos war. Sein Bestreben ging dahin, den Besitz seines großen Reiches nicht zu vermehren, sondern fest zu halten und zu ordnen. Man scheint sein sanftes Wesen nicht nach Gebühr gewürdigt zu haben; die anspruchlose Haltung seines stillen, auf das Innere des Staates gerichteten Wirkens wurde verkannt im Kontraste gegen das prunkvolle Streben nach außen, worin Semiramis sich gefiel. Als ein merkwürdiger Zug der Staats-

klugheit di:ses ruhigen, aber keineswegs unthätigen Fürsten wird insbesondere die folgende militärisch-politische Einrichtung angeführt. Er ließ in jedem Jahre in einer andern Provinz seines Reiches ein verhältnißmäßig großes Heer werben, welches in der Nähe von Ninive ein Lager bezog, nach Verlauf des Jahres wieder entlassen und durch eine gleiche Anzahl von Soldaten aus einer andern Provinz ersetzt wurde. So war für die Erhaltung der Ruhe im Innern und für die Sicherheit gegen Einfälle von außen gesorgt, und der Waffendienst den Unterthanen so viel möglich erleichtert. Schon aus dieser Maßregel allein geht hervor, daß König Ninias, wenn er auch nicht, wie Ninus und Semiramis, die Kraft besaß, ein Reich zu gründen und zu seinem Glanzpunkte zu erheben, doch gewiß die nicht geringe Kunst, es zu erhalten, wohl inne hatte. Von einer langen Reihe der Nachfolger des Ninias spricht die Geschichte sehr wenig oder gar nichts. Desto auffallender tritt endlich Sardanapal hervor, gleichsam im letzten Akte der großen historischen Tragödie, welche mit dem Sturze des assyrischen Reiches endet. So wie man den Ninias verkannt hatte, weil er als der mildleuchtende Mond nach dem blendenden Sonnenglanze zweier großen Vorfahren erschien, eben so scheint Sardanapal's Charakter zu sehr herabgewürdigt zu sein, weil ihn das Unglück traf, am Grabe des zerfallenen Reiches zu stehen. Mehrere Geschichtschreiber beschuldigen ihn einer weibisch-weichlichen Lebensweise und einer entehrenden Versunkenheit in die ausschweifendsten, Geist und Körper abstumpfenden Sinnesgenüsse. Man kann nicht umhin, Man-

ches in diesen Schilderungen übertrieben zu finden, da es in offenbarem Widerspruche steht mit jenem Kraftaufwande, womit Sardanapal in seinem Falle sich wirklich groß zeigte.

Arbaces, Satrap von Medien, und Belesis, Satrap von Babylonien, traten in eine Verschwörung gegen den König. Belesis, der sich rühmte die Schicksale der Menschen in den Sternen zu lesen, gab Jenem die Versicherung, ein Arbaces sei zum Beherrscher Assyriens bestimmt. Der Muth des Geschmeichelten entbrannte, und die Verräther wirkten nun im Verborgenen so mächtig, daß sie mehrere Satrapen in den Bund zogen, und binnen einem Jahre an der Spitze eines Heeres von **400,000** Mann Perser, Meder und Babylonier standen, wozu endlich noch die Bactrier stießen. Nun fuhr Sardanapal, wie von einem Donnerschlage geweckt, aus seiner Lethargie empor, aber nicht schreckhaft, sondern als Held. Er führte seine Getreuen gegen die Rebellen, und schlug sie in zwei Treffen. Schon sank ihr Muth, schon dachten sie auf einen klugen Rückzug in ihre Provinzen; allein Belesis, in der einmal übernommenen Rolle des Propheten sich gefallend, wußte den Verzagenden aus den Sternen neuerdings so viel Glück herauszulesen, daß sie eine dritte Schlacht wagten und — eine dritte Niederlage erlitten. Aber der Sterndeuter wußte sie durch neue Nachrichten vom Himmel nochmal zu entflammen, und verkündete ihnen jetzt, nachdem er dreimal gelogen hatte, einmal die Wahrheit. Sie überfielen den König, in dessen Lager der Taumel eines dreifachen Siegesfestes herrschte, und die Krieger, in Schlaf und Trunkenheit be-

graben, fielen als — beinahe wehrlose Opfer. Sardanapal warf sich mit dem Reste des geschlagenen Heeres in die Schutzmauern von Ninive, wo er einer zweijährigen Belagerung den hartnäckigsten Widerstand leistete, ermuthigt durch eine an Shakespeare's Macbeth erinnernde Weissagung: „Ninive sei unüberwindlich so lange, bis der Tigris ihr Feind werde!" — Im dritten Jahre der Belagerung gefiel's dem Tigris, die Prophezeihung zu erfüllen. Er trat aus seinen Ufern, und der Schwall wilder Fluten riß einen Theil der Stadtmauern weg. Nun sank Sardanapal's Lebensmuth, aber nicht der Muth, frei und groß zu sterben, als Herr und König. Er ließ in der Mitte seines Palastes einen ungeheuren Scheiterhaufen errichten, und diesen mit Gold, Silber und Edelsteinen schmücken. Dann lagerte er sich, umgeben von seinen Angehörigen und Dienern, auf dem üppigen Bette der unermeßlichen Schätze.

Ein Wink des Königs! Aufloderte ein Flammenheer, gleichsam eine feurige Scheidewand bildend gegen das Schwert der Feinde, die jetzt durch den Wallbruch in die Stadt eindrangen.

III.

Das medische Reich.

Der Aschen-Lieferant zu Ninive. Die Scythen. Krieg mit den Lydiern. Die Sonnenfinsterniß als Friedensvermittlerin.

Arbaces bestieg nach der Einnahme von Ninive den Thron. Medien ward nun die herrschende Provinz, und das assyrische Reich ein medisches. Dem Sterndeuter Belesis aber lag der Reichthum mehr am Herzen als die Macht. Da er nun vermuthete, daß unter der Asche von Sardanapal's Scheiterhaufen geschmolzenes Gold und Silber die Fülle verborgen liege, erbat er sich vom neuen Könige die unschuldige Erlaubniß, jene Asche nach Babylon führen zu dürfen, um sie im Tempel des Gottes Baal, einem Gelübde gemäß, zu opfern. Die Bewilligung der bescheidenen Bitte erfolgte, und Belesis sandte sogleich ganze Schiffe, beladen mit jener — mystischen Asche nach Babylon. Der Betrug wurde aber nach kurzer Zeit entdeckt. Ein Gericht, welches Arbaces aus ebenbürtigen Satrapen zusammensetzte, verurtheilte den babylonischen Aschen-Lieferanten zum Tode. Arbaces übernahm jetzt die Rolle des Großmüthigen, begnadigte den Verur-

theilten, und das Volk ermangelte nicht, die Huld des neuen, zwar nicht rechtmäßigen aber menschenfreundlichen Herrschers zu preisen. Uebrigens beging Arbaces einen großen politischen Fehler, indem er alle Satrapien des Reiches für unabhängig und erblich, gleichsam als Vasallen, und sich selbst als Oberherrn erklärte. Diese Staatsverfassung hatte nun dieselben Gebrechen, wie das Lehensystem des Mittelalters, und trug die Keime der Zerstörung in sich, indem die Satrapen bald zu mächtig wurden, folglich das Verhältniß des nöthigen Gleichgewichts zwischen ihnen und dem Oberhaupte aufhörte. Die Satrapien Assyrien und Babylonien machten den Anfang, und hoben sich bald über alle andern Provinzen. Medien's Macht sank, und die königliche Würde ward ein leerer Name. Das Gesetz verstummte. Parteien standen gegen einander auf; eine Art von Selbsthülfe und Faustrecht trat ein.

Diesen traurigen Zustand benützte ein schlauer Mann, Namens Dejoces, nicht nur zur Wiederherstellung der Ordnung, sondern auch, um sich selbst, zur Belohnung seiner Verdienste, nichts Geringeres — als den Thron zu erwerben. Er fing damit an, daß er kleine Zwistigkeiten klug, gerecht und billig schlichtete. Der Ruf seiner Weisheit und Uneigennützigkeit verbreitete sich bald so sehr, daß man sich allenthalben drängte, ihn zum Schiedsrichter aufzufordern. Als er endlich bemerkte, wie unentbehrlich er sich gemacht habe, zog er sich plötzlich zurück. Die allgemeine Verwirrung stieg. Das Bedürfniß, einen tüchtigen Mann an der Spitze zu haben, wurde immer fühlbarer; man sprach

von einer neuen Königswahl; sie kam zu Stande, und Dejoces — bestieg den Thron, wechselte aber nach erreichtem Ziele sogleich die Rolle. Der humane Volksfreund verschloß sich, aller Welt unsichtbar, in seine Burg, und ließ sich nur durch Befehle vernehmen, so wie er selbst Alles durch die in allen Provinzen vertheilten Aufseher und Späher vernahm. Dazu ward noch die langweiligste Ernsthaftigkeit und die lächerlichste Steifheit eingeführt, die, wie man erzählt, so weit ging, daß den armen Unterthanen sogar das Lachen verboten, und das Ausspucken für etwas Unanständiges erklärt ward. So beschäftigte sich Dejoces während einer 53jährigen Regierung ausschließend nur damit, das Innere seines Reiches mit größter Strenge zusammen zu halten. Erst sein Sohn Phraortes dachte, als König von Medien, wieder auf Unternehmungen nach außen. Sein erster siegreicher Feldzug traf die Perser. Hierauf wendete er sich gegen die Assyrier, wurde geschlagen, und verlor in der Schlacht das Leben.

Sein Sohn Cyaxares ließ sich dadurch nicht abschrecken, den Kampf gegen Assyrien als Rächer des Vaters fortzusetzen. Durch ihn erhielt das medische Kriegswesen bedeutende Verbesserungen, vorzüglich dadurch, daß er die verschiedenen Waffengattungen, die bisher, wie der Zufall es fügte, in verwirrtem Gemische unter und durcheinander standen und fochten, gehörig absonderte, eintheilte, und ihnen in der Schlachtordnung ihre bestimmten Plätze und Stellungen anwies.

Auf solche Weise rückte Cyaxares siegreich in Assy-

rien ein, und stand schon vor den Thoren Ninive's, als ein Zufall, von dem er nicht die entfernteste Vermuthung hatte, ihn vom Ziele weit zurückschleuderte. Der Nordpol überfiel plötzlich den Süd. Zahllose Scythen-Schwärme kamen daher geflogen. Was sie dazu bewog, würde ich gerne sagen, wenn — ich es selbst wüßte! Ich tröste mich aber über diese Unwissenheit, weil ich nicht zweifle, daß selbst Cyaxares sich mit mir in demselben Falle befand. Ihm blieb nichts übrig, als die Belagerung aufzugeben, und seine Waffen gegen die nordischen Barbarenhorden zu wenden. Aber dieses Mal siegte die Uebermacht der rohen Kraft. Die Scythen überschwemmten Ober-Asien, von Medien bis Egypten; und diese Ueberschwemmung dauerte nicht weniger als dreißig Jahre! Endlich suchte sich Cyaxares die wilden Gäste durch eine Vereinigung von List und Gewaltthätigkeit vom Halse zu schaffen. Er und andere Meder luden die vornehmsten Scythen zu einem großen Trinkgelage. Die Kraftmänner zechten, bis der Rausch ihnen die Besinnung raubte. Jetzt zogen die lauernden Meder ihre Dolche und Schwerter hervor, und die Scythen mußten den genossenen Wein mit ihrem Blute bezahlen. Was mit dem Leben davon kam, gab nun doch dem nordischen Eise den Vorzug vor den südlichen Blumengefilden, und entfloh in aller Eile.

Nun führte Cyaxares in Verbindung mit Nebukadnezar, König von Babylon, sein Vorhaben aus, welches er vor dreißig Jahren aufgeben mußte. Assyrien ward gestürzt; Medien und Babylon theilten sich in dessen Länder

und wurden die herrschenden Mächte Asiens. Bald nachher entzündete sich ein Krieg zwischen Cyaxares und Alyattes, König von Lydien. Einige Scythen, die vielleicht nur deshalb am medischen Hofe zurückgeblieben waren, um Zeit und Gelegenheit zur Rache abzulauern, hatten einen medischen Knaben ermordet, und seinen Leichnam, à la Thyest zubereitet, dem Könige als Wildpret vorgesetzt. Der Frevel ward entdeckt; die Frevler flohen nach Lydien. Cyaxares verlangte ihre Auslieferung und zog, als diese verweigert ward, gegen Alyattes zu Felde. Schon währte der Krieg fünf Jahre, und das immer wechselnde Glück ließ noch kein Ende erwarten. Da trat denn die Sonne als Vermittlerin auf. Ihre totale Verfinsterung, als Meder und Lydier eben am hitzigsten kämpften, versetzte Beide in den heftigsten Schrecken. Die Nacht am hellen Tage schien ihnen ein Zeichen der zürnenden Götter zu sein, und sie schloßen, um diese zu versöhnen, auf das eiligste Frieden.

Cyaxares starb bald nachher.

Nebukadnezar. Glorie und Nachtstück seines Lebens.

Wir treten in Babylon ein, wo nach dem Tode des verschmitzten Astrologen Belesis, der große Nebukadnezar ruhmstrahlend auf dem Throne prangt. Bewundert als Eroberer, wollte er auch geliebt sein als Menschenfreund. Mehr als durch seine Siege machte er sich un-

sterblich, indem er die beiden Flüsse Euphrat und Tigris durch Kanäle in Verbindung setzen ließ, und auf solche Weise den Zerstörungen der jährlichen Ueberschwemmungen abhalf. Außerdem verdankte ihm Babylon bedeutende Verschönerungen.

So glänzend war Nebukadnezars Regierung, aber desto furchtbarer das Nachtstück des Wahnsinns am Rande seines Lebens. Heftige Gemüthsart und eine sehr lebhafte Phantasie beunruhigten ihn immerzu. Daher auch die vielen schreckhaften Träume, die ihm die süße Ruhe des Schlafes störten. Als einst ein solcher Traum ihn nächtlicher Weile vom Lager aufscheuchte, und am nächsten Morgen dennoch die gräßlichen Bilder seiner Seele entschwunden waren, verlangte er von seinen weisen Chaldäern das Unmögliche, sie nämlich sollten ihm den Traum erzählen, den er selbst vergessen hatte. Als die armen Herren erklärten, daß sie außer Stande seien, dem hohen Befehle zu entsprechen, gerieth Nebukadnezar in so heftigen Zorn, daß er das ganze Collegium wollte hinrichten lassen, und Daniel, den er liebte und hochachtete, ihn nur mit vieler Mühe von dem rasenden Entschlusse abzubringen vermochte. Schon hier zeigten sich die ersten Spuren von Geistesverwirrung. Noch mehr beunruhigte ihn ein anderer Traum, worin er einen Baum erblickte, dessen Krone auf der weiten Erde sichtbar, zum Himmel emporragte; aber plötzlich erscholl von oben eine Stimme, welche den Baum zu fällen gebot bis auf einen kleinen Theil des untersten Stammes. Auch diesen Traum vermochten die herbeigerufenen Chaldäer nicht auszulegen.

Endlich deutete ihn Daniel, indem er mit Grauen und Wehmuth verkündete, daß Nebukadnezar selbst jener Baum, und dessen Fall das Bild seines eigenen Schicksals sei. Es läßt sich denken, wie erschütternd diese Auslegung auf den König wirkte. Von nun an kämpften zwei Widersprüche: Furcht und Stolz, in ihm, und zerrütteten wechselweise den schwankenden Geist.

Als Nebukadnezar einst auf der höchsten Terrasse der schwebenden Gärten stand, die Stadt mit allen ihren Herrlichkeiten und Bewohnern, und die weite Gegend umher mit ihren unvergänglich scheinenden Monumenten erblickte, und der Gedanke an seine Macht und Größe der hochmuthtrunkenen Seele sich allgewaltig bemächtigte, — da ward jener Traum plötzlich erfüllt. Des Wahnsinns dunkle Riesenfaust ergriff ihn plötzlich, betäubend und umnachtend. Er floh vom Thurme herab, gesellte sich zu den Thieren auf dem Felde, als ihres Gleichen, aß Gras, ließ sich die Haare wie Adlerfedern, die Nägel wie Vogelkrallen wachsen. Sieben Jahre währte der gräßliche Wahnsinn; erst kurz vor seinem Tode erwachte wieder das Bewußtsein, daß er Mensch und König, alle Herrlichkeit der Erde nichtig, Gott aber allmächtig und seine Gnade unendlich sei.

Das satyrische Grabmahl. Babylon's Fall.

Unter den Nachfolgern des eben so großen als tief gesunkenen, eben so glücklichen als unglücklichen Nebukadnezar, kann ich nur einer Frau Erwähnung thun, der Königin Nitokris, welche die heiterste Laune mit der sorglichsten Thätigkeit für den Staat zu verbinden wußte. Ob sie nun die Witwe des berühmten Nebukadnezar oder seines unberühmten Sohnes Evilmerodach war, kann, bei der Ungewißheit der Geschichtschreiber, gleichgültig sein. Ein Pröbchen vom ironischen Wesen der Königin liefert das Grabmahl, welches sie sich über einem Thore der Stadt Babylon erbauen ließ, mit einer Inschrift, worin sie ihren Nachfolgern bekannt machte, daß, wenn einer von ihnen in sehr dringende Geldnoth komme, er das Monument öffnen und herausnehmen möge, so viel er benöthige. Nitokris wußte wohl, daß der Glaube ihres Volkes dies nicht gestatte, folglich nur ein Frechgesinnter von ihrer Einladung Gebrauch machen könne, welcher statt des gehofften Schatzes nur strafenden Spott verdiene. Das Grabmahl blieb wirklich sehr lange Zeit unangetastet; erst der habsüchtige Perserkönig Darius ließ es öffnen, fand aber nichts als ein Todtengeripp und eine Invective gegen goldgierige Ruhestörer der Todten.

Ihre thätige Fürsorge bewies Nitokris vorzüglich durch die Errichtung von Mauern zu beiden Seiten des Euphrat, damit nicht etwa ein Feind im Falle einer Belagerung das Wasser ableiten, und durch das geleerte Flußbeet trockenen Fußes in die Stadt komme. Aber ach! Was ist alle menschliche Vorsicht! Eben das, was Nitokris verhindern wollte, geschah; geschah eben deshalb, weil sie es verhindern wollte. Ich werde bald das Nähere von der Sache erzählen.

Von den Nachfolgern dieser Fürstin will ich nur so viel sagen, daß sie einander durch Meuchelmord vom Throne stießen, wenig Gutes, aber desto mehr Uebles thaten, bis das schöne Babylon zu seinem Untergange reif ward. Zuletzt saß Nabomedus auf dem Throne; da rückte der große Cyrus mit der vereinigten Macht der Meder und Perser heran, und schlug das babylonische Heer in der Nähe der Hauptstadt, deren Belagerung er hierauf unternahm. Da aber zu jener Zeit die Befestigungskunst der Städte mehr ausgebildet war, als das Belagerungswesen, dem vorzüglich wegen Mangel mehrerer der wirksamsten, damals noch nicht erfundenen Maschinen und Instrumente verhältnißmäßig zu wenig oder zu schwache Mittel zu Gebote standen, so dachte Cyrus, um die Einnahme zu beschleunigen, auf List. Und siehe da! Alle Vorsicht der in ihrem Grabespalaste schlummernden Nitokris ward — im eigentlichsten Sinne — zu Wasser, da Cyrus den Euphrat in eben den, auf ihren Befehl ausgegrabenen See ableiten ließ, und in einer Nacht, während die Babylonier das Fest ihres Gottes Baal mit ausschweifenden Zech- und Lustgelagen feierten, durch

das Flußbeet, nachdem der größte Theil des Wassers abgelaufen war, so heimlich in die Stadt rückte, daß er die eine Hälfte schon besetzt hielt, während die andere, unwissend, was neben ihr vorging, noch in Saus und Braus lebte, und dann eben so schnell in die Feindeshände fiel. König Nabomedus ward getödtet in einem kleinen Gefechte, das zuletzt in der Burg selbst Statt fand. So ging denn das babylonische Reich in größter Lustbarkeit traurig zu Ende.

Sitten und innere Einrichtungen der Assyrier, Babylonier und Meder. Staatsehen. Allgemeines Kranken-Consilium. Justizpflege. Sonnen- und Sternendienst. Die Weisheit der Chaldäer. Luxus. Kriegsmacht. Begräbniß-Hunde.

Wir wollen nun in das innere Wesen der Assyrier, Babylonier und Meder blicken, und den Geist ihres Lebens erfassen. Sehen wir zuerst auf den Zustand des weiblichen Geschlechts, so zeigt sich, daß dasselbe im Oriente schon damals nicht anders als jetzt behandelt wurde, als Ware für die Männer. Einen auffallenden Beweis dieser Ansicht gibt schon die Art, wie man die Mädchen verheirathete.

Der Wille der Eltern, und die Liebe und das Herz hatten dabei nichts zu sagen. Die Schließung der Ehen wurde in Babylon als Staatsangelegenheit betrachtet. Man führte die mannbaren Mädchen jährlich auf einen öffentlichen Platz. Hier wurden nun zuerst die schönsten an die meistbietenden Männer versteigert, nach ihnen die minder reizenden. Zuletzt wurden die häßlichen ausgerufen und das vom Verkaufe der schönen eingegangene Geld — ward verhältnißmäßig nach den Graden ihrer Häßlichkeit unter sie vertheilt. So wurden Schönheit und Reichthum sorgfältig getrennt; jedes hatte daher etwas für sich und konnte mit Zuversicht auf einen Gatten rechnen. Die schönen Jungfrauen fühlten sich geschmeichelt, die häßlichen beruhigt; die reichen Männer erkauften sich schöne Gattinnen, die armen verkauften sich an reiche Frauen.

Eben so öffentlich wie die Ehen wurden auch die Krankheiten verhandelt. Da es keine eigenen Aerzte gab, trug man die Kranken an besuchte Plätze, wie zu einem General-Consilium. Jeder Vorübergehende mußte den Kranken befragen und — wenn ihm der Zustand aus eigener oder fremder Erfahrung bekannt war — die dienlichen Heilmittel angeben.

Die innere Verfassung des Reiches wurde durch drei Gerichtshöfe aufrecht erhalten, deren einer aus verdienten Kriegern, der andere aus Fürsten und Vornehmen, der dritte aus Greisen bestand. Die Justiz wurde aber, wie es scheint, etwas barbarisch verwaltet, wenigstens deuten gewisse Todesstrafen dahin, indem die Verbrecher in Stücke zer-

hauen, reißenden Thieren vorgeworfen, oder in glühenden Oefen lebendig gebraten wurden.

Das Hauptwesen der Religion der Babylonier bestand im Sonnen- und Sternendienste. Als höchste Götter wurde Bel oder Baal (die Sonne) und Nebo (der Mond) verehrt.

Den Sternen ward zuerst ein eigenes Leben, reich an gutem oder bösen Einfluß auf Erde und Menschen, zugeschrieben. Man erkannte jedem Gestirne eine besondere Kraft, einen eigenen Wirkungskreis, auch Grade des Ranges und der Macht zu; man deutete und verkündete aus ihrer Stellung und aus ihrem Lichte ganzen Staaten und einzelnen Menschen das ihnen bevorstehende Glück oder Unglück.

Späterhin hörte man auf, die Gestirne für belebte Wesen zu halten; man glaubte nun, sie seien die von Dämonen bewegten Throne der Götter, worauf diese auch die Himmelsräume durchführen.

Der Pöbel verehrte auch einen Drachen als Gott, vermuthlich das böse Prinzip.

Die Assyrier hatten größtentheils einen gemeinschaftlichen Götzendienst mit den Babyloniern, insbesondere die Verehrung mehrerer Götter in Thiergestalten, wie z. B. der Göttin Derceto als Fisch, des Asina als Bock, des Adramelech als Maulthier u. s. w Der Dienst der Militta (Venus) war von einer Art, die sich, ohne das sittliche Zartgefühl zu verletzen, nicht wohl beschreiben läßt. Die Bilder derjenigen Götter, die unter menschlicher Gestalt verehrt wurden, pflegte man, auf das reichste auszu-

staffiren, mit goldenen Kronen und Zeptern und mit Purpurkleidern, von Edelsteinen schimmernd; einige waren auch mit Schwertern und Streitäxten bewaffnet. Es ist zu vermuthen, daß die Assyrier und Babylonier auf solche Weise ihre Könige abbildeten; wenigstens weiß man, daß sie einige große Fürsten in den Himmel versetzten und vergötterten.

Die Meder waren Feueranbeter, wie die Perser.

Die eigentlichen Verwahrer der heiligen Weisheit der Babylonier und Assyrier waren die Chaldäer, ursprünglich ein Volk im südlichen Theile von Babylonien, welches Land sie unter Nebukadnezar eroberten. Ihr Name erhielt sich aber in der Folge nur als der einer eigentlichen Priesterkaste, und als einer der vornehmsten Stände des assyrisch-babylonischen Reiches, in welcher Eigenschaft sie zugleich das Amt der Sterndeuterei, der Traumauslegungen, des Wahrsagens, der Beschwörungen und anderes Zauberwesens verwalteten, auch ein Monopol mit den Wissenschaften überhaupt trieben. Sie waren zu diesem Behufe im Besitze sehr geheim gehaltener heiliger Schriften, und eigneten sich sogar die Macht an, die Kräfte und Seelen der Gestirne unter günstiger Stellung (Constellation) durch Formeln und Bezauberung in gewisse Bilder von Metall, Stein oder Holz herabzuziehen, wodurch das Bild dann eben dieselbe Wirkung wie der Stern haben sollte. Hierauf gründet sich der Glaube an die Talismane, ein Wort, welches auch in arabischer Sprache ein Bild oder Abzeichen bedeutet.

Nach der Lehre der Chaldäer sind die Gestirne, und insbesondere die Planeten, gleichsam die Wegweiser und

Berather des Menschen, während seiner Erdenreise. Sie verkünden ihm durch Aufgang und Niedergang, durch Stand und Farbe, den Willen der Götter und sein künftiges Schicksal; weßhalb sie auch Dolmetsche genannt werden. Den größten Einfluß auf des Menschen Glück oder Unglück äußern sie bei seiner Geburt, daher das Nativität-Stellen. Außerhalb des Thierkreises befinden sich, nach jener Lehre, noch vierundzwanzig Gestirne, wovon zwölf die Aufsicht über die Lebendigen führen, und die zwölf übrigen, Weltrichter genannt, über die Todten wachen. Fünfzehn Sterne beobachten, was auf der Erde, und fünfzehn andere, was unter derselben vorgeht.

Blieb die Wissenschaft nur das Vorrecht eines einzigen Standes, so verbreitete sich die Kunstfertigkeit desto allgemeiner. Die Babylonier werden insbesondere als ein prachtliebendes und an eine Menge künstlicher Bedürfnisse des Luxus und des Putzes gewöhntes Volk beschrieben. Man macht von dem äußerst feinen Linnenzeuge, von den prächtigen Mänteln, den gestickten Kleidern und kostbaren Teppichen der Assyrier und Babylonier viel Rühmens.

Die Hauptmacht der Heere dieser Völker bestand in der Reiterei, berühmt durch ihre trefflichen Bogenschützen. Diese hatten aber eine kleine Unart: sie vergifteten die Pfeile, indem sie die Spitzen in den Saft einer uns unbekannten Pflanze und in Naphta tauchten.

Dieses Naphta, das feinste Bergöl, welches aus Felsenritzen hervorquillt, entzündet sich sehr schnell. Die mit mit diesem Feuergifte getränkten Pfeile entbrannten, so

wie sie vom Bogen abgeschnellt wurden, und drangen mit Höllenflammen in die von ihnen geschlagene Wunde. Das Todesfeuer war kaum zu löschen; Wasser vermehrte dasselbe; nur Staub konnte es ersticken. So lodert wohl auch in manchem Menschen das wilde Feuer der Leidenschaften rastlos fort, bis endlich der Staub der Gräber-Erde die Glut auslöscht, und das brennende Herz kühlt.

Fürwahr! solche giftige Pfeile sind etwas Schreckliches; ich kenne nur Eines, das noch schrecklicher wüthet, giftige Zungen!

Die Asiaten führten zwar ihre Kriege von jeher heftig und grausam; doch ward der Vorzug der Grausamkeit vor allen übrigen den Medern zuerkannt, die sogar ihre Friedens- und Freundschafts-Bündnisse mit einer häßlichen Ceremonie schloßen, indem sie sich die Daumen ritzten, und einander das Blut aus den Wunden saugten.

Der Character der Babylonier steht mit dem der Meder in einem grellen Contraste, denn jene waren eben so weichlich, sinnlichen Freuden fröhnend und prachtliebend, als diese sich hart, rauh und einfach zeigten, bis endlich auch bei einem großen Theile von ihnen Schwelgerei und Zügellosigkeit einriß. Den weichlichen Babylonier characterisirt schon die Kleidung: ein Unterkleid von Linnen, bis an die Füße hinabfließend, darüber ein langes wollenes Ueberkleid nach Art der römischen Toga und ein weißer Mantel; langes fliegendes Haupthaar und eine Tiare; pantoffelartige Schuhe; in der Hand ein zierliches Stäbchen mit künstlichem Schnitzwerke, und ein Siegelring.

Diejenigen Meder, die im Zustande entarteter Verweichlichung lebten, überboten noch ihre luxuriösen Vorbilder durch Perrücken von gefärbtem, salbenduftendem Haare, bemalte Gesichter, Armbänder und Halsschmuck.

Ein auffallender Sittenkontrast zeigt sich in der, bei asiatischen Völkern üblichen Weise der Todtenbestattung; denn während die Babylonier die Leichen mit Wachs überzogen, und in Särge, mit Honig angefüllt, legten, ließen die Einwohner der persischen Provinz Bactrien ihre sterbenden Eltern und Verwandten, der herrschenden Sitte gemäß, von Hunden zerreißen und fressen. Diese Hunde wurden dazu eigens abgerichtet und unterhalten, ihres Geschäftes wegen auch Todtengräber genannt.

Die Hirkanier hielten in derselben Absicht öffentliche Hunde auf Staatskosten, und jeder Vornehme hatte seinen eigenen Haushund, der des Herrn Todtengräber und Sarg zu werden bestimmt war. Die Derbitten tödteten Alle, die das siebzigste Jahr zurückgelegt hatten; die Männer wurden geschlachtet, und bei den Opfermahlen gespeis't, die Weiber erdrosselt und begraben. Bei den Sardern tödteten die Kinder ihre Eltern mit Keulen, weil sie das kraftlose Leben des Alters für unangenehm und unanständig hielten. Glimpflicher gingen die Kolchier, Phönicier, Armenier und Lydier mit ihren Todten um, indem sie die Leichname in Felle einnähten, und an Baumstämme aufhingen.

IV.

Die Phönicier.

Sidon und Tyrus. Adonisfest zu Byblus. Entdeckung der Purpurfarbe und des Glases. Der wunderbare Pokal.

Die Phönicier bewohnten ein schmales Küstenland am Mittelmeere, einen beiläufig **200** Quadratmeilen großen Raum, an manchen Stellen keine volle Meile breit. In diesem gebirgigen sandigen Lande, welches eigentlich nur ein Theil von Syrien war, und durch seine Küstenlage und durch seinen Reichthum an Wäldern schon von der Natur zum Fischfange und zum Seehandel angewiesen wurde, befanden sich viele blühende Städte, die nie einen eigentlichen Staat zusammen bildeten, wohl aber, in ihrer Glanzperiode, einen Städtebund, an dessen Spitze Tyrus, damals zugleich die Hauptstadt des Welthandels, stand. Die meisten dieser Städte hatten abwechselnd ihre eigenen Fürsten, oder vom Volke erwählte Suffeten.

Die älteste derselben war Sidon, jetzt Saide. Ihr Glanz wurde erst nach mehreren Jahrhunderten durch ihre stolze Tochter Tyrus, jetzt Sur, verdunkelt. Sidon war insbesondere durch ihre künstlichen Glasarbeiten, Tyrus wegen der Purpurfärbereien berühmt. Die Stadt Byblus, jetzt Dschebail, am Flusse Nahar Ibrahim, welcher ehemals Adonis hieß, hat sich im geneigten Andenken aller Liebenden erhalten, da die Liebesgöttin selbst, nach einer phönicischen Sage, den schönen Adonis, den Sohn eines Königs von Byblus, zu ihrem Lieblinge erkor, und als ein Eber ihn tödtete, über seinen Tod in Thränen zerfloß. Von seinem Blute sollen die weißen Rosen sich roth gefärbt haben, und selbst der Fluß Adonis ward, während der Jahresfeier der Adonien, blutroth. Byblus blieb fortan der Liebesgöttin und ihrem Auserwählten geheiligt. Das Wunder des in Adonisblut verwandelten Wassers ist noch heut zu Tage zu sehen, indem der Boden dieses Flusses aus rother Thonerde besteht, welche, zu gewissen Zeiten durch heftige Winde aufgeregt, dem Wasser seine Röthe mittheilt. Tripolis wurde von den Einwohnern der Städte Aradus, Sidon und Tyrus gemeinschaftlich erbaut und eben deßhalb Tri-Polis (dreifache Stadt) genannt.

Zwei ungeheure Gebirge, Libanus und Antilibanus, durchziehen, parallel laufend, das Land, und versehen es reichlich mit Bächen, die ihnen entquellen, und mit Cedern, Palmen und andern Bäumen, die treffliches Holz zum Schiffbaue liefern. Allenthalben findet man kontrastirende Naturscenen: Abgründe und schneebedeckte Ge-

birgshöhen, öde Sandgegenden und fruchtbare Thäler. Man hält dieses Ländchen, heut zu Tage ein Theil von Soristan, für die cultivirteste Provinz des türkischen Reiches. Von der Herrlichkeit der berühmten Städte des Alterthums finden wir nur hie und da wenige traurige Ueberreste; sie sind entweder in Trümmer, oder in elende Dörfer verwandelt.

Die Küste von Phönicien hat besondern Überfluß an gewissen Meerschnecken oder Muscheln, welche die Purpurfarbe liefern. Die Ehre der ersten Entdeckung wird einem Schäferhunde, die Erfindung der Kunst, Stoffe mit Purpur zu färben, einem gewissen Herkules zugeschrieben, welchen sein eigensinniges Mädchen dazu nöthigte. Das geschah auf folgende Weise:

Herkules hütete am Meerufer seine Schafherde. Ihm wußte die schöne Tyros bei seiner etwas einförmigen Beschäftigung die Zeit zu verkürzen.

Der Hund, auf sich selbst beschränkt, fing an, die lange Weile durch naturhistorische Untersuchungen zu bekämpfen. So zerbiß er unter andern auch eine Purpurschnecke. Der herausfließende Saft färbte ihm die Schnauze hochroth. Der Schäfer glaubte, der Hund sei verwundet, und wischte ihm das vermeinte Blut mit Wolle ab. Die Wolle glühte, wie tiefes Abendroth. Das Mädchen gerieth über die schöne Farbe in Entzücken, der Liebhaber in Verzweiflung, denn sie schwur, daß sie entweder ein solches Kleid haben, oder sterben müsse, und daß er ihr nicht anders, als mit einem solchen Kleide in der Hand, vor die Augen kommen dürfe. Man versichert, das Roth, welches

bei jenem Schwure auf ihren Wangen glühte, sei noch schöner gewesen, als der Purpur der Hundsschnautze. Die Schöne verschwand. Der desperate Liebhaber schlich — nicht ihr — sondern dem Hunde auf alle Tritte und Schritte nach. Endlich gelang's, den vierfüßigen Naturforscher auf frischer That zu ertappen. Nun hatte der Herr gewonnenes Spiel. Er färbte Wolle in Menge, brachte sie dem Mädchen, und erhielt einen Lohn, den er wahrscheinlich gegen kein Gold vertauscht hätte. Die Erfindung wurde bald so raffinirt, daß der tyrische Purpur dem Golde selbst den Rang streitig machte. Die Alten hatten aber drei Arten der Purpurfarbe, eine schwärzliche, eine violette und eine hochrothe. In Tyrus ward vorzüglich der hochrothe und der violette Purpur von besonderer Schönheit und Haltbarkeit der Farbe verfertigt.

Auch die Erfindung des Glases wird, obschon eigentlich ein Werk des Zufalls, den Phöniciern zugeschrieben. Das Ufer des Flusses Belus, in der Nähe der Stadt Sidon, war mit besonders feinem Kiessande bedeckt. Hier landeten eines Tages phönicische Kaufleute, und machten Feuer, um ihre Kochkessel darüber zu stellen. Da es in der Gegend an Steinen fehlte, nahmen sie von ihrer Schiffsladung einige Salpeterklumpen, legten sie um das Feuer herum, und setzten das Geschirr darauf. Der Salpeter entzündete sich, zerschmolz, vermischte sich mit der Asche und dem Sande, und bildete in dieser Vereinigung, da die Masse kalt und hart geworden, einen bis dahin unbekannten Stoff, das Glas. Man fing bald darauf an, die Entdeckung zu raffiniren, indem man der Masse verschiedene

Zusätze von Magnetstein, gebrannten, sehr glänzenden Steinchen und Schneckengehäusen gab.

Die Indier sollen auch aus geschmolzenem Krystalle, gemischt mit Kupfer und Salpeter, Glas gemacht haben. Noch mehr thaten die Egypter für die Vervollkommnung der Kunst des Glasmachens, da sie es nicht nur durch Blasen, sondern auch auf dem Drehstuhle gestalteten und schnitten.

Die Römer haben das Glas nicht blos als fremdes Produkt gekannt, sondern — wenigstens von der Zeit des Kaisers Tiberius an — auch selbst erzeugt. In der Gegend von Cumä, einer uralten Stadt in Campanien, befand sich viel weißer, weicher Sand, welcher, durch Stampfen und Mühlen zerrieben, mit drei Theilen Salpeter vermischt, dann geschmolzen, eine eigene weiße Glasmasse bildete. Eine besondere, dicke und starke Glasart erfand der Aethiopier Obsidius, welche auch nach ihm genannt wurde. Es gab schwarzes und rothes obsidianisches Glas. Aus dem erstern machte man Wandspiegel und große Bildnisse. So war in Rom Kaiser August in diesem Stoffe abgebildet, und er selbst ließ vier gläserne Elephanten im Tempel der Concordia aufstellen. Aus dem rothen, undurchsichtigen Glase machte man Eßgeschirre. Man hatte auch Gläser von andern Farben.

Marcus Scaurus, welcher in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts nach Rom's Gründung lebte, ließ ein Theater erbauen, in dem ein Theil der Scene von Marmor, ein anderer von Glas war. Es kam dahin

daß man das Glas, welches uns als eine so nichtige Sache erscheint, im Range dem Golde gleich setzte.

Unter der Regierung des Kaisers Nero wurden zwei gläserne Becher von mäßiger Größe für zweihundert Thaler verkauft.

Ein römischer Baukünstler soll eine Glasmasse erfunden haben, welche sich biegen und dehnen ließ, dennoch aber zugleich so fest und hart war, daß man sie, ohne Gefahr des Zerbrechens, hämmern konnte. Aus diesem Stoffe machte der Erfinder einen Prachtbecher, und überreichte ihn dem Kaiser Tiber. Indem dieser das gläserne Kunstwerk, welches vor ihm auf einem Tische stand, bewunderte und lobte, ergriff des Künstlers Hand den Pokal plötzlich, und schleuderte ihn zur Erde. Wie erschracken und zürnten die Umstehenden dem Künstler, den nur Wahnsinn oder Bosheit im höchsten Grade dahin bringen konnte, sein eigenes Meisterstück so thöricht zu zertrümmern!

Aber welches Erstaunen bemächtigte sich Aller, als sie den Pokal unzertrümmert am Boden erblickten, der Künstler ihn aufhob, und das Glas, ohne die geringste Verletzung, nur etwas verbogen war.

Und auch dieses Erstaunen sollte noch höher steigen, da der Künstler jetzt einen Hammer ergriff, und die verbogenen Stellen des Bechers wieder gleich schlug. Auf Tiber machte dies den sonderbarsten Eindruck. Er befürchtete, eine solche Vervollkommnung des Glases möchte den Werth des Goldes und Silbers vernichten. Der unglückliche Künst-

ler — statt Ruhm und Belohnung zu gewinnen, — verlor sogar sein Leben.

Weder die Kunst, noch der Künstler sollten der Nachwelt bekannt werden. Darum ließ Tiber die Werkstätte zerstören, und verbot, den Namen des Künstlers in den Annalen zu nennen.

Handel und Kolonialsystem der Phönicier. Wissenschaftliche Bildung. Zaubersteine. Götterdienst. Moralischer Character und politische Wirksamkeit der Phönicier.

Die thätigen und kühnen Phönicier, manchmal Kaufleute und Korsaren zugleich, werden für die Erfinder der Schifffahrt gehalten. Ihr Handel umfing beinahe die ganze damals bekannte Welt; er wendete sich zuerst nach der, der Küste von Phönicien gegenüber liegenden Insel Cyprus, von da weiter nach der Küste von Klein-Asien, nach dem europäischen Griechenlande, nach der Nordküste von Afrika bis nach der Meerenge von Gibraltar, und von hier wieder bis an das nördliche Ufer Germaniens. So führten die Phönicier jedem Volke, was es bedurfte oder wünschte, aus allen Gegenden zu, verbreiteten sich auf solche Weise über die Inseln des Mittelmeeres, entdeckten Spanien, und umschifften Afrika. War der Seehandel wichtig, so blieb ihr Karawanenhandel zu Lande hinter jenem kaum zurück, und

erstreckte sich nach Asien und Europa. Feste Maxime war es ihnen, sich in fremden Gebieten anzubauen, Kolonien zu gründen, und ein ganzes Kolonial-System zu organisiren. So legten sie in Afrika die nachher so mächtig gewordene Kolonie Karthago an, in Spanien Gadir, das heutige Cadix.

Daß die Phönicier alle Hülfsmittel der Nautik wohl kannten, daß sie ihren Lauf zur See nach gewissen Leitsternen richteten, daß sie gegründete Kenntnisse von der Flut und Ebbe des Meeres, von den herrschenden Winden und Vorzeichen der Stürme hatten, daß die Bauart ihrer Schiffe, welche ihrer Menge wegen, durch besondere Namen unterschieden wurden, vortrefflich war, und daß die Phönicier nicht blos an den Küsten dahinglitten, sondern auch die hohe See befuhren, dies bekräftigen nicht nur so manche Stellen alter Schriftsteller, sondern auch die gesunde Vernunft würde hinreichen, es ohne fernere Beweise zu erkennen, sobald wir nur bedenken; wie viele und wie lange Seefahrten sie unternommen haben. Eben so gewiß ist es, daß die Phönicier als Herren des Welthandels, bei der großen Ansicht, die sie davon haben mußten, auch in wissenschaftlicher Bildung hoch standen. Ein so kleines Volk mußte nothwendig groß an Geist sein, um nicht nur sich zu behaupten, sondern um gleichsam die Erde zu umfassen. Die beinahe Heimatlosen waren in allen Ländern zu Hause, fast möchte ich sagen, die alten Ueberall und Nirgends.

Sie, einst die Erfinder der Buchstabenschrift, wandten diese nun an, um die Schätze ihrer Philosophie, Physik und

Mathematik, die Hauptmomente ihrer Staatsgeschichte, und die großen Resultate ihrer Reisen, wie ihrer Länder- und Völkerkunde aufzuzeichnen. Leider sind die Werke Sanchuniatons, des uns bekannt gewordenen Hauptschriftstellers der Phönicier, ein Raub der Alles verschlingenden Zeit geworden. Nur einige Fragmente seiner politischen und religiösen Geschichte der Egypter und Phönicier haben sich in griechischer Uebersetzung erhalten. Von der phönicischen Poesie wissen wir so wenig, als man nur von einer Sache wissen kann — nämlich nichts!

Etwas mehr läßt sich von dem Götterdienste erzählen. Nur sehr wenige Götter waren in menschlicher Gestalt abgebildet; gewöhnlich hatten die Phönicier gewisse Zaubersteine, welche sie als Repräsentanten derselben verehrten, wie ungefähr noch heut zu Tage die Diamanten und andere Edelsteine von mancher schönen Frau als wahre Zaubersteine verehrt werden, und als ihr Schmuck auch auf andere bezaubernd wirken. Die wenigen Götter, welche in menschlicher Gestalt abgebildet waren, hielten, als echte Schutzgötter einer Handelsnation, Geldbeutel in den Händen.

Baal scheint ihr Chronos oder Saturn gewesen zu sein, Beelsamen, der Herr des Himmels, die Sonne, Astarte, oder Astaroth, Luna und Liebesgöttin zugleich. Sollte dieser bildliche Verein den Liebenden die Keuschheit empfehlen, oder wollte man damit den Launen-Wechsel und die Wandelbarkeit der Liebe, gleich den Mondesvierteln andeuten?

Den guten Gott verehrten die Phönicier unter

dem Bilde eines Thieres, womit wir das Böse und Falsche bezeichnen, — unter dem Bilde einer Schlange. Vielleicht bewog sie dazu der Gedanke, daß nur das Gute bestehen könne, die Schlange aber, in einen Kreis zusammen gebogen, gilt als Bild der Ewigkeit.

In der älteren Zeit war die Religion der Phönicier sehr grausam; sie gebot Menschenopfer und ließ unschuldige Kinder auf Baal's Altare lebendig verbrennen. Diese Barbarei hörte auf, als zunehmender Reichthum und Luxus die Sitten erweichte und endlich verweichlichte. Da verschwand zwar die Grausamkeit, aber an ihre Stelle trat die Unsittlichkeit, und der Götterdienst wurde nun eben so ausschweifend, als er vormals unmenschlich war.

Die meiste Ungebundenheit erlaubte sich das schöne Geschlecht, wenn das jährliche Fest der Astarte (Venus) und des Thamuz (Adonis) gefeiert wurde. Desto sittsamer bezeigten sich die Männer. Die Verehrung ihres Schutzgottes Mel-Karth (Herkules) war das Gegenstück zu den üppigen Adonien. Mel-Karth, eine männliche Vesta, hatte nur unverehlichte Priester, die auf dem Altare des keuschen Gottes, dessen unsichtbare Gegenwart das Heiligthum seines Tempels erfüllte, ein ewiges Feuer unterhielten.

Der moralische Character und die politische Wirksamkeit der Phönicier werden von den meisten Schriftstellern gerühmt. Sie bemächtigten sich vieler Länder, aber nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch die Reize des Handels; sie wollten nicht Völker besiegen, sondern

dieselben sich befreunden und in ihr Interesse ziehen; sie durchsegelten die Meere nicht mit Kriegsflotten, sondern mit Frachtschiffen; sie durchzogen den Kontinent nicht mit Heeren, sondern mit Karawanen; sie wollten nicht Städte erobern, sondern erbauen, nicht ganze Gebiete verheeren, sondern sie durch ihre Ansiedlungen blühend machen. Übrigens waren sie wohl eben so wenig fehlerfrei als irgend ein Volk, und hatten ihre Untugenden, wie jede Nation und jeder Mensch die seinigen hat. Verleitete die Gewinnsucht sie hie und da zu List und Betrug, so war dies ein Fehler, von dem der Kaufmannsgeist nicht immer ganz frei sein soll. Lebten sie mitunter, wenn sie im Großen gute Geschäfte gemacht hatten, etwas üppig und schwelgerisch, so war dies die nothwendige Folge des Reichthums und seines Schooßkindes — des Luxus. Auf jeden Fall muß man ihnen die Ehre lassen, daß sie entfernte Völker mit einander in Verbindung brachten, und ihnen nicht nur Waren, sondern auch Kenntnisse und Geistesbildung zuführten.

Staatsgeschichte der Phönicier.

Jede phönicische Stadt bildete einen eigenen Staat im Kleinen, selbstständig und unabhängig von den übrigen Städten des Bundes. Nur einmal des Jahres wurde eine Versammlung von Abgeordneten des ganzen Städtevereins zu

Tripolis gehalten, um die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu berathen. Außer dem gleichen Handels-Interesse nahm keine Stadt Rücksicht auf die andere. Ein auffallendes Beispiel dieser Isolirung zeigte sich, als Salmanassar, König von Assyrien, der erste Feind der Phönicier, mit einem Heere anrückte. Sidon und alle übrigen Städte ergaben sich ohne Schwertstreich; Tyrus allein widersetzte sich der assyrischen Übermacht, trieb sie durch einen glänzenden Sieg aus dem Lande, und blühte nun Ein Jahrhundert hindurch, sich zum Gipfel der Macht und des Reichthums schwingend, bis endlich der zweite große Eroberer, Nebukadnezar, König von Babylon, erschien. Auch jetzt wagte abermal Tyrus allein der ungeheuren Streitkraft der Feinde und einer dreizehnjährigen Belagerung zu trotzen. Als endlich alle Hoffnung schwand, schifften die Tyrier mit ihren Weibern und Kindern, Sklaven und Schätzen, nach einer gegenüberliegenden Insel, und gaben die leere Stadt dem Feinde preis. Während aber dieser hier in seinem Grimme die Mauern zertrümmerte, erhob sich, seiner Zerstörungswuth spottend, auf jener Insel eine neue Stadt, ein zweites Tyrus.

Indeß blieb Phönicien, so lange das babylonische Reich das herrschende in Asien war, unter einem gewissen Drucke, bis endlich Cyrus die Riesin stürzte, die Tyrier aber sehr schonend behandelte. So behielt nun Tyrus, als Bundesgenossin der großen persischen Monarchie, seine eigenen Fürsten und Gesetze. Desto übler ging es den Sidoniern, die von den persischen Satrapen Mißhandlung und Schmach erleiden mußten, und sich endlich gegen das fremde Joch empörten.

Sie zeigten sich nun gegen die Perser eben so muthig und tapfer, als früher die Tyrier gegen Babylon. Hier kommen wir nun zu einer Begebenheit, deren Inhalt sich als Stoff einer historischen Tragödie vortragen läßt. Wir wollen dem Stücke den Titel geben: „Tennes, König von Sidon."

Schon sind die Perser von den Sidoniern zweimal auf das Haupt geschlagen. Ochus, der König, führt nun selbst ein mächtiges Heer nach Phönicien. In der Nähe von Sidon schlägt er sein Lager auf. Die Sidonier, um zu zeigen, daß sie zum Äußersten entschlossen seien, verbrennen ihre eigene Flotte. Jede Möglichkeit einer Flucht ist genommen; es gilt den Kampf um Leben und Tod, um politisches Sein oder Nichtsein. Alle glühen vor Heldenmuth; nur Einen macht die Feigheit zum Verräther — an seinem Volke, an seinem eigenen Throne, an sich selbst. Tennes, der König von Sidon, wagt es nicht, sein Reich und dessen Selbstständigkeit muthig zu erkämpfen, sondern er macht dem Perserkönige den Antrag, ihm Sidon zu überliefern. Ochus ergreift das schmähliche Anerbieten mit rachsüchtiger Begierde und verheißt glänzende Belohnung. Tennes veranstaltet, dem Scheine nach, eine allgemeine Versammlung der Phönicier in der Nähe von Sidon. Er wählt hundert der vornehmsten Sidonier, mit ihm dabei gegenwärtig zu sein. Kaum aber haben sie die Stadt im Rücken, da läßt er die Getäuschten von Soldaten umringen, und liefert sie dem Perserkönig aus. Dieser, dem die Freude der Mordlust das düstere Angesicht erhellt, wie der Blitz die Nacht, umarmt

denjenigen, der ihm die hundert Schlachtopfer zuführt. Ein Wink — hundert Speere fliegen, und Tennes erblickt hundert durchbohrte Leichen der Seinigen. Ihr Blut strömt vor seinen Füßen dahin.

Entsetzen bemächtigt sich der Stadt. Fünfhundert der vornehmsten Sidonier erscheinen, mit Oelzweigen in den Händen, den Perser um Gnade flehend. Auch die Fünfhundert fallen. Über ihre Leichen und die blutgetränkten Oelzweige zieht Ochus in die Stadt ein. Ihm zur Seite wandelt Tennes.

Düstere Vorgefühle dämmern auf seinem Gesichte. An der Spitze des Perserheeres ziehen sie durch die Straßen. Aber die Straßen sind öde und leer; geschlossen die Häuser. Todesstille herrscht. Nirgend ein menschliches Wesen zu sehen. Unheimliches Grauen regt sich selbst in der Brust der Muthigsten. Siehe da! Hochauf lodern plötzlich alle Häuser der Stadt. Das Prasseln der Flammen, das Krachen stürzender Trümmer vereinigt sich mit dem Wehgeschreie von vierzigtausend Menschenstimmen. Verzweiflung trieb die Bürger, sich mit ihren Weibern, Kindern und Sklaven zu verbrennen. Die Stadt ward ein weites Leichenfeuer.

„Was nützt mir die Brandstätte?" ruft Ochus in seinem Grimme: „Der König gehört zu seinem Volke!" — Mit diesen Worten läßt er den Tennes enthaupten. So endete der König, aber nicht sein Reich. Der frische, muthige Geist der Phönicier und die ihnen angeborne Thätigkeit stellten bald ein neues Sidon her, welches sich aus den Trümmern der alten Stadt erhob; dennoch schmachteten die

Sidonier noch längere Zeit unter dem verhaßten Joche der Perser.

Endlich erschien Alexander der Große, im Siegeslaufe seiner Eroberungen. Er wurde als Retter und Befreier mit Jubel empfangen. Straton, der von den Persern aufgedrungene König, verlor den Thron, und Sidon erbat sich von Alexander einen Fürsten.

Nun folgt eine idyllische Scene. Alexander überließ seinem Lieblinge Hephästion die Wahl eines neuen Königs. Dieser wohnte bei zwei jungen Sidoniern, die er besonders lieb gewann. Er trug ihnen die Krone an. Die edlen Jünglinge erwiederten: „Nach unserer Staatsverfassung geziemt die Krone nur Einem, der von königlichem Geblüte stammt.“ Mit diesen Worten weigerten sie sich, als Geschenk anzunehmen, was schon so Viele mit Schwert und Feuer suchten. Hephästion, durchdrungen von Bewunderung einer so erhabenen Gesinnung, sagte: „An eurem Beispiele erkenne ich, wie viel größer es ist, eine Krone auszuschlagen, als die dargebotene anzunehmen. Sie, die ihr ablehnet, schmücke das Haupt desjenigen, den ihr für den Würdigsten erkennet.“ —

Die Jünglinge, meldeten nun, daß nur ein Mann noch lebe, der mit dem alten Königshause, obschon etwas fern verwandt, reich an Tugend, aber so arm an Habe sei, daß er, um den nothdürftigen Unterhalt zu gewinnen, den Garten eines Reichen für kargen Taglohn pflege. Hephästion erwiederte: „Von euren Händen empfange er die Krone!“ —

Und er ließ sich nun von den beiden Sidoniern zu dem Erwählten geleiten. Abdolonimus, größer als sein Schicksal, Herr seiner selbst, also ein geborner wahrhafter König, lebte, abgeschieden von der Welt, im Schooße der Natur, so ruhig und zufrieden, daß er sogar von den Schlachten, Siegen und Niederlagen, die Asien durchraseten, nichts vernommen hatte. Aber er pflegte, als König des Gartens, das stille Reich, in dem die Bäume und Blumen seine Unterthanen waren, mit eben so treuer Sorgfalt, mit welcher er nachher das Volk von Sidon beglückte, und gab in seiner traurigen Lage, vom Schicksale ungebeugt, schon im Voraus den schönsten Beweis, daß Derjenige, der sich selbst zu beherrschen weiß, dazu geschaffen ist, Andere zu ihrem Wohle zu beherrschen.

Als Hephästion und die beiden Sidonier mit den königlichen Insignien in den Garten traten, beschäftigte sich Abdolonimus eben mit der beschwerlichen, aber sehr heilsamen Arbeit, das Unkraut auszujäten; ein, in der moralischen und physischen Welt gleich wichtiges, in jenem Augenblicke aber gleichsam symbolisch-bedeutsames Geschäft!

Die Kommenden begrüßten den Gärtner als König, und schloßen ihre Rede mit den Worten: „Und so möge deine edle Seele und dein genügsames Herz die Zierde deines Thrones und für Sidon die Quelle des Glückes sein! Jene Zufriedenheit, deren du dich im Stande der Niedrigkeit erfreutest, verbreite sich, von dir ausstrahlend, über dein beglücktes Volk! Du hast die Armuth kennen gelernt

in des Elends Tiefe; du wirst ihrer gedenken auf dem Gipfel deiner Herrlichkeit.“ —

Abdolonimus hielt das Ganze zuerst für frechen Spott und rief den Sprechern zu: „Ehret die glückliche Armuth mit gebührender Achtung! Sie kann entbehren, was ihr bietet; sie kann noch mehr, sie kann den übermüthigen Glücksgünstlingen verzeihen.“ —

Erst nachdem die huldigende Begrüßung mit einem feierlichen Eide wiederholt ward, gefiel es dem einfachen edlen Manne, die dargebotene Königswürde anzunehmen. Man entkleidete ihn seiner alten Lumpen, man schmückte seinen Leib mit einem goldgestickten Purpurgewande, sein Haupt mit dem Diadem. Er nahm herzlichen Abschied von seinen Bäumen und Blumen, schwur, des freundlichen Umgangs mit ihnen nie zu vergessen, pflückte sich einen Strauß von seinen Lieblingen, und zog, denselben wie ein warnendes Sinnbild in der Hand haltend, einem Nachtwandler ähnlich, in den königlichen Palast ein.

Als der neue König nun vor dem großen Alexander erschien, verweilte dieser auf dem Ausdrucke von Seelengröße und Würde, die aus des Mannes ganzem Wesen hervorgingen, mit stiller Bewunderung, und brach endlich in die Frage aus: „So wie dein Antlitz deine Abkunft und die angeborne Hoheit verkündet, — sprich! wie war dir's möglich, so lange die Last der Armuth zu ertragen?“ — Abdolonimus erwiederte: „Geben die Götter, daß ich die Last der Krone nun eben so gut ertrage! Diese Hände reichten zu, meine Bedürfnisse und Wünsche zu befriedigen. So

lange ich nichts hatte, fehlte mir nichts. Möge mir nun nicht um so mehr fehlen, je mehr ich habe!" —

Diese Worte vermehrten Alexander's Hochachtung. Der Große ward entzückt vom Großen, überhäufte den echten Sprößling der rechtmäßigen Dynastie mit Geschenken von der den Persern abgenommenen Beute, und unterwarf den ganzen um die Stadt liegenden Bezirk seiner Bothmäßigkeit.

Merkwürdige Belagerung von Tyrus.

Der wackere Abdolonimus saß auf seinem Throne wie auf einem Großvaterstuhle, welchen sein Volk gleich einer Schaar von Kindern und Enkeln umgab. Er selbst leuchtete den Sidoniern als schönes Vorbild der Tugenden, die er in ihnen erwecken wollte. Auf solche Weise machte er sie des wahren Glückes fähig. Wollten sie gut sein und Gutes genießen, so hatten sie weiter nichts zu thun, als ihren guten König nachzuahmen.

So entstand in Sidon eine Art von goldenem Zeitalter, und die Sidonier blieben dem Alexander für den ihnen gegebenen König so dankbar, daß sie ihm sogar gegen ihre Landsleute, die Tyrier, thätigen Beistand leisteten. Als dieser nämlich die Angelegenheiten in Sidon zu seiner eigenen und der Sidonier Zufriedenheit geordnet hatte, nahm er den Weg nach Tyrus. Als die Tyrier die Ehre des ihnen

zugedachten Besuches witterten, schickten sie dem macedonischen Könige eine Gesandtschaft aus den Edelsten der Stadt entgegen, überhäuften ihn mit Geschenken und Schmeicheleien, und überreichten ihm sogar eine Krone als Zeichen ihrer Huldigung. Alexander erwiederte Gleiches mit Gleichem, benahm sich äußerst liebenswürdig, und sprach kein Wörtchen davon, daß er gegen Tyrus etwas Ernsthaftes im Sinne habe, sondern äußerte nur, daß er die herrliche Inselstadt besuchen werde, um dem phönicischen Hercules daselbst zu opfern.

Der angekündigte Besuch wollte den Tyriern ganz und gar nicht gefallen, denn sie befürchteten, der vornehme Gast dürfte, zur größeren Feierlichkeit beim Opfer, etwa sein ganzes Heer mitbringen. Sie erboten sich daher, den König in eine andere Gegend zu führen, wo er gleichfalls opfern könne. Dieses Körbchen, so fein es auch geflochten war, verdroß den großen Macedonier so gewaltig, daß er die tyrische Gesandtschaft fortjagte, mit der Drohung, er werde in ihre Stadt, es sei nun mit opfernden oder mit stürmenden Händen, auf jeden Fall nächstens einziehen.

Alexander war der Mann, der seine Drohungen nicht unerfüllt ließ. Er traf auch sogleich Anstalten zur Belagerung, einer der merkwürdigsten in der älteren Kriegsgeschichte, indem der Belagerer und die Belagerten mit dem höchsten Aufwande von Erfindungskraft wetteiferten, Maschinen, Mittel und Kriegslisten zu ersinnen, um das Äußerste in der Vertheidigung wie im Angriffe zu leisten.

Neu=Tyrus lag auf einer Insel, den Ruinen der alten Stadt schräg gegenüber. Alexander dachte deshalb vor Allem darauf, die Meerenge, welche Neu=Tyrus vom Continente schied, mit demselben durch einen Damm zu verbinden. Die Tyrier, denen dieses Unternehmen unausführbar schien, fragten den Alexander spöttisch: „Ob er mächtiger als Neptun zu sein glaube?" — Als aber, die beste Antwort auf die voreilige Frage, das Dammwerk immer weiter in das Meer hineinrückte, erkannten sie bald nur zu deutlich die Möglichkeit der Ausführung, faßten jedoch den festen Entschluß, der Gefahr standhaft zu begegnen und sich bis auf das äußerste zu vertheidigen. Weiber, Kinder und Greise wurden nach Karthago geschickt, nur die Streitbaren blieben zurück, und fingen sogleich an, die am Damme arbeitenden Feinde durch Schiffe zu beunruhigen, aus welchen Pfeile, Spieße und Steine abgeschossen wurden.

Alexander ließ über die Arbeiter Häute und Decken ausspannen, und an der Spitze des Dammes zwei Thürme aufführen. Die Tyrier ließen ein Brandschiff gegen den Damm anlaufen. Die Thürme sammt den Belagerungsmaschinen wurden ein Raub der Feuer=Explosion. Alexanders Thätigkeit schuf einen neuen Damm; die Ruinen von Alt=Tyrus mußten sich's gefallen lassen, gegen ihre Tochter eine undankbare Rolle zu übernehmen. Zugleich rüstete Alexander im Hafen von Sidon eine Flotte, um Tyrus auch von der Seeseite anzugreifen. Die Tyrier besetzten die Eingänge ihrer Häfen mit dicht an einander gestellten Schiffen. Alexander blockirte die Häfen und die Stadtmauern zugleich

durch Schiffe mit Belagerungsmaschinen. Die Tyrier besetzten ihre Mauern mit sogenannten eisernen Raben und Händen, welche an Seilen auf die feindlichen Schiffe herabgeschleudert wurden, diese erfaßten, emporhoben, und niederstürzten, daß sie zerschellten und die herauspurzelnde Mannschaft zu Grunde ging. Um die Stadtmauern gegen die Massen der macedonischen Wurfmaschinen zu schützen, stellten die Tyrier vor dieselben marmorne Räder, deren rastloser Umschwung das anprallende Geschoß zurückwarf oder zerschmetterte. Nebstbei wurden Häute und Säcke, mit Moos und anderem weichen Inhalte voll gestopft, auf die Mauern gelegt, um die Gewalt der von den Feinden hinaufgeschleuderten Steinmassen zu schwächen. Große Sicheln, an lange Stangen befestigt, dienten dazu, die Seile der Belagerungsmaschinen abzuschneiden. Auf die näher kämpfenden Feinde warfen die Tyrier Netze herab, um sie von den Brücken oder Thürmen, wo sie standen, niederzureißen. Auch wurde auf die Stürmenden glühender Sand gegossen, welcher, wenn er durch die Panzerfugen auf den Leib kam, das Fleisch bis an die Knochen verbrannte und die Gemarterten unter fürchterlichen Schmerzen tödtete.

Zu allem Überflusse führten die Tyrier hinter der alten Mauer noch eine neue auf. Der Raum zwischen beiden wurde mit Schutt und Steinen angefüllt. Wir finden bei dieser Gelegenheit sogar tyrische Taucher, welche, unter dem Wasser schwimmend, die Ankerseile der macedonischen Schiffe abschnitten.

Da aber alle diese Mittel und Versuche die erwünschte

Wirkung nicht thaten, unternahmen die Tyrier einen Ausfall auf die Flotte — und wurden geschlagen. Alexander, rasch in Allem, benützte den Sieg sogleich zu einem allgemeinen Sturme auf Tyrus. Die Tyrier kämpften, als die Feinde schon die Mauern erstiegen und in die Stadt drangen, noch immer mit dem Muthe der Verzweiflung. Jeder Schritt ward mit Blut bezeichnet. Sie wehrten sich gegen die Eindringenden mit Pfeilen, Wurfspießen, Beilen und Schwertern; sie schleuderten von den Dächern herab, was ihnen zunächst lag; viele tödteten sich selbst. Dieser Widerstand entflammte des macedonischen Königs Zorn; er gestattete den Seinigen jede Grausamkeit gegen die unglücklichen Schlachtopfer; er ließ sogar die Häuser anzünden.

So ward die schöne reiche Stadt Tyrus nach einer siebenmonatlichen Belagerung erobert und größtentheils zerstört. Alexander ließ sie zwar in der Folge selbst wieder herstellen; ihren alten Glanz und Wohlstand erreichte sie jedoch nie wieder.

V.

Syrien.

Das Reich von Palmyrene. Damascus.

Wir haben nun eine weite Reise zu machen. Ich muß dem Leser noch einige asiatische Länder bekannt machen, die ihm als der Schauplatz künftiger Begebenheiten nicht fremd bleiben dürfen. Wir wollen denn gleich nach dem nächstliegenden Syrien wandern und dessen Merkwürdigkeiten besehen.

Wir sehen dieses Reich im Osten vom Euphrat, im Norden vom Gebirge Taurus, im Westen vom Mittelmeere begrenzt, im Süden von Phönicien, Palästina und dem wüsten Arabien umgeben.

Wir finden hier viel fruchtbaren Boden und eine gesunde reine Luft. Unter den Flüssen spielt der Orontes die Hauptrolle. An schönen Städten ist kein Mangel. Wir werden in einigen derselben verweilen, besonders in Damask, Hamath oder Epiphania, Tadmor oder Palmyra, Baalbek oder Heliopolis und Antiochia.

Auf jener großen, von Gebirgen umringten Ebene prangt Damascus. Die ganze Gegend umher ist frucht-

bar und anmuthig. Der Fluß Chrysorrhoas durchströmt die Stadt, theilt sich in mehrere Arme, und bildet in ihrer Vereinigung östlich von Damascus einen See. Die schöne Lage der Stadt und ihre prächtigen Gebäude verschafften ihr im Alterthume die Auszeichnung, das Auge des Orients genannt zu werden. Syrien bestand aus sehr vielen kleinen Staaten. So hatte auch Damascus seine eigenen Könige, und blühte schon zu Abraham's Zeit. Mit den angrenzenden Israeliten ward Damascus in viele Zwiste und Kämpfe verflochten, endlich von David erobert, unter Salomo aber wieder frei und selbstständig.

Damascus ist noch heut zu Tage eine wichtige Handelsstadt des türkischen Reiches, den Männern interessant durch die berühmten flammig gearbeiteten, mit goldenen oder silbernen Figuren eingelegten Damascener-Klingen, die so hart sind, daß man mit ihnen eiserne Nägel durchhauen kann; dem schönen Geschlechte aber durch den Seidenzeug Damast, durch die besonders wohlriechenden Damascener- oder Muskat-Rosen, deren Stamm bis zehn Fuß hoch wird, durch die großen Damascener-Pflaumen und die Damascener-Trauben, welche die besten und zugleich größten Rosinen geben.

Am Flusse Orontes sehen wir die Stadt Hamath, nachher Epiphania, der Sitz eines kleinen syrischen Königreiches, wichtig insbesondere durch den Handel, welchen die Araber der Wüste hier treiben, und durch die herrlichen Wasserleitungen. Der Ort besteht noch jetzt unter seinem alten Namen Hamath.

Wichtiger erscheint in der Landschaft Palmyrene die Stadt Tadmor oder Thamor, (Palmenstadt), so genannt von den vielen Palmen, welche ringsumher wachsen, daher auch der lateinische Name Palmyra. Auch sie ist die Hauptstadt eines eigenen syrischen Königreiches. Man hat sie mit einer Insel verglichen, weil sie mit ihrer nächsten blühenden Umgebung auf einer weiten Sandebene wie auf einem weißen Sandmeere liegt, in der Ferne von rauhen Gebirgen umgrenzt. König Salomo soll sie erbaut haben. Sie ist eine wichtige Stappelstadt für den Handelsverkehr zwischen dem östlichen und westlichen Asien.

Die Herrlichkeit ihrer Paläste bewundern wir noch in ihren Ruinen von weißem Marmor. In einem Umfange von mehreren Meilen erblicken wir hier ein weites Schlachtfeld der zerstörenden Siegerin Zeit, bedeckt mit ungeheuren Mauerstücken zerfallener Hallen, Pforten, Säulen, Obelisken, Schwibbögen und Thürme, die theils wie Leichen zerstreut umher liegen, theils wie Schatten der Vorwelt, über ihre Gräber gebeugt, dastehen. In einiger Entfernung von der Stadt sehen wir ein Salzthal und mehrere warme Heilquellen. Seinen höchsten Glanzpunkt erreichte das Reich von Palmyrene und dessen Hauptstadt Palmyra im dritten Jahrhunderte nach Christi Geburt unter Odenath und seiner Gemahlin, der großen Zenobia.

Die interessante Geschichte derselben hat einem unserer vorzüglichsten dramatischen Dichter, dem wackern Heinrich von Collin, Stoff zu einer herrlichen Tragödie gegeben.

Odenath und Zenobia.

Odenath, Fürst eines arabischen Gebirgsvolkes, verband sich mit den Römern in dem Kriege, welchen sie unter der Regierung der Kaisers Gallienus in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt — wider die Perser führten, trug durch seine Tapferkeit und Kriegserfahrenheit viel zu dem Glücke der römischen Waffen bei, ward zur Belohnung dafür vom Gallienus mit der Würde eines Oberfeldherrn im Oriente bekleidet, und nahm den Titel eines Königs von Palmyra an. Er setzte nun den Krieg mit den Persern allein fort, und machte sich zum Herrn aller Länder vom mittelländischen Meere bis zum Euphrat und Tigris. Gallienus ernannte den mächtigen Sieger sogar zum Mitregenten im Oriente.

Thätige und unzertrennliche Theilnehmerin an Odenath's Siegen und Großthaten war seine Gemahlin Zenobia, schön wie Kleopatra, heldenmüthig wie Semiramis, an sittlicher Würde aber höher als Beide. Sie war von hoher, kräftiger Gestalt, eine echte Heroine, doch nicht ohne den holden Reiz weiblicher Anmuth. Ihre Gesichtszüge verkündeten die lebhafte Regsamkeit des hohen Geistes, dessen eigenthümliche Kraft die edle Heldin durch Kenntnisse auszubilden bemüht war. Sie kannte nebst der syrischen Sprache auch die egyptische, griechische und römische; Plato und Homer waren ihre Lieblinge, und zu besserem Ueberblicke

machte sie sich selbst einen Auszug aus der Geschichte des Orients. Longinus, ein berühmter Redner und platonischer Philosoph, von dem wir noch eine treffliche Abhandlung über das Erhabene besitzen, war ihr Lehrer.

Mit ihrer geistigen Ausbildung hielt die Abhärtung des Körpers gleichen Schritt. Sie gewöhnte sich an die Ertragung aller Beschwerden, erschien in kriegerischer Rüstung zu Pferde, oder ging, wie Julius Cäsar, an der Spitze ihrer Krieger einher. Selbst Heldin, theilte sie um so mehr die Lieblingsneigung ihres heldenmüthigen Gemahls, die Jagdlust, zur Zeit der Waffenruhe. Sie durchzog dann mit ihm Wälder und Wildnisse, um in Ermanglung anderer Feinde, mit reißenden Thieren, Löwen und Panthern, zu kämpfen. Auf einer solchen Jagd traf sich's, daß Odenath, er, der Unbesiegte von Menschen und Thieren, zwar nicht den Tod, aber die Ursache seines nahen Todes finden mußte, durch seinen Neffen Mäon.

Der heftige, hochmüthige Jüngling schleuderte auf einer Jagd, taub gegen die Warnungen der Gefährten, seinen Wurfspieß zweimal früher als sein Oheim Odenath. Da die schuldige Achtung, nach der Sitte des Orients dadurch auf eine zu beleidigende Weise verletzt ward, ließ Odenath ihm das Pferd nehmen, und bestrafte ihn mit einem kurzen Gefängnisse. Obschon die Strafe verhältnißmäßig gelind war, entbrannte Mäon doch in bittern Groll, und ermordete den Oheim, mit Hülfe einiger Verschwornen, bei einem großen Gastmahle. Selbst Odenath's Sohn, Herodes, ein Jüngling von sanfter Gemüthsart, mußte als unschuldiges

Opfer der Rachsucht fallen. Aber auch den Mäon traf schnell das Schwert der Wiedervergeltung; denn Zenobia hielt es für Pflicht, den Mörder den Schatten der Gemordeten zu opfern.

Odenath's Würde und sein Reich fiel nach seinem Tode eigentlich dem römischen Kaiser anheim, der ihm Beides verliehen hatte; Zenobia aber, vom Herrschergeiste beseelt, betrachtete Beides als Erbtheil ihres Gemahls, und beschloß, Besitzthum und Macht zu behaupten. Vergebens sandte Rom seine Legionen gegen die Heldin; sie wurden geschlagen und mit Schmach bedeckt. Sie vermehrte ihr Reich durch die Eroberung Egyptens, legte sich den Titel einer Königin des Orients bei, und ließ ihre drei Söhne mit dem kaiserlichen Purpurmantel geschmückt, erscheinen.

Endlich führte Kaiser Aurelian selbst ein mächtiges Heer gegen sie, und Zenobia entflammte den Muth ihrer Krieger durch ihre persönliche Gegenwart. So wurden zwei blutige Schlachten gekämpft. Endlich verließ das Glück die Heldin. Sie zog sich in die Hauptstadt ihres Reiches zurück, laut verkündend, sie werde den Thron nur mit dem Leben aufgeben. Der Kaiser selbst leitete die Belagerung. Vergebens that er der stolzen Königin die günstigsten Vorschläge zu einer ehrenvollen Uebergabe der Stadt. Sie wies jeden Antrag mit Verachtung zurück, und vertheidigte den Platz mit dem Muthe der Verzweiflung. Nun aber erhielt das römische Heer so zahlreiche Verstärkung, daß den Belagerten alle Hoffnung entschwand. Selbst Zenobia's starker Geist ward, den frühern heldenmäßigen Entschluß aufgebend, sich

selbst untreu; da verließ ihr guter Genius sie, die sich selbst verlassen hatte. Sie bestieg ihr schnelles Dromedar, entfloh der belagerten Stadt — aber nicht dem Unglücke — Aurelian's Reiter erreichten die Flüchtige, schon nahe dem Ufer des Euphrat, und führten sie als Gefangene vor den römischen Imperator.

So endete der Krieg, das Reich von Palmyra und die Herrlichkeit der großen Zenobia, die nun den glänzenden Triumphzug, welchen der siegreiche Kaiser in Rom hielt, durch ihre Gegenwart schmücken mußte. Umgeben von Gefangenen, die ihre Schätze trugen, umgeben von den Gesandten der entferntesten Länder, umgeben selbst von Elephanten und Tigern ihres Reiches, schritt die schöne Fürstin einher vor dem Wagen des Triumphators, zwar reich geschmückt mit Edelsteinen, aber den Glanz der schimmernden Juwelen verdunkelte der Schimmer der um ihren glänzend weißen Nacken befestigten goldenen Kette, deren Ende ein Sklave in den Händen hielt, und die Augen des Mitleids blickten jetzt auf die Gefesselte nieder, wie sonst die Augen der Bewunderung zu der Thronenden emporschauten.

Der großmüthige Aurelian war indeß darauf bedacht, die Schmach der Unglücklichen nach Möglichkeit zu vergüten. Er beschenkte sie mit beträchtlichen Ländereien in der Gegend von Tibur, und ihren Sohn Vabollath mit einem kleinen Fürstenthume in Armenien. Ihre Töchter wurden mit Römern aus den edelsten Familien verheirathet, deren Sprößlinge noch im vierten Jahrhunderte nach Christi Ge-

burt das Andenken an die schöne, große, herrliche und unglückliche Mutter erhielten.

Die Sonnenstadt. Die Feier der syrischen Göttin. Antiochus und Stratonice.

Wir setzen nun unsere Wanderung fort und kommen zuerst in die Stadt Baalbek oder Heliopolis. Beide Namen bedeuten auf Deutsch die Sonnenstadt Sie erhielt diesen Ehrentitel ohne Zweifel deshalb, weil man daselbst vorzugsweise die Sonne verehrte, und ihr einen prächtigen Tempel erbaut hatte, wie auch der Göttin der Liebe, welche, wie wir Alle wohl wissen, die Sonne des Lebens ist.

Kein Wunder also, daß die Frauen und Mädchen dieser Stadt für die schönsten im ganzen Lande galten. Man findet auch hier noch herrliche Ruinen von Tempeln und Palästen. Neuere Reisebeschreiber versichern uns, daß diese Trümmer auf den kühnsten Plan hindeuten, den die Architektur je zu entwerfen gewagt habe. Die Türken haben einige dieser Tempelruinen zu tüchtigen Festungswerken umgestaltet.

Zuletzt wollen wir noch die Stadt Antiochia besuchen, die am Flusse Orontes liegt. Sie besteht eigentlich aus vier Städten. Jede derselben ist durch eine besondere Mauer von den übrigen getrennt, doch sind alle zusammen wieder

von einer gemeinschaftlichen Umfangsmauer eingeschlossen. Das heißt doch für die Sicherheit gesorgt! Und dennoch litt diese Stadt — o Eitelkeit aller menschlichen Vorsicht! — sehr viel durch Belagerungen und Erdbeben.

In der Nähe von Antiochia rauscht uns ein berühmter Lorbeer- und Cypressenhain entgegen, in dessen Mitte sich ein schöner Tempel der göttlichen Geschwister Apollo und Diana erhebt; doch sagt man, die Antiochier hätten in diesem heiligen Orte etwas unheilig-schwelgerische Feste gefeiert.

Die zwei höchsten Götter der Syrier hießen Ramon und Hadad. Der letztere soll der vergötterte König Benhadad der Zweite gewesen sein, und wurde, um seine Wohlthätigkeit zu bezeichnen, als Sonne mit abwärts schießenden Strahlen abgebildet. Insbesondere berühmt war der Tempel der sogenannten großen syrischen Göttin zu Hieropolis, der heiligen Stadt, welcher eine ganze Gallerie von Götterbildern enthielt, und auf einer Anhöhe mitten in der Stadt prangte.

Im Vorhofe hier erblicken wir mehrere Obelisken, deren jeder, wenn es wahr, nicht weniger als hundert und achtzig Fuß hoch ist. Hier wird jährlich ein sonderbares Fest begangen.

Ein Priester klettert an den hölzernen Nägeln, die in dem Obeliske befestigt sind, bis an die Spitze hinauf und bleibt da sieben Tage, ohne zu schlafen. Ueberfiele ihn ein Schlummer, so käme sogleich ein Scorpion, von dem er geweckt, und gräulich mißhandelt würde. Sollte

dieser Scorpion etwa nichts anders als die bildlich dargestellte Furcht des Herabfallens seyn?

Sitzt der Priester oben fest, so fleht er um Glück und Segen für ganz Syrien. Die Götter hören seine Bitte desto besser, da er ihnen jetzt um so viel näher ist, und sind um so geneigter, zur Gewährung. Während dieser sieben Tage strömen Menschen von allen Seiten herbei und legen ihre Opfergaben am Fusse des Obeliskes nieder. Ein dabei stehender Priester ruft dem oben sitzenden die Namen der Opfernden zu, und dieser betet dann, seine Worte mit einem helltönenden musikalischen Instrumente begleitend, für jeden Einzelnen.

Wir steigen nun über die Marmortreppe zu dem auf einer zwölf Fuß hohen Terrasse stehenden Tempel, der gegen die aufgehende Sonne sieht. Goldene, künstlich gearbeitete Flügelthüren öffnen sich. Köstliche Wohlgerüche strömmen uns entgegen. Die Decke und alle Wände schimmern von Gold. Ringsumher eine ansehnliche Gesellschaft von Göttern und Göttinnen, vergötterten Königen und Priestern. Sämmtliche Statuen sind von Gold, mit einer Menge der kostbarsten Edelsteine geschmückt, und von mehr als gewöhnlicher Lebensgröße. Eine derselben trägt auf dem Haupte einen Edelstein, welcher das bunte feurige Farbenspiel aller übrigen übertrifft, und die Stelle einer Lampe vertritt. Im Dunkeln geht insbesondere von ihm ein so hell und vielfältig strahlender Glanz aus, daß der ganze Tempel wie mit unzähligen Lampen erleuchtet zu sein scheint. Dieses Götterbild besitzt auch die Eigenheit, daß es uns, wie

wir gegenüber stehen, geradezu in's Gesicht schaut, und, da wir nun weggehen, mit den Augen folgt!

Jetzt kommen wir zu einem andern Gotte, einer Art von Apollo, welcher durch den Mund seiner Priester Orakelsprüche gibt, auch die Beschaffenheit der Jahrszeiten und die Wetterveränderungen vorhersagt. Der Gott bewegt sich; die Priester eilen hin und heben ihn empor, er treibt sie im Kreise herum, und springt von einem auf den andern. Endlich tritt ihm der Oberpriester entgegen, befragt ihn über das, worüber man Auskunft haben will, und erhält als Antwort den Orakelspruch. Manchmal geschieht es sogar, daß der Gott von den Schultern der Priester, die ihn tragen, in die Höhe fliegt, und frei in der Luft herumschwebt. Daß dieses vorging, unterliegt keinem Zweifel. Das Wie und Wodurch kann ich aber nicht erklären. Einige halten das Ganze für eine Wirkung des Magnets, Andere schreiben es einer specifisch leichtern Luft zu, noch Andere lassen den Gott von Kork sein, und an einem Seidenfaden emporgezogen werden. Gehen wir nun in die Vorhalle! Wir sehen hier dreihundert Priester, weiß gekleidet, und mit Sonnenhüten auf dem Kopfe. Einige tragen das Feuer, andere den Weihrauch. Der Mann an ihrer Spitze mit der goldenen Tiare und dem Purpurgewande ist der Oberpriester.

Nun kommen wir in den Vorhof. Welche Menge von Stieren, Pferden, Löwen, Bären und Adlern! Sie sind sehr zahm, vielleicht gar maskirte und wohl abgerichtete Hunde, Schafe, Kühe, u. s. w. In dem Tempel selbst

bemerken wir auch eine Menge kleiner, silberner und goldener Vasen. Man läßt den Knaben das Haar bis in ihr mannbares Alter wachsen, dann wird ihnen eine Locke im Tempel abgeschnitten, und sammt dem ersten Barte in jene Gefäße gelegt und als Heiligthum aufbewahrt.

Nun haben wir die Hauptsachen gesehen, und wollen noch zu dem Teiche wandern, der hier gleich in der Nähe ist. Eine Menge der schönsten heiligen Fische tummelt sich herum in dem klaren Wasser! Einige haben ihre eigenen Namen, und schwimmen, wenn man sie ruft, freundlich an's Ufer. Jener große, glänzende Fisch, dem ein Gewinde von goldenen Blumen um die Floßfedern hängt, ist der König dieser heiligen Fische. Jener steinerne Altar, der sich mitten im Teiche erhebt, blumenbekränzt und von Weihrauch umduftet, wird täglich von Opfernden besucht, die hinschwimmen und Gaben bringen. Der Teich ist der Göttin Derceto geheiligt, die, als sie einst in's Wasser fiel, von einem großen Fische gerettet wurde.

Dieser große Tempel, den wir nun besehen haben, soll von der schönen Königin Stratonice erbaut worden sein, die von ihrem Stiefsohne Antiochus Soter geliebt wurde. Der Jüngling verbarg und verschloß seine unglückliche Leidenschaft in sein Innerstes und verfiel in ein abzehrendes hinwelkendes Siechthum. Lange bemühte sich der Arzt Krasistratus mit aller Kopfanstrengung vergebens, die sonderbare Krankheit zu ergründen; endlich halfen ihm die erstorbenen Augen, die Blässe der hohlen Wangen, die schwache Stimme und die häufigen Thränen des Kranken, der übri-

gens ohne körperlichen Schmerz auf dem Bette lag, auf die Spur geheim gehaltener Liebe. Das schlagende Herz mußte die volle Ueberzeugung von der Richtigkeit der gemachten Entdeckung geben. Das sämmtliche weibliche Personal mußte, Eine nach der Andern, durch des Prinzen Zimmer gehen. Während dessen hielt der scharfbeobachtende Arzt die Hand immerzu auf dem Herzen des Patienten. Mehrere schöne und liebenswürdige Damen gingen wie Erscheinungen am Prinzen vorüber; er blieb in größter philosophischer Gemüthsruhe und das Herz schlug um nichts schneller als sonst. Endlich trat Stratonice ein. Jetzt war der Teufel los. Das Herz schlug so gewaltig, als wollte es sich durch das Brustblatt einen Ausgang öffnen. Fieberglut und Todesblässe wechselten auf den Wangen unaufhörlich, und der ganze Leib zitterte.

Der Arzt entdeckte nun dem Könige Seleucus Nikator von welcher Krankheit der junge Herr befallen sei. Um aber den Schlag doch etwas vorzubereiten, sagte er dem Vater nicht die wahre Person, sondern nannte ihm seine eigene ärztliche Gattin, als die Quelle des Uebels. Vergebens drang Seleucus mit Bitten und Versprechungen in den Arzt, die schöne Ehehälfte dem Prinzen abzutreten, und dadurch ihn und das Reich zu retten. Endlich rückte der schlaue Arzt mit der Frage heraus, was denn Seleucus, er, der von Andern ein so großes Opfer fordere, thun würde, wenn seine eigene Gemahlin der geliebte Gegenstand wäre? — „O," sagte der König, „wenn mein Sohn seine Stiefmutter liebte, und sein Leben von ihrem Besitze abhin-

ge, so sollte sie mir nicht zu theuer sein; es ist ja gar keine Vergleichung zwischen dem Unglücke, eine Gemahlin oder einen Sohn zu verlieren. —"

Wohlan denn, erwiederte der Arzt, so dringe denn nicht länger in mich; was du von mir verlangest, kannst du selbst gewähren. — Und der Vater säumte nicht, dem Sohne die Gemahlin — ja mit ihr sogar zugleich den Thron abzutreten. Fürwahr, ein heroischer Entschluß, ein großes Opfer! Eine Handlung, werth, von Dichtern und Malern verewigt zu werden. Der edle Vater gab die Gemahlin hin, um des Sohnes Leben zu retten, und entsagte freiwillig dem Throne, den er nicht mehr mit ihr theilen konnte.

VI.

Bilder aus dem alten Hellas.

Griechenlands geographische Lage und Eintheilung.

Assyrien, Egypten und Phönicien waren blühende Jünglinge, als Hellas (von den Römern Gräcia, von uns Griechenland genannt) noch in der Wiege lag. Dennoch war es in Europa der erste Staat, der sich aus dem Zustande der allgemeinen Rohheit zur Cultur erhob.

Der Umfang ist gar nicht beträchtlich, und wir dürfen also die Größe nicht in der Menge der Quadratmeilen, sondern allein in der Geistes- und Thatengröße hier suchen. Dennoch verdankt das Ländchen auch der Natur viele Begünstigungen und Vortheile, insbesondere die glückliche Lage, zwischen drei Welttheilen und die Meerumgebung an drei Seiten. Der Boden ist zwar größtentheils uneben und schwer zu bearbeiten; diesen Nachtheil aber hat die Natur durch die Abwechslung der physischen Beschaffenheit und durch die Milde des Klima's reichlich vergütet.

Man theilt die gesammte Hellas in drei Hauptpartien: Nord-, Mittel- und Süd-Griechenland. Der nördliche Theil umfaßt zwei Länder, Thessalien

und Epirus; der mittlere enthält acht Landschaften: Attika, Megaris, Böotia, Phocis, Lokris, Doris, Aetolia und Akarnania; der südliche, oder die Halbinsel Peloponnesus, besteht gleichfalls aus acht Landschaften: Arkadia, Lakonika, Messenia, Elis, Argolis, Achaja, Sicyon und Korinth.

Dazu gehört noch eine Fülle schöner und interessanter Inseln. Zunächst an der Küste: Korzyra, Leukadia, Zephalonia, Ithaka, Zazynthos, Aegina, Salamis, Euböa, Thasos, Samothrake und Lemnos. Weiter weg liegen ganze Inselgruppen im ägäischen Meere; ich nenne nur die wichtigsten derselben: Andros, Delos, Paros und Naxos.

Durch ihre Größe zeichnen sich vor allen andern Kreta und Cypros aus. Auch längs der Küste von Vorder-Asien finden wir noch mehrere merkwürdige griechische Inseln: Lesbos, Chios, Samos, Kos und Rhodos.

Thessalien. Berge. Das Thal Tempe. Stiergefechte. Gichtstaude. Die Städte Larissa, Pharsalus und Pherä. Die liebetreue Alcestis.

Thessalien, die Grenznachbarin Macedonien's, ein fruchtbares, schönes, romantisches Land und zugleich das größte aller griechischen Länder, gleicht einem großen Am-

phitheater; Hauptgebirge umschließen es begrenzend. Von diesen gehen Reihen von Bergen und Hügeln aus, die, durch das Innere des Landes sich fortschlängelnd, die lieblichsten Thäler bilden. Auf den Anhöhen ringsumher prangen anmuthige Städte. Weinreben-Pflanzungen, wogende Kornfelder, säuselnde Olivenhaine und üppig grünende Wiesen bedecken den Boden mit der reichsten Vegetation. Mitten durch wogt der Peneus, in welchen sich viele kleinere Flüsse ergießen.

Hauptberge dieses Landes, berühmt als Schauplatz der ältesten Sagen und Dichtungen, sind: der Olymp, der vielgefeierte Wohnsitz der Götter, der Pindus, Oeta, Ossa und Pelion. Der Pindus ist dem Apollo und den Musen geheiligt. Auf einer Spitze des Pelion prangt ein Tempel des Jupiter. Der Berg ist mit Tannen, Cypressen und mehreren Arten von Laubholz bedeckt, und trägt viele sehr heilsame Kräuter. Besonders wird die Wunderkraft einer Staude gerühmt, welche die Gicht heilen soll; Schade, daß unsere gichtreiche Zeit dieses Gegengift nicht mehr kennt! Das Geheimniß der Zubereitung befand sich in den Händen einer einzigen Familie, welche so großmüthig war, die Kranken unentgeldlich zu behandeln. Die gute Familie ist ausgestorben, und die böse Gicht treibt ihr Unwesen ärger als je! Der Pelion ist so hoch, daß man am Fuße die drückendste Hitze, auf der Höhe die strengste Kälte leidet.

Auf dem Oeta wuchs die berühmte Niesewurz, deren sich die Alten als eines besonders kräftigen Mittels

bedienten, um (wie aus Wieland's Abderiten zu entnehmen) die Gicht des Gehirns, welche man auch Narrheit oder Thorheit zu nennen pflegt, zu heilen. Der Berg Ossa hat sich als Wohnsitz der fabelhaften Centauren im Andenken erhalten.

Das entzückend schöne Thal Tempe, welches die sich einander nähernden Gebirge Olympus und Ossa bilden, ist der Nachwelt ein Ideal geworden, dessen Namen wir auf Partien höchster Naturschönheit noch jetzt übertragen. Am Fuße der umschließenden Berge entspringen Quellen, die in silberhellen Bogen herabsprudeln und sich in den ruhig dahin wogenden Peneus ergießen. Die Seiten der Berge sind mit den schönsten Ahornbäumen, Pappeln und Eschen bewachsen, die Felsen mit Epheu bekleidet, die Bäume mit Pflanzen umwunden. In den Bergwänden befinden sich kühle Grotten, und zu beiden Seiten des Flusses bilden ganze Gruppen von Lorbeerbäumen die schattigsten Laubdächer, unter welchen man auf dem weichsten Blumen-Teppiche ruht.

Aber welcher grelle Kontrast, wenn man sich aus dem anmuthigen Thale tiefer in die Gebirge hinein verliert! Plötzlich sieht man sich eingeschlossen zwischen kahle schwarze Felsen. Furchtbare Schlünde drohen mit ihren nächtlichen Tiefen. Ein reißender Bergstrom tobt brausend durch gefallene Klippentrümmer fort, bis er endlich mit dumpfem Geheule in einen Abgrund stürzt. Selbst der Himmel, zu dem das hinaufblickende Auge kaum eine Öffnung erspähen kann, scheint hier ein anderer, und wie in düsteres Gewölk eingehüllt.

Machen wir nun einen Spazirgang an den blühenden Ufern des Peneus, so kommen wir endlich nach Larissa, der Hauptstadt Thessalien's, deren Mauern die klaren Wellen des Flusses bespühlen. Sie liegt auf einem Hügel am Fuße des Oeta, von den fruchtbarsten Gefilden umgeben. Die Einwohner dieser Stadt sind besondere Liebhaber von Stiergefechten, und besitzen hierin auch, wie bei Allem, was man mit Liebhaberei treibt, eine vorzügliche Geschicklichkeit. Die Stiere werden auf einer Ebene außerhalb der Stadt losgelassen. Nun kommen die Kämpfer zu Pferde, so viel Stiere, so viel Reiter, und die Thessalier sind in Griechenland als Reiter im Frieden wie im Kriege berühmt. Jeder Reiter wählt sich einen Stier, den er bald verfolgend und dicht hinter ihm, bald klug ausbeugend, so lange treibt und jagt, bis das Thier von Wuth schäumt, indeß seine Kräfte, der langen Verfolgung wegen, schon ermatten. Nun erfaßt der Thessalier, zu Pferde sitzend, die Hörner des wilden Stieres, und stürzt ihn mit ungeheurer Kraft zu Boden. In das Gebrülle des Gestürzten mischt sich das jubelnde Beifallgeschrei der zahllosen Zuschauer.

Nicht ferne von Larissa kommen wir zur Stadt Pharsalus und den berühmten pharsalischen Feldern, der weiten Ebene des Ehrgeizes und des Verderbens, dem blutgedüngten Leichenfelde von Tausenden, worauf Römer gegen Römer, und die Völker des halben Erdkreises gegen einander kämpften, als Julius Cäsar mit dem großen Pompejus um Rom's Herrschaft stritt und siegte.

Der Stadt Pherä wollen wir deßhalb gedenken, weil hier einst König Admet herrschte, der Gemahl jener Alcestis, die als Ideal ehelicher Liebe sich unsterblich gemacht hat, und in der Tragödie des griechischen Dichters Euripides nicht minder herrlich erscheint als in Gluck's schönem Singspiele. Admet wurde von einer schweren Krankheit befallen, und mußte, nach dem Ausspruche des Orakels, sterben, wenn sich nicht Jemand für ihn freiwillig dem Tode weihen würde. Das erfuhr Alcestis, und des Gemahls Leben theurer achtend, als ihr eigenes, weihte sie dieses den Göttern der Unterwelt. Die Lieblosen nahmen das Opfer der Liebenden gütig an. Alcestis, das Bild der rührendsten Hingebung, erkrankte und starb den Heldentod der Liebe. Aber die Liebe ist unsterblich und ihres Lohnes gewiß. Herkules entriß die liebevollste und treueste der Gattinnen der Schattenwelt und führte sie neubelebt in die Arme des entzückten Gatten zurück.

Es fällt wohl Niemanden ein, die Dichtung für Wahrheit zu nehmen, dennoch aber ergreift sie unser tiefstes Gemüth, weil ihr innerster Sinn, heroische Aufopferung der uneigennützigen Liebe, jedes Herz mit der Allmacht der Naturwahrheit des edelsten Menschengefühls anspricht. Rührend ist die Scene, worin der griechische Dichter die liebeholde Alcestis von ihrem Hause, von ihren Kindern und Hausgenossen Abschied nehmen läßt:

Als aber endlich sie den Kummer ausgeweint,
Riß sie, gesenkten Hauptes, sich vom Lager auf,
Und kehrte doch oft wieder in's Gemach zurück,

Und warf sich trauernd wieder auf das Lager,
Indeß die Kinder an der Mutterbrust
Laut weinten. Und sie faßt' in ihre Arme sie,
Und küßte wechselnd beide, nun sie sterben soll.
Auch alle Hausgenossen weinten im Palast,
Die Königin beklagend. Und sie reichte
Die Rechte jedem; keiner war so schlecht,
Dem sie nicht zusprach und von ihm
Antwort vernahm.

Die Centauren und Lapithen. Das goldene Vließ. Jason und Medea. Die thessalischen Zauberinnen. Verehrung der Störche.

Thessalien ist die Heimath mancher fabelhaften Wesen, aber auch der Schauplatz berühmter Heroen und großer Thaten. Unter jenen nenne ich zuerst die wunbaren Gestalten der Centauren und ihren Kampf mit den Lapithen.

Die Centauren, ein wildes Gebirgsvolk, waren besonders treffliche, kühne Reiter, die sich im Streite der Baumstämme als Waffen bedienten. Daher entstand die Fabel, sie seien ihrer Gestalt nach am Oberleibe Mensch, in der untern Hälfte Pferd. Sie führten mit einem andern Gebirgsvolke, den Lapithen, einen langen blutigen Krieg, worin man beiderseits die Grausamkeit auf das Äußerste trieb. Die Lapithen erscheinen in ganz menschlicher Bil-

dung und mit eigentlichen Waffen gerüstet. Der erste Zwist entspann sich bei der Hochzeit des Lapithen-Königs Pirithous und der schönen Hippodamia, wozu auch die vornehmsten Centauren geladen wurden. Die Schönheit der anwesenden Lapithinnen entflammte hier die wilden Begierden der rohen Halbmenschen so heftig, daß sie, Pflicht und Sitte vergessend, sich mit Wuth der Frauen und Mädchen bemächtigen wollten. So kam es denn zu einem rasenden Kampfe voll Gräuelscenen. Der Krieg endigte mit Besiegung der Centauren. An der Spitze der Lapithen kämpften auch die berühmtesten Heroen jener Zeit: Herkules, Pirithous und sein Freund Theseus. Der Letztere tödtete bei jener Bluthochzeit mehrere der gewaltigsten Centauren. Seinem vollsten Grimme ließ er freie Zügel beim Morde des Centauren Brianor. Er sprang auf seinen Rücken, stemmte ihm das Knie in die Rippen, zog mit der Linken das wallende Haar rückwärts und zermalmte mit einer knotigen Eiche das gräßliche Antlitz des Halbmenschen.

Beim Hafen Jolcus in Thessalien wurde zuerst ein Schiff von beträchtlicher Größe gebaut, und zwar, wie man glaubt, auf Veranlassung Jason's, eines königlichen Prinzen von Jolcus.

Dieser feurige Jüngling, ausgezeichnet durch Geist und Schönheit, strebte nach kühnen Unternehmungen in fernen Ländern. Die Geschicklichkeit eines Phöniciers erfüllte Jason's Wunsch. Kaum stand das Schiff, Argo genannt, im Hafen, so fanden sich sogleich jugendliche Gefährten ein, von gleicher Gesinnung und von gleicher Sehnsucht nach Aben-

teuern beseelt. Sie segelten geradezu nach Colchis, einem gold- und silberreichen Lande in Asien, an der Küste des schwarzen Meeres, dessen Einwohner in die Flüsse Schaffelle legten, um damit den Goldsand aufzusammeln. Daher mag die Sage entstanden sein, die Argonauten seien um das goldene Vließ ausgezogen. Jason fand bei dieser Gelegenheit etwas, das für ihn wohl noch mehr Werth hatte, als das goldene Vließ: eine Geliebte, die nachher, leider durch seine Treulosigkeit und ihr Unglück, selbst ein goldenes Vließ für die dramatischen und epischen Dichter älter und neuerer Zeit geworden ist, — die reizende Medea, die wenigstens in so fern eine Zauberin war, daß sie den eben so schönen als heldenmüthigen Jason bezauberte, dann, Vater und Vaterland aufgebend, mit ihm nach Griechenland zog, um da verlassen zu werden von dem Meineidigen! Verstand Medea wirklich etwas von der sogenannten Zauberkunst, so war dies nichts Besonderes, da diese in Colchis einheimisch war, vorzüglich unter den Weibern vom gemeinen Volke. Zwei Philosophen: Pherecides und Simonides, haben über die Zaubereien der Medea eigene Werke geschrieben.

Die thessalischen Zauberinnen, die auch bei den Römern in großem Ansehen standen, übten ihren Kunstbetrug besonders unter den verliebten Thörinnen aus, deren Leichtgläubigkeit ihnen trefflich zu Statten kam. Sie bereiteten Zaubertränke aus magischen Kräutern, nahmen aber nebstbei noch manche gräßliche Ingredienzen zu Hülfe, wie Todtenschädel, Blut von Menschen, die eines gewaltsamen

Todes gestorben waren, von Leichen abgeschnittene Finger, Bildnisse von Schreckgestalten u. dgl., um Gegenliebe zu entzünden, oder einen ungetreuen Liebhaber zur frühern Geliebten zurückzuführen, um Seelen der Abgeschiedenen heraufzurufen, Lebende aber zu tödten, Stürme zu erregen u. s. w. Am meisten wirkten diese Zauberweiber durch das Entsetzen, womit sie die Vernunft der Verblendeten zu betäuben wußten. Sie waren fast immer zugleich Giftmischerinnen. Das Volk glaubte ihnen, und haßte sie doch als Quellen des Unheils. Vergebens war das strenge Verfahren der Obrigkeiten gegen diese Unholdinnen. So schwer ist es, eingewurzelte Uebel auszurotten!

Die Thessalier liebten Pracht und Wohlleben, waren sehr gastfreundlich, aber nicht sehr genau im Worthalten, leidenschaftliche Tänzer und eifrige Verehrer der Störche. Der Mord eines Menschen oder eines Storches wurde gleich schwer bestraft, wenigstens mit der Landesverweisung. Diese Ehrfurcht für die Störche war ein Beweis von Dankbarkeit, denn sie rührte daher, weil sie das Land einst von den vielen Schlangen gereinigt hatten.

Epirus. Orakel zu Dodona. Akarnania. Sprung vom leukadischen Fels. Artemisia. Sappho.

Epirus ist ziemlich gebirgig, aber doch fruchtbar und angenehm; nur Schade, daß die zwei Flüsse Acheron und

Cocytus, dessen Namen man auch auf Flüsse der Unterwelt übertragen hat, mit seinem langsam wogenden schwarzen Gewässer, der schönen Gegend ein so trauriges Ansehen geben. Wir halten uns an seinen Ufern nicht lange auf, sondern eilen in den heiligen Hain bei der Stadt Dodona, wo wir einen Jupiter-Tempel mit einem berühmten Orakel finden.

Feierlich rauschen uns die alten heiligen Eichen entgegen. Hoch über alle ragt die in ihrer Mitte stehende weissagende Eiche empor, zunächst dem Tempel, und spricht mit menschlicher Stimme, vermuthlich aus der sehr natürlichen Ursache, weil ein Mensch in ihrer Höhlung steckt. Gehen wir durch das Dickicht etwas vorwärts, so blinkt uns eine Quelle entgegen, deren wunderbare Eigenschaften jeden Griechen mit heiligem Schauder erfüllen, da sie zwölf Stunden hindurch wächst, dann eben so viele Stunden lang abnimmt, um Mittag ganz versiegt, um Mitternacht aber mit ihrer höchsten Wasserfülle daherbraust, und Fackeln, die man ihr nahe hält, sogleich anzündet. Wir große Geister, die wir mit Naphta und Asphalt bekannt sind, können über den armen staunenden Epiroten nur mitleidig lächeln.

Das dodonische Orakel ist das älteste in Griechenland, und verschafft der von so vielen Fremden besuchten Stadt beträchtlichen Reichthum. Die Ertheilung der Orakelsprüche besorgen drei Priesterinnen, indem sie bald auf das Säuseln oder Sausen der heiligen Eiche horchen, bald auf das Rauschen der Wunderquelle, bald auf die Töne mehrerer kupfer-

ner Becken, die um den Tempel hangen und an einander geschlagen werden.

Wir wandern von hier nach der benachbarten Landschaft Akarnanien, wo uns eben nichts Interessantes begegnet. Wir durchziehen also das Land in Eile, um bis an das Ufer des jonischen Meeres, und von da auf die Halbinsel Leukadia zu kommen, damit wir den berühmten Sprung vom leukadischen Felsen sehen. Es gibt aber zwei Arten desselben, eine, wobei nichts, und eine, wobei Alles zu befürchten ist. Diese erste Art dient dazu, dem Apollo ein Sühnopfer zu bringen, auf dessen Haupt figürlich alles dem Lande drohende Unglück gelegt wird. Man wählt dazu einen Verbrecher, der das Leben verwirkt hat. Er wird mit Federn bekleidet und am ganzen Leibe mit lebendigen Vögeln umbunden, auf die äußerste Spitze eines felsigen Berges geführt, worauf ein Tempel des Apollo steht. Am Fuße des Berges stellen sich viele Nachen, einen Halbkreis bildend. Nun wird der Verbrecher ergriffen und in das Meer hinabgestürzt. Die Federbekleidung und die ausgebreiteten Schwingen der ihn umgebenden Vögel machen den Fall so leicht und langsam, daß er den Flutenspiegel ganz unbeschädigt und sanft berührt. Kaum ist er da angekommen, so eilen die Fahrzeuge herbei und nehmen den Geretteten auf, der sodann für immer aus dem Lande verwiesen wird.

Gefährlicher ist die zweite Art des Sprunges, welchen die Liebenden wagen, nicht in der Absicht sich zu ertränken, sondern als ein Heilmittel, welches ihrer Liebe eine

glückliche Wendung verschaffen soll, entweder durch bewirkte Gegenliebe oder durch Vernichtung ihrer Leidenschaft und ein gleichsam letheisches Vergessen. Manche wiederholen daher den entscheidenden Sprung bei jeder unglücklichen Liebschaft. Es scheint, daß hier die gewaltsame Revolution, welche Sturz- und Wassereindruck hervorbringen, nachher auch auf Geist und Gemüth zurück wirkt.

Ein Epirote aus der Stadt Buthrotum that wegen vier unglücklicher Liebschaften vier Sprünge. Es stehen auch bei solchen desperaten Versuchen jedesmal mehrere Nachen zur Rettung bereit, die jedoch nicht immer gelingt. Unter den ausgezeichneten Heldinnen der Liebe stehen die lyrische Dichterin Sappho und Artemisia, Königin von Karien, oben an. Die letztere, eine sehr leidenschaftliche Frau, zeigte auch als Heldin in der großen Seeschlacht zwischen den Persern und Griechen bei Salamis so außerordentlichen Muth, daß der Perser-König Xerxes, von Erstaunen ergriffen, ausrief: „Die Männer sind Weiber und die Weiber Männer geworden!“ — In der Folge entbrannte sie in heftiger Liebe für einen schönen Jüngling. Als dieser ihre glühende Neigung nicht erwiederte, ward die heftigste Liebe in den heftigsten Haß verwandelt. Sie überfiel den Unglücklichen im Schlafe und stach ihm die Augen aus. Von Verzweiflung gefoltert, versuchte sie das äußerste Mittel, die verlorne Ruhe wieder zu gewinnen. Sie wagte den Sprung, und fand die gesuchte Ruhe in den Armen des Todes. Ein gleiches Schicksal erfuhr die Dichterin Sappho. Auch sie suchte, als der treulose Phaon sie verließ, im Schooße der

Wellen Linderung ihrer Leiden; aber die Todesgötter hielten ihre Beute fest. Unglückliche Sängerin, und doch glücklich! Liebe gab dir den Tod, Liebe gab dir die Unsterblichkeit. Eine ganze Nachwelt fühlt deine Leiden und dein Glück mit dir und freut sich deines Ruhmes, der in die fernen Jahrhunderte hineinstrahlt, wie das Himmelszeichen der Lyra im Dunkel der Nacht glänzt. Wärest du nicht unsterblich geworden durch dich selbst, so wardst du es durch einen ebenbürtigen Dichter, durch Grillparzer's tragisches Meisterwerk, worin du uns in deiner vollen Glorie erschienst! —

Die Landschaft Phocis. Der Parnaß. Die Nymphen-Grotte. Das Orakel zu Delphi. Die pythischen Spiele.

Die kleinen Landschaften Doris, Lokris und Megaris bieten uns nichts besonders Merkwürdiges. Wir lassen sie unbesucht und wandern südlich nach Phocis. Hier treffen wir vor Allem den weltberühmten, dem Apollo und den Musen geweihten Berg Parnassus, den die Dichter aller Zeiten und Völker, vom vortrefflichsten bis zum letzten Bänkelsänger herab, unzählige Male genannt, besprochen, angerufen und bis zum Ekel gepriesen haben. Wir finden auf diesem vielangerufenen, nun verrufenen Berge mehrere, Göttern geheiligte Grotten, worunter

die sogenannte Nymphen-Grotte *) die vorzüglichste ist. Sie ist zwar sehr tief gehöhlt, dennoch aber durchaus vom Tageslichte beleuchtet und läßt eine Menge Bächlein entspringen, die, von allen Seiten herabquellend, die Klippen wie silberne Bänder umfliegen.

Das aufschimmernde Feuermeer, welches uns vom Abhange des Berges entgegen blitzt, ist die berühmte Stadt Delphi. Ihre amphitheatralische Gestalt gewährt einen sehr angenehmen Anblick. Jener Feuerglanz, der uns so blendet, kommt vom Apollo-Tempel, der von einer Menge mit Gold überzogener Bildsäulen umgeben ist, die gleichsam anzudeuten scheinen, welche Wohlhabenheit dieser, von unzähligen Fremden besuchte Tempel den Einwohnern der Stadt verschafft. Die Fronte des Tempels ist aus parischem Marmor erbaut, der übrige Theil aus weißem Gesteine. Die Giebel sind mit Statuen von Göttern verziert. In der Vorhalle des Tempels erblicken wir die Sprüche der sieben Weisen Griechenlands, von ihnen eigenhändig aufgezeichnet. Sie hießen: Solon, Thales, Bias, Periander, Kleobulus, Chilon und Pittacus. Die Säulen sind mit Waffen und anderen Trophäen, welche die Griechen bei ihren Siegen über die Perser erbeutet haben, reich umgeben, eben so auch die Wände mit Schiffsschnäbeln, Schilden und andern Denkzeichen hellenischen Ruhmes geschmückt; den Glanz zu erhöhen, kommen noch die Weihgeschenke,

*) Coricium antrum.

Opfergefäße, Armbänder mit Edelsteinen u. a.; endlich die Denkmähler der Sieger in den öffentlichen Spielen, Meisterwerke der Bildhauerkunst und der Malerei.

Im Innern des Tempels befindet sich der Erdspalt, woraus Apollo seine Orakelsprüche und Weissagungen ertheilt. Darüber steht ein Dreifuß, auf welchen sich die Priesterin Pythia setzt. Aus dem Schlunde steigen begeisternde Dünste zu ihr empor; ein Vorhang verbirgt sie den Augen der Ungeweihten. Aus geheimnißvollem Dunkel soll das schicksalverkündende Licht hervorgehen. Zur Auslegung der Orakelsprüche, welche die begeisterte Pythia unter heftigen Zuckungen des Körpers, das Haar fliegend, die Augen wildrollend, aus schäumendem Munde mit lauter hohler Stimme, als Antwort des befragten Gottes, verkündet, sind eigene Priester bestimmt.

Die Orakelsprüche selbst waren gewöhnlich dunkel und doppelsinnig, um ihnen nachher desto leichter Sinn und Zusammenhang geben zu können, oder sie nach Zeit und Umständen zu deuten. Man hielt auch eigene Leute, deren Geschäft es war, die Fremden auszuforschen, um hiernach den Spruch des Gottes einzurichten. Der Rathsuchende muß sich zuerst feierlichen Reinigungen unterziehen; dann wird er mit verhülltem Haupte unter dem Getöse betäubenden Trompetenschalles auf einem langen Wege langsam in den Tempel geführt, wo er ermüdet und verwirrt ankommt, und durch die aus der Kluft aufsteigenden Dämpfe ganz verblüfft wird, so wie die Priesterin selbst, welche, ehe sie auf den Dreifuß steigt, aus dem kastalischen Quell

trinken, und Lorbeerblätter kauen muß. Der mephitische Qualm aus der Erde, die Eigenschaft der aus demselben Boden entspringenden Quelle, und der Genuß der Lorbeerblätter, aromatisch und nervenreizend, gibt eine natürliche Erklärung des wahnsinnigen Zustandes, in welchen die bebegeisterte Pythia gerieth, wenn Apollo, welcher den Beinamen Pythius führte, durch ihren Mund log.

Was läßt sich der Mensch nicht Alles gefallen, um die Zukunft zu erfahren, die ihn über die Gegenwart trösten soll!

Unweit der Stadt Delphi wurden auf einer großen Ebene die pythischen Spiele gehalten. Apollo selbst soll sie eingesetzt haben, als er den Drachen Python getödtet hatte. Daher war auch das Absingen großer Lobgedichte auf jenen Gott die Hauptsache. Der Gesang wurde mit einer Lyra oder Flöte begleitet, und Apollo's Kampf mit dem Python in mimischen Tänzen dargestellt. Als Zuthat zu den musikalischen, poetischen und mimischen Wettstreiten kam noch der Wettlauf und das Pferderennen. Die Preise der Sieger bestanden zuerst in Gold, Silber, oder andern Dingen von Werth, späterhin in Kränzen.

Bei diesem Spiele herrschte außerordentliche Pracht und Feierlichkeit. Große Dichter verherrlichten durch Hymnen die Sieger, deren Ruhm sich durch Griechenland verbreitete.

Böotien. Die Einwohner von Tanagra. Die Dichterin Korinna. Die Stadt Plataä und das Schlachtfeld. Große Leichenfeier. Aspasia.

Wir kommen nun nach Böotien, einer Landschaft, die von Gebirgen umschlossen und durchkreuzt ist, woraus viele Flüsse entspringen, deren größter Theil sich in dem See Kopais vereinigt, der zum Glücke unterirdische Abflüsse hat. Der bedeutendste unter jenen Flüssen ist der Cephisus. Der Boden Böotien's gehört zu den fruchtbarsten Griechenlands. Die Luft ist grob und dick; man behauptet, sie habe einen nachtheiligen Einfluß auf die Geisteskräfte der Böotier, die wegen ihrer Stupidität verrufen sind.

Wir wollen uns nun einige der merkwürdigsten Städte besehen; zuerst Tanagra, die ich zu den Weltwundern zählen möchte. Warum? Weil ein Schriftsteller von ihren Einwohnern folgende Schilderung machte: „Sie sind zwar reich, kennen aber weder Luxus noch Ausschweifung. Redlichkeit, Gerechtigkeitsliebe, Gastfreundschaft und Eifer, den Unglücklichen zu helfen, sind bei ihnen zu Hause. Sie fliehen den Müßiggang, verabscheuen ungerechten Gewinn, und leben mit ihrem Schicksale zufrieden." — Sollte man nicht glauben, es sei von Leuten im Monde die Rede? Dennoch haben diese überirdischen Wesen eine leidenschaftliche Vorliebe für das grausame Spiel blutiger Hahnen=

kämpfe, und bewaffnen sogar die Sporen dieser streitlustigen Thiere mit ehernen Stacheln.

Um unsere Augen von diesem unangenehmen Schauspiele, wo Menschenhärte sich an der Thierwuth weidet, auf einen wohlthuenden Gegenstand zu wenden, beeile ich mich, zu sagen, daß Tanagra die Geburtsstadt der eben so schönen als geistreichen Dichterin Korinna ist, Pindar's Lehrerin in der Poesie. Sie erhielt in den poetischen Wettkämpfen über ihren Zögling fünfmal den Preis. Man glaubt jedoch, ihre Schönheit habe auf die Richter mehr Wirkung gethan, als Pindar's Genie. Es ging daher das Bonmot herum: „Liest man Korinna's Gedichte, so verwundert man sich, daß ihr so oft der Preis vor dem Pindar zuerkannt wurde. Sieht man aber ihr Bildniß, so verwundert man sich, daß sie nicht immer den Preis erhielt." —

Korinna scheint, so viel wir aus einem Zuge vermuthen können, als Lehrerin ganz tüchtig gewesen zu sein. Sie tadelte ihren Zögling, daß er von den Mythen gar keinen Gebrauch mache. Pindar wollte den gerügten Mangel verbessern, und verfiel nun in den entgegengesetzten Fehler, das Uebermaß. Er schrieb ein Gedicht, welches so anfing: „Soll ich den Ismenus singen, oder die Melia mit dem goldenen Roken, oder den Kadmus, oder die schwarzlockige Thebe, oder die Stärke des allgewaltigen Herkules, oder den Ruhm des Freudengebers Bachus, oder die Hochzeit der weißarmigen Harmonia?" — Er zeigte das Gedicht der reizenden Lehrerin. Korinna sah es lächelnd an, und sagte:

„Lieber Pindar! Man muß mit der Hand säen, nicht mi dem ganzen Sacke.“ — Von ihren Feinden wurde Korinna die lyrische Fliege genannt; der Spott sollte dahin deuten, als könne sie nur summen, aber nicht singen. Nähmen wir es heut zu Tag so genau, welche Gattungen von lyrischen Fliegen wären da nicht zu sehen und zu hören!

Wir verlassen Tanagra, und wandern nach Platäa, einer Stadt, die am Fuße des Berges Cithäron in einer schönen Ebene liegt, durch welche sich der Fluß Asopus schlängelt. Hier fiel einst eine große Schlacht vor, worin die Griechen einen glänzenden Sieg über ein Heer von dreimal hunderttausend Persern erfochten. Der Hauptruhm dieses Sieges wurde den Platäern zuerkannt. Zum ewigen Andenken wurden nun auf dem Schlachtfelde Säulen und Siegesmahle errichtet, und man beging hier jährlich eine große Leichenfeier für die Gefallenen. An dem bestimmten Tage wallte ein festlich geschmückter Zug zu den Heldengräbern. Man brachte Opfer, man flehte zu den Göttern. Die Namen derjenigen, die den Tod für das Vaterland starben, wurden abgelesen, und ein Redner verkündete ihren Ruhm. Die Erlaubniß, eine solche Leichenrede halten zu dürfen, ward als eine ehrenvolle Auszeichnung betrachtet. Selbst Aspasia, unsterblich durch Schönheit, Liebe und Geistesgaben, wird als Verfasserin einer solchen Rede genannt *).

---

*) In Plato's Gespräche Menexonos

Die Höhle des Trophonius. Orakel und Erscheinungen.

Es wäre unverzeihlich, wenn wir Böotien durchzögen, ohne die Höhle des Trophonius zu besuchen, und den düstern Schauplatz der geheimnißvollen Schrecken, womit er seine Orakel ertheilt, etwas näher zu beschauen.

Am Fuße dieses Berges liegt die Stadt Lebadia. Wir ziehen vorüber und wenden uns nach dem seitwärts liegenden Walde. Schon treten wir in den Hain des Trophonius, welcher den Tempel zu Delphi erbaut hat, und nach seinem Tode, ich weiß nicht warum, als Jupiter Trophonius göttlich verehrt wurde.

Durch das düstere Dunkel des Haines schleicht der Fluß Hercina.. Auf jener Anhöhe erhebt sich der Tempel, von Säulen getragen. In seiner Mitte befindet sich der Eingang in die Höhle.

Derjenige, welcher einen Orakelspruch erhalten will, muß sich, ehe er zugelassen wird, sehr vielen Vorbereitungen unterziehen. Was hindert uns, anzunehmen, daß so eben ein Thebaner ankomme, mit dem alle diese Ceremonien vorgenommen werden?

Zuerst wird er von Priestern in die Nebentempel des guten Genius und des Glückes geführt, wo er einige Stunden allein bleibt. Dann muß er im Flusse Hercina baden; zwei dreizehnjährige Knaben salben ihn hierauf mit Oel.

Die Opferthiere, welche jeder Orakellustige selbst mitbringen muß, werden geschlachtet.

Beim Eintritte der Nacht wird noch ein Widder in einer Grube geschlachtet. Der Thebaner, welcher früher etwas vom Fleische der Opferthiere genießen durfte, erhält nun auch zu trinken. Man reicht ihm zwei Schalen mit Wasser; die eine, Lethe genannt, soll die Erinnerung an das Vergangene vertilgen, die andere, Mnemosyne, soll sein Gedächtniß stärken, um Alles zu behalten, was er in der Höhle sehen und hören wird. Kaum hat er die beiden Schalen geleert, und schon ist er ganz betäubt, trunken und verwirrt; er weiß kaum mehr, was mit ihm geschieht. Der halb bewußtlose Mann wird in ein leinenes, mit Bändern geschmücktes Gewand gekleidet, und an den Schlund der Höhle geführt, in die er über eine leichte schmale Leiter hinabsteigt. So gelangt er zu einer sehr engen Oeffnung. Hier setzt er sich auf den Boden, und steckt die Füße in die Höhlung bis an die Knie. Plötzlich wird er von unten wie von einem Strudel ergriffen, und mit schnellheftiger Gewalt in die Tiefe hinabgezogen.

Es sind nun mehrere Stunden verflossen, und der Thebaner kommt aus der Unterwelt noch immer nicht an das Tageslicht. Endlich kommt er aus dem Schlunde heraus, aber ganz verkehrt, mit den Füssen zuerst, mit dem Kopfe nach unten! Die Priester nehmen ihn sogleich in Empfang, stellen ihn auf die Füsse, und führen ihn zu einem in der Nähe des Schlundes stehenden Stuhl,

welcher der Thron der Mnemosyne (des Gedächtnisses) heißt. Nun sitzt er. Aber wie sieht der Mensch aus! wie verändert! kaum mehr zu kennen! Ein bleiches Todtengesicht, jede Miene ohne Spur von Leben; das Haar emporgesträubt, athemlos, alle Glieder schlaff hangend. Endlich fängt er an, sich zu regen; er schlägt die Augen auf, die scheu und wild umher rollen; er fährt mit der Hand über die Stirn, als wolle er sich von der Wirklichkeit seines Daseins überzeugen, und erwacht aus schweren Fieberträumen am Rande des Todes. Nun zeigt sich die erste Spur zurückkehrenden Bewußtseins. Die umstehenden Priester benützen sogleich den Augenblick, den Mann um das, was er gesehen und gehört habe, zu befragen. Was er in seiner halben Betäubung aussagt, gilt für eine göttliche Inspiration. Nun wird er in den Tempel des guten Glückes geführt; aber er ist und bleibt düster und schwermüthig. Die meisten dieser Neugierigen soll ein gewisser tiefsinniger Ernst und ein untheilnehmendes, in sich verschlossenes, freudenloses Wesen ihr Lebelang nicht mehr verlassen haben. Es ist daher zum Sprüchworte geworden, von einem ernsthaften Melancholiker zu sagen: er habe das Orakel des Trophonius befragt.

Nun tritt der unlustige Thebaner aus dem Tempel des guten Glückes. Seine Freunde umringen ihn. Er erwiedert ihre Freudenbezeugungen und Liebkosungen wenig. Endlich fängt er an, ihre Neugierde zu befriedigen, und erzählt:

„Als ich, in die Tiefe gerissen, auf dem Boden lag, fand ich mich mit dichtem Nebel umgeben, und so betäubt,

daß ich kaum unterscheiden konnte, ob ich wache oder träume. Ein Schlag, den ich auf den Kopf erhielt, versetzte mich in gänzliche Bewußtlosigkeit. Da ich wieder zu mir selbst kam, umgab mich eine dichte, hin und her wogende Finsterniß, und es schien mir, ich schaute in eine ungeheure Kluft, die einer ausgehöhlten Kugel glich, und sich unaufhörlich bewegte. Eine wohltönende Stimme erscholl über meinem Haupte. Ich blicke empor, und sah eine Menge von großen, runden Inseln, in wildem Feuer glänzend mit immerwährendem Farbenwechsel. Ihre Bewegung verursachte ein sanftes Geräusch. Sie schwammen auf einem himmelblauen Meere, welches auch mitunter in andere Farben hinüberspielte. In die Meeresfluten ergoßen sich zwei Feuerströme. Aus der Tiefe scholl ein Gebrüll von Thieren, vermischt mit ächzenden Jammertönen von Männern, Weibern und Kindern herauf. Am Rande des Abgrundes bewegten sich Sterne, einige mit fast erlöschendem Lichte, andere durch umgebende Nebeldünste schimmernd, andere in hellem Glanze strahlend. Eine unbekannte Stimme ermunterte mich zu fragen, was ich zu wissen wünschte. Ich bat um eine Erklärung der verschiedenartigen Sterne. Diese Sterne, sagte die Stimme, sind Seelen. Die lichtlosen sind Seelen von Menschen, die in Sinnlichkeit versanken, die zweiten waren im Kampfe von Vernunft und Leidenschaft befangen, die dritten erhielten sich durch Tugend und Vernunftherrschaft die angeborne reine Schönheit. — Ich wollte noch weiter fragen, aber ein heftiger Schmerz, als würde mir der Kopf gewaltsam zusammengedrückt, raubte mir die

Stimme. Ich verlor die Besinnung, und fiel ohnmächtig zu Boden. Wie ich wieder heraufgekommen bin, davon weiß ich nicht das Geringste." —

Das Dorf Askra. Der Musenhain. Die Roßquelle. Der Berg Helikon. Der Dichter Hesiodos.

Wir verlassen die düstere Schlucht, und wenden uns nach dem kleinen freundlichen Dörfchen Askra. Hier säuselt uns auf einem Hügel, vom Morgenscheine röthlich leuchtend, ein den Musen geheiligter Hain entgegen. Kühlung athmet, und eine feierliche Stille, die ringsum waltet, wird nur vom Gesange tonreicher Vögel und vom leisen Gemurmel der Quelle Aganippe unterbrochen.

Wie wohlthuend und freundlich wirkt diese Scene der Ruhe und des Friedens auf das menschliche Gemüth! Wie glücklich preisen wir die ländlichen Bewohner, die ihre kleinen Wohnungen hier in das Dickicht, wie die Vögel ihre Nester, hineingebaut haben!

Im einsamsten Theile dieser Waldgegend erblicken wir die Bildsäulen der Musen und ihrer Lieblinge unter den griechischen Dichtern. Nicht ferne davon sprudelt die Quelle Hippokrene, welcher man die Kraft zuschrieb, die Dichter zu Gesängen zu begeistern. Manche Poeten belieben noch heut zu Tage figürlich daraus zu schöpfen, daher auch ihren Ge-

ichten etwas Wässeriges beiwohnt. Einst, so lautet die mythische Sage, überließen sich die Musen hier dem Entzücken der höchsten Begeisterung. Gesang und Saitenspiel klangen so mächtig, daß der Zauber des mächtigsten Entzückens die todte Natur ringsumher belebte, Berge und Hügel, von Lust durchdrungen, aufhüpften. Das verdroß den grämlichen Wassergott Neptunus, und er sandte ein Roß, den weltbekannten Pegasus, um das poetisch-musikalische Freudenfest gewaltsam zu stören. Das Erscheinen des Rosses im Heiligthume der Musen verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht. Die Begeisterung verflog im Augenblicke; Gesang und Saitenspiel verstummte. Das Roß, triumphirend über seine Macht, schlug mit stampfendem Fuße auf den Boden, und siehe da! das Wasser der Hippokrene brach hervor.

Nun wollen wir den hohen Helikon, auch ein Lieblingsaufenthalt der weiland Musen, besteigen. Die außerordentliche Reinheit der Luft und die Wohlgerüche der fruchtbaren Gegend wirken stärkend; auch finden wir ja viel Schatten unter den alten Bäumen, und mehrere Tempel, um auszuruhen, und können uns mit köstlichen Früchten laben.

Man schreibt diesen und den Pflanzen des Helikon eine solche Heilkraft zu, daß ihr Genuß selbst den Schlangen ihr Gift nehmen soll.

Die Sage, welche in der Nähe von Askra einen Musenberg und einen Musenhain, und eine Quelle der Begeisterung erdichtete, hatte ihren Grund wahrscheinlich da-

rin, daß diese Stadt der Geburtsort eines der vorzüglichsten Dichter, des Hesiodos, war.

Von seinem Leben wissen wir, wenn Vermuthungen und Widersprüche, wie billig, nicht gelten dürfen, so viel als nichts. Die zwei Brüder einer schönen Schwester, mit welcher Hesiodos eine Liebschaft hatte, ermordeten den armen Dichter. Er behauptet unter den Griechen als Lehrdichter den ersten Rang. Das Gedicht, worauf sein vorzüglichster Ruhm sich gründet, führt den Titel: „Werke und Tage." Er ertheilt in demselben Vorschriften theils für das häusliche Leben, vorzüglich für kluge Anordnung und Verwaltung des Hauswesens, theils für die sittliche Ausbildung des Menschen. Dazu kommt noch eine besondere Belehrung über die Ordnung, in welcher der Landmann seine Geschäfte betreiben soll. Hesiodos ist zwar kein feuriger, erhabener, hinreißender Dichter, er weiß uns aber durch sein edles, reines, stilles und frommes Gemüth sanft zu gewinnen, und bezaubert unmerklich durch die klare Einfachheit und holde Anmuth der Darstellung, wie durch den harmonischen Wohllaut der Sprache und des Versbaues, Eigenschaften, die um so mehr gefallen, je ungekünstelter und anspruchsloser sie sich zeigen.

Die Stadt Theben. Character und Staatsverfassung der Thebaner. Pindar's Leben und Siegesgesänge.

Wir stehen nun vor der siebenthorigen Stadt Theben die für das Haupt der böotischen Städte gelten will, ohne

deshalb von Allen als solches anerkannt zu werden, da jede derselben Ansprüche auf Unabhängigkeit macht, und ihre eigenen Abgesandten zu den Reichstagen schickt, wo die gemeinschaftlichen Angelegenheiten Böotien's verhandelt werden.

Die Böotier besitzen eine außerordentliche Leibesstärke, sind auch sehr tapfer, mitunter etwas roh, und dennoch besondere Freunde der Musik, vorzüglich der Flöte, die fast jeder spielen lernt. Speise und Trank gelten ihnen sehr viel; bei Gastmählern und Zechgelagen vergessen sie die Mäßigung. Die Thebaner zeichnen sich vor den übrigen Böotiern durch ihren höhern Ehrgeiz aus, sind dabei auch keck, ja sogar übermüthig, jähzornig, folglich zu Beleidigungen schnell. Meuchelmord ist bei ihnen nichts Ungewöhnliches. So rauh und abstoßend die Männer sind, eben so hold erscheinen die Frauen, von hoher Gestalt, wohlgebildet, edel in Gang und Haltung, die Stimme schmelzender Wohllaut. Schade, daß sie das Gesicht, gleich den Israelitinnen, so verdecken, daß man nur die Augen sieht. Das blonde Haar windet sich auf dem Scheitel in einen zierlichen Knoten; den hübschen Fuß schmücken sehr kleine purpurfarbige Schuhe.

Das Wesentliche, was ich von der thebanischen und böotischen Staatsverfassung sagen kann, besteht darin, daß sie nebst eigenen Senaten zwei Hauptstaatswürden hatten: Böotarchen und Polemarchen.

Die ersteren hatten den Vorsitz auf den Reichstagen und den Oberbefehl über die Kriegsheere. Da ihre Macht sehr groß war, so durfte Keiner dieses Amt länger als ein Jahr bekleiden, nach dessen Verlaufe er es bei Lebensstrafe niederlegen mußte.

Die Polemarchen hatten die gerichtliche Untersuchung der Verbrechen, die Vorladung der Angeklagten, und die Bestrafung der Verbrecher zu besorgen.

In der thebanischen Kriegsmasse mache ich vor Allem auf die sogenannte heilige Kohorte aufmerksam. Sie besteht aus dreihundert Jünglingen, die in der Burg von Theben gemeinschaftlich erzogen werden. Jeder von ihnen wählt sich einen Freund, mit dem er ein Herz und ein Sinn ist. Das Band, welches sie vereinigt, kann nur der Tod zerreißen. Man mag sich denken, daß solche feurige treue Jünglingsseelen auf dem Schlachtfelde Wunder der Tapferkeit wirken mußten, sie mochten siegen oder fallen.

In einem kleinen Flecken bei Theben ward Pindar geboren, er, durch dessen Gesänge die lyrische Poesie einen neuen, ja den höchsten Schwung erhielt, dessen sie sich bis jetzt rühmen kann. Durch ein seltenes Zusammentreffen fügte sich's, daß Pindar während der Feier der pythischen Spiele geboren wurde, die er nachher durch seine Siegeshymnen so verherrlichte. Er selbst fand an diesem Umstande solches Wohlgefallen, daß er nie unterließ, bei jedem dieser Spiele alljährlich anwesend zu sein. Sein Vater, ein Flötenspieler, weihte ihn zuerst der Tonkunst. Ein gewisser Lasus lehrte ihn die Lyra spielen; Pindar erwarb sich hiermit das Recht der Meisterschaft. Der Dichter Simonides unterrichtete diesen seinen Enkel in der Dichtkunst; auch die Dichterin Myrtis und ihre Schülerin Korinna nahmen an seiner poetischen Ausbildung thätigen Antheil. In der Gesellschaft so geistreicher Männer und Frauen ent-

faltete Pindar's Genius seine jugendlichen Schwingen. Als er sein vierzigstes Lebensjahr erreichte, hatte sich sein Ruhm schon so verbreitet, daß man ihn bei allen öffentlichen Spielen, wo er erschien, mit großen Ehrenbezeugungen empfing. Staatsmänner und Feldherren bewarben sich um seine Freundschaft, und schätzten sich's zur Ehre, von ihm besungen zu werden, wenn sie in den Wettkämpfen den Siegespreis erhielten. Die Priester widmeten ihm, als echtem Musenpriester, auf der erhabensten Stelle des Tempels einen eigenen Sitz, worauf er, allen Zuhörern sichtbar, seine Hymnen mit Begleitung der Lyra vortrug. Könige wetteiferten, ihn zu ehren und zu belohnen. Alexander der Große, als er, nach Pindars Tode, Theben mit Feuer und Schwert zerstörte, geboth, Pindars Haus und Nachkommen zu schonen. Die Athenienser errichteten ihm eine eherne Statue, die ihn sitzend mit einer Lyra und mit einem aufgeschlagenen Buche, das Haupt mit einem Diadem geschmückt, vorstellte. Er fiel, als er im Theater sitzend, den scenischen Spielen zusah, in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht mehr erwachte.

Der größte Theil seiner Gedichte (Hymnen, Dithyramben, Lieder für Mädchen-Chöre, festliche Tanzgesänge, Elegien, auch mehrere Tragödien) ist verloren gegangen; nur fünfundvierzig Siegeshymnen, die er bei den olympischen, isthmischen, pythischen und nemeischen Spielen dichtete und vortrug, haben sich erhalten. Er besingt in diesen Festliedern die Sieger in den öffentlichen Spielen, ihr Leben, ihre großen und schönen Thaten, den Ruhm ihrer Ahnen und ihres Vaterlandes, preist auch ihre glückspendenden Schutzgötter,

und geht dann zum Lobe derjenigen Gottheit über, zu deren Ehre die Spiele gefeiert werden. Pindar durchfliegt wohl in den meisten dieser Hymnen einen gewissen Kreis von Ideen, bewegt sich aber dabei mit solcher Freiheit, daß keine der andern gleicht. Im Eingange schwebt sein Geist in stiller Erhabenheit auf den Flügeln der Andacht; dann lodert die Flamme immer höher und höher, ohne je in wilden Brand auszuarten. Kühne Bilder drängen sich, dennoch aber hallt der feierliche Grundton mit edler Würde durch das Ganze fort. Wer den Pindar für wild und ungestüm und regellos hält, kennt ihn entweder gar nicht, oder nur aus mißlungenen Uebersetzungen.

In allen pindarischen Hymnen wechseln erhabene Sprüche mit glänzenden Gleichnissen. Der Ideenflug ist so schnell und kühn, daß ein träger Geist nicht zu folgen vermag, und über Mangel an Verbindung oder Dunkelheit klagt, wo geniale Ordnung und himmlisches Licht walten. Verirrt sich der Feuergeist auf seiner weiten Bahn auch hie und da ein Bischen, spendet er auch manchmal die Fülle des Schönen etwas verschwenderisch, so sind dies Fehler, in die nur Wenige gleich ihm verfallen können, Fehler, die mehr werth sind, als die zahmen Schönheiten Vieler. Das haben seine unglücklichen Nachahmer zur Genüge bewiesen, und gezeigt, daß es kein undankbareres Unternehmen geben könne, als das: Nachahmen wollen, was der echte Genius in seiner höchsten Begeisterung schuf.

Diejenigen, die, von Pindars Feuer entzündet, von ihm selbst mit feuriger Zunge sprachen, haben ihn bald einem Waldstrome verglichen, der, von Regengüssen auf-

schwellend, sich über seine Ufer ergießt, und über Felsen stürzt; bald einem Adler, der sich über die Wolken emporhebt, bis zu dem Throne der Götter u. s. w. Wer in Pindars Gesängen wahren Genuß finden will, muß sie mehr als einmal lesen, um die Fülle der gedrängten Gedanken, der reich ausgestreuten Bilder und Blumen, der gehäuften Mythen, der gewagten Wortverbindungen, der kühnen Sprünge, der kräftigen Sprüche, der Periodenströme, der neuen Ausdrücke, der schimmernden Gleichnisse, u. s. w. zu fassen und klar zu überschauen. Man hat ihn einen Bothen der Götter genannt, und mit Recht, denn wir wandeln in der olympischen Halle seiner Hymnen unter Göttern und Heroen; doch sollte auf der Vorderseite des Pantheon die Aufschrift schimmern: „Bis hieher und nicht weiter!"

Pindar selbst dachte, so wie sein Vaterland, groß von dem Werthe der Siegespreise und der Hymnen.

In einer derselben singt er:

> Der Elemente bestes ist Wasser;
> Gleich bei der Nacht entzündeter Flamme
> Strahlet des Goldes Glanz
> Weit über jeglichen Reichthum hervor.
> Willst du aber, mein Geist,
> Kämpfe besingen, so schaue nicht
> In dem einsamen Äther
> Nach einem glänzendern Gestirn,
> Als die Sonne, um,
> Noch singe einen schönern Kampf
> Als den olympischen!

Aber die Macht der Gesänge dringt selbst bis in das Reich der Unterwelt hinab; da

Horchen die Schatten
Im Reiche des dunkeln Hades,
Wie der Hymnen sanfter Thau
Ihre erhabenen Tugenden netzt;
Da vernehmen sie ihr Glück
Und den mit ihnen getheilten Ruhm
Ihres Sprößlings.

Der kühne Heldensänger fühlt auch die ganze Stärke der Liebe:

Stets dem Amor zu huldigen
Und die Blüte der Liebe zu pflücken,
Sei des Jünglings Loos!
Mir schmilzt an den Strahlen der Liebe das Herz,
Gleich dem Wachse der Bienen.

Attica. Die Stadt Athen und ihre Merkwürdigkeiten.

Die Landschaft Attica bildet eine Halbinsel, die sich von dem nördlich begrenzenden Böotien in südöstlicher Richtung gegen das ägäische Meer erstreckt, und mit dem hohen Vorgebirge Sunium endigt, an dessen Fuße ein Tempel der Minerva, der Schutzgöttin Athen's, gleichsam als Sinnbild steht, um die Heimath der Kunst und Weisheit anzudeuten, ringsumher Gebirge, von mäßiger Höhe und angenehmer Gestalt, aber steinig und ohne Wälder.

Aus ihnen entspringen mehrere kleine Flüsse und Bäche. Die reine Luft gestattet Aussicht in weite Fernen. Das Klima ist mild im Sommer und im Winter; der Boden nicht sehr fruchtbar, bringt nicht einmal so viel Getrei-

de hervor, als das Land für sich bedarf. Reich ist Attica, nur durch die Cultur der Olivenbäume, durch den Honig, welcher auf dem Berge Hymettus gesammelt wird, durch den schönen weißen Marmor, welchen der Berg Pentelicus liefert, und durch das sehr ergiebige Silberbergwerk Laurion. Den Mangel an Fruchtbarkeit ersetzt die Thätigkeit und Betriebsamkeit der Einwohner.

Wir setzen uns an dem, mit duftenden Kräutern bedeckten Ufer des Cephissus, dessen kristallhelles wohlschmeckendes Wasser an der Nordseite der vor uns liegenden Stadt Athen dahin gleitet. Gegenüber, auf der südlichen Seite, ragt der Berg Hymettus empor, an dessen Fuße der Ilissus vorüber flutet.

Athen liegt auf einer weiten, von mehreren Felsenhügeln unterbrochenen Ebene. Auf dem größten und höchsten dieser Hügel erhebt sich die Burg, Cecropia, genannt nach ihrem Erbauer Cecrops. Hier ließen sich die ersten Bewohner nieder. Rings um die Felsenburg breitet sich die Stadt aus, vorzüglich nach dem Meere hin. Außerhalb derselben befinden sich die drei Häfen Piräus, Phalerus und Munychia, durch die sogenannten langen Mauern mit der Stadt verbunden.

Herrliche Gebäude, Tempel, Theater, Säulenhallen, Meisterwerke der Bildhauerei und Malerei sind hier in Menge vorhanden. Ich beschränke mich darauf, nur das Merkwürdigste des Merkwürdigen zu zeigen.

Zuerst erregen unsere Aufmerksamkeit die Propyläen, ein prächtiges Gebäude, durch welches man in die Burg kommt. Dorische und jonische Säulen stützen und

schmücken es von außen, herrliche Statuen und Gemälde im Innern. Am Eingange steht ein Tempel der Siegesgöttin. Dort prangt das Parthenon, ein der Minerva gewidmeter Tempel, der größte und schönste unter den unzähligen Tempeln dieser Stadt. An den beiden Hauptseiten befinden sich doppelte Säulenhallen. Tritt man in das Innere, so wird man durch die Schönheit der symmetrischen Verhältnisse entzückt. Das Bildniß der Göttin, ein Meisterstück des Phidias, ist von Elfenbein und Gold; die Augen bildet ein leuchtender Edelstein. Die kolossale Statue gibt einen imponirenden Anblick. Ein langes Gewand fließt zu ihren Füßen herab. Auf dem Haupte ruht ein Helm mit einer Sphinx. Ihre Rechte hält eine Lanze, die Linke trägt eine Siegesgöttin. Die Brust wird von der Aegide bedeckt, auf deren Mitte das mit Schlangen umwundene Medusenhaupt erscheint. Zu den Füßen der Statue lehnt der Schild, worauf der Kampf der Giganten mit den Göttern, der Kampf der Amazonen, und der Kampf der Centauren mit den Lapithen abgebildet ist.

Das Gold, welches zu dieser Bildsäule verarbeitet wurde, soll nach unserm Gelde siebenmal hunderttausend Thaler betragen. Solche Verschwendung des edelsten Metalls machte manche Finger darnach lüstern. Die Schlangen am Medusenkopfe und die Flügel der Siegesgöttin, sämmtlich vom reinsten Golde, wurden entwendet. Endlich entführte ein gewisser Lachares den größten Theil der Verzierungen nach Böotien. So wurde die jungfräuliche Göttin von allen Seiten angefochten und beraubt!

Jenes, auf hundertundzwanzig Marmorsäulen ru-

hende Prachtgebäude ist das Pantheon, ein, der gesammten Götterschaft gewidmeter Tempel, auf dessen Außenseite auch die ganze Göttergeschichte eingegraben ist. Wenden wir die Augen nun auf jenes, in einem Halbkreise mit steinernen Sitzen angelegte Gebäude, dessen Dach aus vielen ausgespannten Segeltüchern besteht, die in einen Punkt spitzig zusammenlaufen und einem Zelte gleichen! Es ist das Odeon. Hier werden poetische und musikalische Wettstreite gehalten; auch pflegen gelehrte Männer ihre neuesten Werke hier öffentlich vorzulesen.

Nicht minder schön ist das Prytaneum, wo die Prytanen (Senatoren vom ersten Range) sich über das Wohl des Staates berathen und auf Kosten des Staates gespeiset werden.

Einen auffallenden Kontrast gegen die architektonische Pracht, die wir bisher gesehen haben, bildet die schlichte Einfachheit des Areopagus, des Versammlungsplatzes für den ältesten und höchsten atheniensischen Gerichtshof. Der Platz befindet sich auf einem Hügel nächst der Burg, und ist nur mit einem einfachen Dache bedeckt, sonst auf allen Seiten offen, und ohne irgend eine Verzierung. Die in einem Halbkreise stehenden steinernen Sitze gehören den Richtern; die zwei Sitze vor diesen, einander gegenüber, sind für den Kläger und den Beklagten bestimmt. Am Eingange der Halle sind an zwei Säulen Solons Gesetze zu lesen.

Unter der Menge von Säulengängen mache ich vorzüglich auf die Pöcile aufmerksam; sie ist mit den schönsten Gemälden der berühmtesten Künstler geschmückt.

Der Maler Mikon ließ sich seine Arbeit bezahlen, Polignot nahm nichts, und erhielt dafür die Ehre freier Bewirthung in ganz Griechenland. Dieser Säulengang hieß früher Stoa. Der Philosoph Zeno lehrte hier die Weisheit, daher der Name der stoischen Philosophie und der Stoiker.

Am Ufer des Ilissus steht das Lyceum. Es ist dem Apollo Lucius geweiht, und hiernach benannt, und zwar deshalb, weil man von dem Gotte, der die Krankheiten des Leibes heilt, auch Kraft und Geschicklichkeit in den Kampfübungen des Leibes und der Seelengesundheit erwartet.

Zwischen den verschiedenen Gebäuden findet man hier schöne Gärten mit erquickenden Schattengängen. Der weise Aristoteles pflegte hier seinen Schülern im Spazirengehen Unterricht zu ertheilen, daher seine Schule die peripatetische (von dem Worte περιπατεω, spaziren, herumwandeln) also die wandelnde genannt wurde.

Eine gleiche Bestimmung hat auch der Kynosarges und die Academie für Leibes- und Geistesübungen. Die letztere ist mit anmuthigen Hainen und Spazirgängen umgeben, einladend zum philosophischen Nachdenken und zu künstlerischem Phantasiren. Auch hier ertheilten Philosophen ihren Schülern Unterricht, Plato in der Academie, und sein Gegenstück, der Ciniker Antisthenes, im Kynosarges.

Character der Athener. Das Schlachtfeld bei Marathon. Die Stadt Eleusis.

Wir haben die Prachtgebäude Athen's gesehen; nun wollen wir auch den Character des Volkes betrachten, welches diese Gebäude besucht und belebt.

Die Athener sind sehr lebhaft, reizbar, eitel und veränderlich. Uebergänge von einem Extreme zum andern sind nichts Seltenes: kleinliche Verzagtheit und feuriger Muth, Grausamkeit und Edelsinn, Härte und Zartgefühl wechseln unaufhörlich. Bald leichtsinnig wie Kinder, bald eigensinnig wie diese, verwerfen und hassen sie, was sie kurz vorher liebten und vergötterten. Witzige Einfälle thun auf sie die stärkste Wirkung. Wer sie zu begeistern oder zum Lachen zu bringen vermag, der hat meistens gewonnenes Spiel; man erwirbt ihr Zutrauen eben so leicht, als man es wieder verliert. Von Schmeichlern lassen sie sich gängeln; Beredtsamkeit leitet sie zum Guten wie zum Bösen. Andere Charakterzüge der Athener sind: ihre Neigung für Kunst und Wissenschaft; Hang zur Ironie, die Alles bespöttelt, und eine grenzenlose Neugierde; dabei sind sie den Vergnügungen sehr hold.

Wir verlassen die Hauptstadt, und besuchen nur noch zwei Orte, ehe wir aus Attica wandern. An einem schönen Abende kommen wir bei dem Flecken Marathon an, vor dem sich eine lange schmale Ebene dehnt. Schon dunkelt tiefe Dämmerung, so eben steigt der Vollmond herauf. Wir stehen auf einem Schlachtfelde, welches die Asche von Tausenden birgt. Die Griechen erfochten hier unter der Anfüh-

rung des Miltiades einen glorreichen Sieg über die Perser. Säulen sind die Denkmähler der Helden, die hier den Tod für das Vaterland starben. Die darauf geschriebenen Namen dienen statt aller Lobpreisung.

Die Stadt Eleusis ist nach Athen die ansehnlichste im Lande. Man geht von Athen auf dem sogenannten heiligen Wege nach Eleusis, welches in geringer Entfernung vom Meere auf einer Ebene am Fuße eines großen Hügels liegt, worauf ein Tempel der Ceres und ihrer Tochter Proserpina steht, eben so groß als prächtig gebaut. Hier werden die eleusinischen Geheimnisse gefeiert.

Die Landschaft Achaja. Korinth. Der Philosoph in der Tonne.

Wir halten nun unsere Station in dem Küstenlande Achaja, welches nördlich an den Meerbusen von Korinth, westlich an das jonische Meer grenzt.

Die Ufer dieses schmalen Landstriches sind felsig, und deshalb größtentheils unzugänglich. Das Innere des Landes ist gebirgig, der Boden mager und wenig fruchtbar; dennoch aber wußten die Achajer durch Fleiß und Betriebsamkeit sich wohlhabend zu machen. Die glückliche Lage an der See begünstigt den Handel.

Die Achajer sind ein sehr ruhiges Volk. Zufrieden mit dem, was sie besitzen, streben sie weder nach Vergrößerung, noch nach Einfluß auf die übrigen hellenischen

Staaten. Sie haben zwar weder große Feldherren, noch ausgezeichnete Schriftsteller und Künstler, aber gute Gesetze. Zwölf Städte, deren jede ihr eigenes kleines Gebiet hat, bilden einen Verein unter dem Namen des achäischen Bundes, welcher einen permanenten Beweis von der glücklichen Ruhe des National-Charakters liefert, indem keine dieser Städte sich einen Vorrang anmaßen und über die andern sich erheben will.

Durchfliegen wir diese Städte, so sehen wir in Pellene das Fest der Lampen, deren eine Menge in einem Tempel des Bacchus angezündet wird; dabei vertheilt die Obrigkeit Wein unter das Volk. Die Stadt Aegira wird dem Leser ohne Zweifel schon ihres guten Einfalles wegen gefallen. Die benachbarten Sicyonier überfielen einst die Stadt plötzlich. Die Aegirer hatten zu wenig Mannschaft. Was thun sie, dem Mangel abzuhelfen? Sie bewaffnen ein kleines Heer von — Ziegen, denen brennende Fackeln an die Hörner gebunden werden. Die bärtigen Amazonen rücken in der Nachtzeit, ihre große Bestimmung nicht ahnend, mit ihren lodernden Waffen gegen den Feind, der sie für hülfreich herbeieilende Bundesgenossen der Aegirer hält, und ohne Schwertstreich abzieht.

Die unglückliche Stadt Helice ging in einer Nacht durch ein Erdbeben zu Grunde. Das Meer brauset über ihre Tempel und Paläste, und über die Leichengerippe der Einwohner dahin. Ein kleiner Flecken, der neben der versunkenen Stadt nun dasteht, scheint gleichsam ihr Trauerdenkmahl vorzustellen.

Ein gleiches Schicksal traf auch die alte Stadt

Aegium; abwesende Bürger erbauten aus Dankbarkeit, daß sie der Zerstörung entgangen waren, nach ihrer Rückkunft eine neue in der Nähe der versunkenen. Hier kommen jährlich im Frühlinge die Abgeordneten der zwölf Städte zusammen, um sich über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu berathen, denn es tritt der seltene Fall ein, daß diese Städte, obschon jede für sich selbstständig ist, doch gleiche Gesetze und gleiche Obrigkeiten haben, und in so friedlicher Einigkeit leben, daß sie zusammen ein Ganzes auszumachen scheinen, ein wahres Gegenstück zu den übrigen griechischen Staaten, wo Eifersucht und Uneinigkeit zu Hause sind. So bildet z. B. schon das angrenzende kleine Sicyon einen auffallenden Kontrast, indem dessen Einwohner sich in alle griechischen Händel einmischen. Die gleichnamige Hauptstadt hat sich durch eine treffliche Malerschule und durch verschiedene hier verfertigte Kunstarbeiten berühmt gemacht. Alle jungen Leute erhalten Unterricht im Zeichnen.

Wir kommen nun in das Gebiet von Korinth, auf der schmalen Erdzunge zwischen dem ägäischen und dem jonischen Meere. Dieses Ländchen ist nicht größer als Sicyon und eben so wenig fruchtbar, dabei sehr gebirgig und steinig, und doch sehr reich, und auch in Beziehung auf politische Verhältnisse wichtig, theils durch die glückliche Lage seiner Hauptstadt, theils durch Handel und Schifffahrt. Die Stadt Korinth, auf einer schmalen Erdzunge, zwischen zwei Meeren prangend, ist der Stappelort und Vereinigungspunkt nicht nur des nördlichen und südlichen Griechenlands, sondern auch zwischen Europa und Asien. Sie liegt am Fuße eines hohen steilen Berges, auf dessen spitzigem Gipfel die sehr

stark befestigte Burg Akrokorinthos zu den Wolken ragt. Der Stadt selbst dient auf der einen Seite der Berg zum Schutze, die drei übrigen Seiten sind mit starken und hohen Wällen umgeben.

Wir erklimmen zuerst den höchsten Gipfel des Berges, wo uns eine Aussicht erwartet, die wir nicht sobald wieder finden. Zu unsern Füßen erblicken wir die große, reiche, prächtige, gewerbvolle und kunstliebende Stadt mit ihren Tempeln, Theatern, Wasserleitungen und Palästen, weiterhin die beiden Meerbusen und ihre mit Schiffen angefüllten zwei Häfen und die mitten durchlaufende Erdspitze. Lassen wir die schwelgenden Augen nun in die Ferne schweifen, so zeigen sich uns, von blauem Dufte umflossen, die hochaufragenden Gipfel des Helikon und des Parnassus, ja selbst die Burg von Athen. Oestlich von Korinth rauscht uns auf der Landenge Isthmus ein Fichtenhain mit einem Tempel des Neptun entgegen, dessen weißer Marmor aus dem dunkeln Nadelholze licht hervorblinkt. Auf dem großen Platze nebenan versammelt sich Griechenland zur Feier der isthmischen Spiele. Im Tempel ist der Muschelwagen des Meergottes zu sehen. Neptun und Amphitrite stehen auf demselben. Die Rosse sind von Elfenbein, mit Gold bedeckt. In einem nahen Fichtengange sind die Bildnisse der Sieger in den Festspielen aufgestellt.

In der Stadt selbst wetteifern die Privatgebäude mit den öffentlichen an Schönheit und Pracht; nebstdem ist sie voll Warenlager und Manufacturen, wie es der Zwischenhandel von Europa und Asien erheischt. Korinth kann sich zwar nicht rühmen, ausgezeichnete Künstler zu besitzen, wohl

aber Meisterstücke von Gemälden und Bildsäulen, auf deren Beischaffung hier große Summen verwendet werden.

Die Korinther sind das vorzüglichste Handelsvolk Griechenlands; Speculation und Verkehr die Gegenstände ihres rastlosen Strebens. Sie sind Kaufleute im vollsten Umfange des Wortes, haben einen großen Hang zu Pracht und Vergnügungen, schätzen die Wissenschaften, in sofern sie Nutzen bringen, und lieben die Künste, in sofern sie ihnen Unterhaltung verschaffen, in welchem Falle auch gute Bezahlung Statt findet. Da man in Korinth Beschäftigung und Brot sehr leicht findet, so gibt es hier auch nicht so viel müßiges Volk wie in Athen und andern großen Städten Griechenlands. Die Weiber zeichnen sich durch ihre Schönheit in eben dem Grade aus, als die Männer sich durch ausschweifende Unsittlichkeit entwürdigen. Korinth ist daher der Tummelplatz zahlloser Buhlerinnen.

Einen grellen Kontrast gegen die in dieser Stadt herrschende üppige Lebensweise bildete der cinische Philosoph Diogenes, der sich längere Zeit an einem Haine, unfern der Burg Akrokorinth aufhielt, und eine Tonne zu seiner Behausung wählte. Das Wesentliche seiner Philosophie bestand in der Verachtung alles philosophischen Wissens, aller Bedürfnisse des Lebens, und aller gesellschaftlichen Verhältnisse. Dies erregte, so wie alles Excentrische, großes Aufsehen. Diogenes wurde das Tagsgespräch und ein Modeartikel seiner Zeitgenossen, erhielt Besuche aus allen Gegenden, und gefiel sich in der übernommenen Rolle immer besser. Das Schroffe seiner Philosophie wurde desto pikanter durch den Gegensatz, worin es zu seinem Charac-

ter stand, denn der Mann welcher Alles geringschätzte oder verwarf, war zugleich sehr heitern Sinnes, lebhaft und witzig, und wußte damit eben so anzuziehen, als er durch seine Rauhheit und Unverschämtheit zurückstieß. Sein größtentheils lachender, nur selten bitterer Spott, voll origineller Einfälle und Bonmots, verschonte weder Groß noch Klein, weder Reich noch Arm. Der Erfolg war nichts weniger als wichtig, denn er bewirkte keine Besserung, aber desto mehr Belustigung.

Schon das Aeußere dieses philosophischen Unholds war auffallend. Er trug nur einen weiten Mantel, weder Unterkleid noch Schuhe. Ein langer Bart und ein dicker Knotenstock vollendeten das Bild der Verwilderung. Seine ganze Habe verwahrte ein auf der Schulter hängender Quersack. So gewaltig er auch oft, ohne Rücksicht auf Stand und Rang zu nehmen, die satyrische Geißel über Thorheiten, Mißbräuche und Laster seiner Zeit schwang, so drängte man sich doch aus nahen und fernen Gegenden an ihn; selbst das Unanständige in That und Wort des rohen Naturphilosophen vermochte nicht, die Neugierigen abzuhalten, deren Einige sich an der Wahrheit seiner Aeußerungen erbauten, während die Andern sich durch seine treffenden Antworten die lange Weile vertrieben. So wie die Zuhörer seine Beleidigungen nicht übel nahmen, weil das beißende Salz derselben einen eigenen Reiz hatte, eben so ertrug er selbst die Beleidigungen, die ihm angethan wurden, mit einer Gemüthsruhe, welche den Beleidiger beschämte. Nach seiner Lehre mußte man sich, um glücklich zu sein, von den Menschen, von allen bürgerlichen Verhältnissen, von allen Ele-

mentar-Einflüssen, von allen Bedürfnissen und Leidenschaften unabhängig erhalten. Nur wer das vermochte, galt ihm als Mensch. Um zu zeigen, wie wenig Menschen der Art man finde, ging er, sie zu suchen, am hellen Tage mit einer Laterne herum. Er trotzte dem Hunger oder aß die schlechtesten Speisen, ging im Winter mit nackten Füßen durch den Schnee, und legte sich im Sommer auf den glühend heißen Sand.

Um den Leser einige Tropfen von der Essenz seines Witzes kosten zu lassen, soll er in einem Gespräche mit einem neugierigen Fremden auftreten, der in fünf Minuten gern Alles wissen möchte, um die vernommenen guten Einfälle sogleich in Umlauf zu bringen.

Fremder. Und welches Thier hältst du für das gefährlichste?

Diogenes. Unter den wilden Thieren den Verleumder, unter den zahmen den Schmeichler. Und willst du noch obendrein ein Gleichniß, so sag' ich dir, die Schmeichelei gleicht einem Grabsteine. Unten ist der Staub und Moder, oben steht das Wort Freundschaft eingegraben.

Fremder. Welchen Nutzen bringt dir deine Philosophie?

Diogenes. Sie lehrt mich auf Alles gefaßt sein.

Fremder. Du hast jüngst den olympischen Spielen beigewohnt. Waren sie stark besucht?

Diogenes. Es gab viele Zuschauer, aber wenig Menschen. Zwar — Menschen habe ich nirgends gesehen, zu Sparta wenigstens doch Kinder, und seit meiner Rückkehr nach Korinth däucht es mir, als sei ich aus den Wohnungen der Männer in die Frauengemächer gekommen.

Fremder. Wie hat dir die kleine Stadt Myndus mit ihren ungeheuer großen Thoren gefallen?

Diogenes. Ich habe den Einwohnern gerathen, die Thore zu schließen, damit ihnen die Stadt nicht davon laufe.

Fremder. Warum nennt man dich einen Hund?

Diogenes. Weil ich denen liebkose, die mir zu essen geben, diejenigen anbelle, die mir etwas verweigern, und die Boshaften beiße.

Fremder. Warum speisest du denn auf öffentlichem Markte?

Diogenes. Weil mich auf öffentlichem Markte hungert.

Fremder. Höre, Diogenes! es lachen Viele über dich.

Diogenes. Aber ihr Lachen trifft mich nicht.

Fremder. Gib mir zum Abschied noch einen guten Rath, wie ich mich an meinen Feinden rächen kann.

Diogenes. Am besten dadurch, wenn du tugendhafter wirst.

Fremder. Nimm meinen Dank für die Grobheit.

(Er gibt ihm eine Ohrfeige.)

Diogenes (sehr ruhig). Du lehrst mich, daß ich einen Helm tragen sollte. —

So benahm sich der Mann, der, als der große Alexander vor seiner Tonne stand und ihm erlaubte, sich eine Gnade auszubitten, von dem macedonischen Könige nichts verlangte, als — daß er ihm aus der Sonne gehe.

Als der hochbejahrte Mann die Annäherung seines letzten Stündchens merkte, kurze Zeit vor dem Anfange der olympischen Spiele, setzte er sich am Wege nach Olympia, und lud die Menge der Vorübergehenden ein, ihn sterben

zu sehen. Er fühlte sich also stark genug, so zu sterben, daß Tausende am Schauspiele seines Todes sich erbauen konnten, und er als Sieger im großen Lebens-Wettrennen des Preises gewiß war.

So endete dieser, in seiner Art einzige Mann. Er wäre ein höchst achtungswürdiger Philosoph gewesen, wenn er die Anwendung seiner Lehren nicht zum Extrem getrieben, und sich dadurch zum philosophischen Sonderling verkrüppelt hätte. So schwer ist es, sich auf dem schönen Pfade zwischen den beiden Abwegen: „Zuviel und Zuwenig" zu erhalten! — Und doch liegen die schneidendsten Kontraste einander im Leben so nahe: Hier ein schwelgendes Korinth mit seinen Palästen, dicht daneben ein freiwillig darbender Diogenes in seiner Tonne! Aber ach! die herrlich prangende Stadt ward von den Römern durch Feuer und Schwert zerstört und dem Boden gleich gemacht. Ein Theil der schönen Kunstwerke ward nach Rom gebracht, ein Theil verwüstet. Römische Soldaten spielten auf ihren Trümmern mit Würfeln. Der Feldherr Lucius Mummius zeigte selbst da, wo er es nicht wollte, einen solchen Mangel an Sinn für Kunstschönheit und Kunsttalent, daß er, als die Kunstwerke auf die Schiffe geladen wurden, um sie nach Rom zu führen, den damit beschäftigten Leuten zurief: Wer eines derselben verderben oder verlieren würde, müsse dafür ein anderes machen lassen.

Julius Cäsar ließ die Stadt nach hundertundfünfzig Jahren wieder aufbauen. Als die Ruinen abgetragen und selbst die Gräber durchsucht wurden, fand man neuerdings so viel irdene und eherne Gefäße (Nekrokorinthen ge-

nannt) von erhabener Arbeit, daß die Kunstsammlungen der Römer mit diesen Schätzen angefüllt wurden.

Argolis und Arkadia mit ihren Merkwürdigkeiten.

Wir betreten nun das flußreiche, bergdurchschnittene Argolis, eine Landschaft voll großer Erinnerungen an die Heroenzeit, welche den tragischen Dichtern viele Stoffe geliefert hat. Ich will nur einige der hier interessant gewordenen Personen nennen, wie z. B. den Danaus, König von Argos, welcher seinen fünfzig Töchtern ihre Gatten in der Brautnacht zu tödten befahl, weil ein Orakel ihm verkündet hatte, er werde von einem seiner Schwiegersöhne ermordet werden. Neun und vierzig Prinzessinnen vollzogen den Auftrag pünktlich; nur eine, die holde Hypermnestra, folgte nicht dem Befehle des Vaters, sondern der Stimme der Liebe, und rettete ihrem Bräutigame Lynceus das Leben. Das Abenteuer des Perseus, nachmaligen Königs von Mycenä, welcher die schöne Andromeda befreite, als man sie, an einen Fels gebunden, einem verschlingenden Meerungeheuer preisgeben wollte, haben Dichter und Bildner verewigt. Amphitryo brachte seinen Namen besonders durch den Stirnschmuck, womit Jupiter als Verehrer seiner Gemahlin Alkmene ihn zu beschenken geruhte, auf die Nachwelt. Nicht minder bekannt ist die Geschichte der brüderlichen Ungeheuer Thyestes und Atreus in Mycenä, da der erstere die Gemahlin des Bruders entehrte,

und ihr die Zunge abschnitt, damit sie das Verbrechen nicht aussprechen könne, wogegen der Letztere, Rache nehmend, den Sohn des Verbrechers tödtete, und des Knaben Fleisch dem Bruder als Speise vorsetzte. Agamemnon, König von Mycenä, ermordet von seiner Gemahlin Klitemnestra, dessen Tochter Iphigenia, und sein Sohn Orestes, welcher des Vaters Tod durch Muttermord rächte, haben Meister der tragischen Dichtkunst gefunden, die erschütternden Momente ihrer grauenhaften Schicksale darzustellen.

Will der Leser nun die merkwürdigen Städte dieser Landschaft kennen lernen, so zeige ich ihm zuerst die Hauptstädte Argos und Mycenä; dann führe ich ihn nach dem Flecken Lernä, berühmt durch den Mord, welchen die Danaiden hier an ihren Gatten begingen, und durch die Hydra, ein geflügeltes Schlangen-Ungeheuer mit neun Köpfen, welches Herkules tödtete. Eine gewaltige That! Und doch scheint es mir noch weit schwerer, einem eigensinnigen Menschen Einen Kopf zu brechen, als neun Köpfe dem gräßlichsten Ungeheuer abzuschlagen. Außerhalb Nemea hielt sich der berühmte grimmige Löwe auf, welchen gleichfalls der starke Herkules tödtete.

Epidaurus, an einer kleinen Bucht der Insel Aegina gegenüber liegend, ist eine wichtige Handelsstadt. In einem nahen, von Bergen rings umschlossenen Olivenhaine erhebt sich ein Tempel des Aesculap und seiner Gemahlin Epione; dabei steht ein Haus, worin die Kranken schlafen, denen der Gott der Genesung in Träumen offenbart, welcher Heilmittel sie sich bedienen sollen. So vertraten Träume

hier die Stelle der Recepte, und machten die Aerzte überflüssig. Nicht fern von Epidaurus steht Trözene, die Geburtsstadt des Theseus, worin auch Hippolyt lebte, welchen die frevelhafte Liebe seiner Schwiegermutter Phädra tödtete.

Wir verlassen die tapfern, aber etwas stolzen, ja sogar trotzigen Argiver, die noch jetzt auf das Andenken an ihre ehemalige Herrlichkeit pochen, den Künsten mehr geneigt sind als den Wissenschaften, und an den Händeln der übrigen hellenischen Landschaften gern Theil nehmen. Nun winkt uns das liebliche, von den Dichtern gefeierte Hirtenland Arkadien in seiner holden Stille, ein wahres Reich des Friedens, freundlich entgegen. Wie schön und fruchtbar! besonders der westliche Theil. Hohe, waldige Gebirge umgeben und durchkreuzen das Land. Klare Bäche entströmen ihren Seiten und durchschlängeln die Gefilde. Rings umher Aecker und Wiesen, deren frisches Grün selbst der Sommer nicht versengt, reiche Vegetation, kühlende Umschattung, weidende Schafherden und fröhliche Hirten.

Wie die Natur, so ist hier auch der Character der Einwohner. Sie sind tapfer, aber ruhig, menschenfreundlich und wohlthätig, dabei arbeitsam und gastfrei; insbesondere lieben sie Dichtkunst, Gesang, Tanz und Feste, und rühmen sich, gleich den Argivern, die ältesten unter den Griechen zu sein.

Die Berge und Flüsse dieses Landes erscheinen uns vom Reize mythologischer Dichtkunst umflossen. Der Flußgott des Alpheus muß sich in das ionische Meer stürzen, um

seiner Geliebten, der Quell-Nymphe Arethusa in Sicilien, nachzueilen. Der Styx hat sich durch sein Alles zerfressendes und deshalb für giftig gehaltenes Wasser die Charge eines Höllenflusses erworben. Berg und See Stymphalus sollen der Aufenthaltsort der berüchtigten Stymphaliden gewesen sein, halb Weib, halb Raubvogel, mit eisernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, die ihre Federn wie Pfeile abschossen, Menschen und Thiere tödtend. Die eiserne Rüstung abgerechnet, findet man wohl noch heut zu Tage eine gewisse Art von Weibern, die zugleich Raubvögel sind. Der Berg Cyllene erfreut sich der Ehre, Mercurs Geburtsort zu sein, und auf dem Berge Chellidorea soll dieser Gott die Leier erfunden haben. Der Berg Mänalion wird für den Lieblingssitz des Hirtengottes Pan, zugleich Schutzgott des ganzen Landes, erklärt.

Den Staat von Arkadien bildet eine Verbindung von vielen kleinen unter sich abhängigen Völkerschaften und Städten, wie Megalopolis, Mantinea, Orchomenos, Tegea und andere.

Lakonia. Die Höhle zu Tänarus. Todtenbeschwörer. Pausanias und Kleonize. Character und Sitten der Spartaner.

Aus dem schönen friedlichen Hirtenlande Arkadien ziehen wir in das rauhe Heldenland Lakonien, von Gebirgsreihen durchschnitten, deren höchste, Taygetus, noch im Mai mit schneebedeckten Gipfeln starrt. Die Ge-

hölze beherbergen eine Menge von Wild, besonders Bären, Eber und Hirsche; dazu hat diese Gegend auch treffliche Jagdhunde.

Der Hauptfluß des Landes ist der Eurotas, an dessen Ufer die Hauptstadt Lacedämon, auch Sparta genannt, liegt. Sein Wasser soll das klarste und reinste aller Flüsse in Griechenland sein. Zu gewissen Zeiten wird er von blendend weißen Schwänen besucht. Die Stadt Sparta unterscheidet sich von allen übrigen griechischen Hauptstädten durch ihre kleinen und schlecht gebauten Häuser, noch mehr aber dadurch, daß sie weder Mauern noch Thore hat; man will, daß die Tapferkeit der Einwohner ihre Schutzwehre sei. Sie besteht eigentlich aus fünf Dörfern, die, von einander abgesondert, um einen Hügel liegen, der zugleich als Veste dient. Jedes dieser Dörfer wird von einem Volksstamme bewohnt.

Einige Tempel und ein schönes Theater von weißem Marmor sind die einzigen Zierden dieser Stadt, ihr Hauptschmuck aber die Denkmähler der für das Vaterland gefallenen Helden am Ufer des Eurotas, so einfach als der Character der Lacedämonier selbst.

Ich will den Leser nicht bemühen, mit mir in den nicht sehr merkwürdigen Städten herum zu wandern; nur die Stadt Tänarus, welche nahe an einem Vorgebirge gleiches Namens liegt, wollen wir besuchen, weil hier wunderbare Dinge vorgehen. Wir finden da einen, dem Neptun geheiligten Hain, und in demselben eine sehr tiefe grauenhafte Höhle, von welcher man glaubt, daß sie geradezu in die Unterwelt hinabführe. Durch diesen Schlund soll, wie die Sage geht,

Orpheus seine theure Ehehälfte Eurydice aus dem Orcus an das Tageslicht zurückgebracht haben. Bei dieser Höhle befinden sich eigene Todtenbeschwörer, welche die Schatten der Gestorbenen, insbesondere die der Ermordeten, welche die Ruhe der Lebenden durch Erscheinungen stören, mittelst geheimnißvoller Sprüche und Sühnopfer aus dem Todtenreiche heraufrufen, um sie zu befragen und zu besänftigen. Aehnliche Höhlen und Todtenorakel hatte man auch in anderen Ländern; ein vorzüglich berühmtes befand sich bei der Stadt Heraklea in Bythinien, einer Provinz in Klein-Asien am schwarzen Meere. Pausanias, ein berühmter lacedämonischer Feldherr, erhielt nächtlicher Weile von seiner Geliebten, der reizenden Kleonize, einen Besuch. Er schlief. Das Mädchen stieß im Dunkeln an einen Leuchter, der zu Boden stürzte. Pausanias fährt auf, glaubt sich in der ersten Betäubung des Schreckens von einem Feinde überfallen, ergreift hastig den neben ihm liegenden Dolch, und durchbohrt die Unglückliche. Sklaven eilen mit Lichtern herbei, und er erblickt die sehnlich Erwartete als Leiche, von Blut umströmt, zu seinen Füßen liegen. Die Ermordete erschien dem Schlafenden nun allnächtlich, und sprach mit drohender Geberde: „Komm vor Gericht! die Strafe harret dein, denn Wollust bringt Verderben.“ —

Von dem zürnenden Schatten unaufhörlich verfolgt, nahm er, das Gespenst zu beruhigen, seine Zuflucht zu dem Todtenorakel in Heraklea, und ließ den Geist des Mädchens beschwören und befragen. Sie erschien und sagte: Er werde von dieser Qual nicht eher befreit werden, als bis er nach Lacedämon komme. Er eilte dahin — und fand seinen Tod.

Nun muß ich auch Einiges von den Eigenheiten der Spartaner sagen. Die jungen Spartaner lassen sich vom zwanzigsten Jahre an das Haupthaar und den Bart wachsen. Ihre Kleidung ist einfach und von grobem Stoffe, ein sehr kurzer Leibrock von Wolle, ein Mantel, eine Mütze in der Gestalt eines halben Eies, und rothe Sandalen. Eben so einfach ist ihr Hausgeräthe und ihre Kost, besonders die berühmte schwarze Suppe. König Dionys von Syrakus stieß die Schüssel, woraus er davon kostete, mit Ekel zurück; die Spartaner ziehen sie allen anderen Speisen vor. Sie halten gemeinsame öffentliche Mahlzeiten in eigens dazu erbauten Sälen. Um jeden Tisch liegen gewöhnlich fünfzehn Personen auf harten Betten von Eichenholz, einen Stein zur Stütze des Ellbogens. Hierbei herrscht die größte Mäßigkeit im Essen und Trinken. Sie berauschen sich nie. Um schon den Knaben gegen das Laster der Trunkenheit den höchsten Abscheu einzuflößen, stellt man ihnen Sklaven vor, die sich betrinken dürfen, um durch den Anblick dieses abscheulichen Zustandes zurückzuschrecken. Wissenschaftliche Bildung ist bei ihnen etwas Seltenes; Viele können nicht einmal lesen und schreiben. Der Musik sind sie nicht abgeneigt, desto mehr aber der Redekunst. Die lakonische Kürze im wortkargen, aber kräftigen und vielsagenden Ausdrucke hat sich Celebrität erworben. Alle Künste des Luxus sind gesetzlich untersagt. Dies hat auch vorzüglich auf das schöne Geschlecht den günstigsten Einfluß; daher die Spartanerinnen kerngesund, groß, stark und blühend sind, dabei etwas ernst. Die spartanischen Mädchen üben sich, gleich den Jünglingen, im Ringen, Wettlaufen und Springen; deshalb

tragen sie auch nur ein leichtes Kleid ohne Aermel, an den Schultern zusammengehäkelt, mit einem Gürtel um den Leib bis über die Knie aufgeschürzt, unterhalb zu beiden Seiten zurückweichend. Ungeachtet dieser halben Entblößung ist ihre Sittsamkeit die strengste, und die Schamhaftigkeit ihnen heilig. Die Frauen sind mehr verhüllt; sie tragen ein kurzes Unterkleid und einen bis an die Knöchel herabreichenden Rock. Das Gesicht ist verschleiert, da eine Frau nur ihrem Manne gefallen soll. Die Weiber werden hier wenig bewacht; ihre Tugend und Treue ist aber auch von der Art, daß sie jede Bewachung überflüssig macht.

Die Spartanerinnen setzen ihren Stolz darein, und rühmen sich, die einzigen Weiber zu sein, die Männer zur Welt bringen. Als man einer solchen Heldenmutter die Nachricht brachte, ihr Sohn sei auf dem Platze, wo er kämpfte, rühmlich gefallen, erwiederte sie: „So gehe sein Bruder sogleich an seine Stelle." —

Die Achtung, welche Lacedämons Frauen genießen, gründet sich vorzugsweise auf die Anzahl und Tapferkeit ihrer lebenden Söhne und auf den Ruhm der Gefallenen. Die Spartanerinnen sind nicht nur die Geliebten ihrer Männer, sondern auch im vollsten Sinne des Wortes ihre Freundinnen.

Messenia. Die Heloten. Elis. Der olympische Jupiter.

Wir wenden uns östlich nach dem an Lakonien grenzenden Messenien, welches wir nur flüchtig durchziehen,

um gegen Süden nach Elis zu kommen. Wir können hier nichts thun, als die armen Messenier bedauern, die mit den Spartanern fünfzig Jahre kämpften, endlich besiegt und zu Sklaven gemacht wurden. Man nennt sie Heloten, von der alten Stadt Helos. Sie dienen den Spartanern im Frieden durch ihre Geschicklichkeit in Künsten und Gewerben, im Kriege bei der Flotte als Matrosen, zu Lande als Begleiter der schwerbewaffneten Gebieter. Sie genießen, als Auszeichnung vor gewöhnlichen Sklaven, einige Rechte, und können sich durch Tapferkeit im Kriege die Freilassung erwerben. Der Zustand der Unterdrückung hat übrigens dieses Volk zu sehr entadelt, um merkwürdig zu sein. Als die Spartaner bei Leuktra von den Thebanern geschlagen wurden, sammelte der thebanische Feldherr Epaminondas die theils unterjochten, theils ausgewanderten Messenier, und erbaute ihnen die Hauptstadt Messene mit sehr hohen, von gehauenen Steinen aufgeführten Mauern. Messenier und Spartaner sind fortwährend Todfeinde geblieben.

Die Elier, Nachbarn der Messenier, halfen den Spartanern gegen diese. Die Landschaft Elis, dem Jupiter geweiht, und von allen Griechen als ein heiliges Land betrachtet, ist wasserreich und fruchtbar. Sie umfaßt drei Distrikte: südlich das waldige Triphylia, nördlich das eigentliche Elis, eine von rauhen Gebirgen umschlossene Thalebene mit der Hauptstadt Elis, am Ufer des Flusses Peneus. Der mittlere Distrikt Pisatis, so genannt von der uralten Stadt Pisa, welche von den Eliern zerstört wurde, ist der wichtigste Theil des Landes wegen der großen

Ebene in der Nähe der Ruinen von Pisa, wo von vier zu vier Jahren die berühmten olympischen Spiele gefeiert werden, bei welchen sich ganz Griechenland versammelt.

Die Stadt Elis hat keine Mauern, weil sie, dem olympischen Jupiter geweiht, für heilig und unverletzlich gehalten wird. Alle Einwohner genießen deshalb Priesterrechte, sind des Kriegführens enthoben und tragen keine Waffen. Ziehen fremde Kriegsheere durch dieses, dem höchsten Gotte geweihte Land, welches durch keine blutige Fehde entheiligt werden darf, so müssen sie an der Grenze die Waffen ablegen, und erhalten dieselben erst bei ihrem Austritte wieder. So waltet hier das Reich des Friedens, kein Menschenblut befleckt den Boden, und Waffen sind fremde Gegenstände. Da die Elier bei den olympischen Spielen den Vorsitz führen, so müssen die Kämpfer, ehe sie zugelassen werden, sich in der Stadt Elis den vorgeschriebenen Prüfungen, vorzüglich jenen in der Enthaltsamkeit, unterziehen.

In der Gegend von Olympia rauscht uns am Ufer des Alpheus der heilige Oliven- und Platanenhain Altis, mit einer Mauer umgeben, entgegen. Allenthalben erblicken wir Denkmähler und Statuen von Göttern, Helden und Siegern in den feierlichen Spielen. Im Innersten des Haines erhebt sich der Tempel des olympischen Jupiter, mit der kolossalen Statue des Gottes, ein Meisterstück des Phidias, welches unter allen griechischen Kunstwerken den ersten Rang behauptet. Dieser Tempel soll 68 Fuß hoch, 230 Fuß lang und 95 Fuß breit sein. Eine eherne Pforte führt hinein; der innere Raum ist durch Säulen abgetheilt. Zu-

piter, 60 Fuß hoch, sitzt auf einem Throne von Gold und Elfenbein. Die Statue ist von Elfenbein, der sie umgebende Mantel von Gold, der Fußboden von parischem Marmor. Am oberen Theile des Thrones stehen auf einer Seite die Grazien, auf der anderen die Horen, zu den Füßen der goldene Löwe.

Am Ganzen sind noch Schnitzwerke von erhabener Arbeit angebracht. So haben sich die kostbarsten Stoffe mit der höchsten Kunst vereinigt, um ein Meisterwerk zu bilden, würdig des schönsten Nationalfestes in Hellas. Rings um den Tempel her sind die Gebäude und die mit grünen Wällen umgebenen Plätze, wo die Spiele selbst gefeiert werden. In einiger Entfernung befindet sich auch ein Tempel der Juno, wo gleichfalls Spiele gefeiert werden, bei welchen sechzehn, durch Tugend und Abkunft ausgezeichnete Frauen den Vorsitz führen.

Inselfahrt. Korzyra. Cythere. Aegina. Siegesmahl bei Salamis. Kreta. Höllenrichter. Labyrinth. Ariadne.

Wir beschiffen nun das jonische Meer und landen auf der Insel Korzyra *), versteht sich, am fruchtbaren nördlichen Theile, denn der südliche ist bergig und unfruchtbar. In alter Zeit, als die Insel noch Phäacia hieß, herrschte daselbst König Alcinous, den Homer immerzu den Ge-

*) Jetzt Corfu.

priesenen, den Hochgesinnten nennt, indem er dessen Palast und Gärten als Ideale von Schönheit beschreibt. Die zwei durch Handel blühenden Hauptstädte, Kassiope und Korzyra, bieten uns eben nichts besonders Interessantes. Kephallenia *) ist unter den griechischen Inseln auf dem jonischen Meere die größte. Die Mythe versetzt hieher die unglückliche Liebe des Cephalus und der Prokris.

Nicht ferne von dieser Insel erblicken wir das Felsennest Ithaka **), berühmt durch seinen, im trojanischen Kriege und durch abenteuerliche lange Irrfahrten unsterblich gewordenen König, den klugen, schlauen Ulysses. Wir segeln hier so wie an der Insel Zazynthus ***) vorüber, und steigen erst auf Cythere †) an's Land, um auf diesem fruchtbaren Boden den berühmten Tempel der Venus Urania zu besuchen, den ältesten, welchen diese Göttin der reinsten Liebe bei den Griechen hatte. Ihre Statue unterscheidet sich auf eine sonderbare Weise von allen übrigen Bildnissen, denn sie erscheint hier gerüstet und bewaffnet vom Kopfe bis zu den Füßen. Bei den Einwohnern ist ein hervorstechender Characterzug die Liebe — zum Geld. Eben diese Neigung finden wir auch auf der nächstliegenden Insel Aegina wieder, einem der blühendsten Handelsstaaten in Griechenland, der mit Athen lange um die Herrschaft des Meeres stritt, und das erste Geld geprägt haben soll.

---

*) Jetzt Zefalunia.

**) Jetzt Val di Compare.

***) Jetzt Zante.

†) Jetzt Cerigo.

Der schönen Aegina, einer Tochter des Flußgottes Asopus, soll hier Jupiter in der — für einen Liebhaber sehr passenden Gestalt einer Feuerflamme erschienen sein. Die Frucht dieser Liebschaft war Aeacus, nachheriger König dieser Insel, welcher sich durch Gerechtigkeitsliebe so auszeichnete, daß er nach seinem Tode einer der drei Richter der Unterwelt wurde, und insbesondere das ehrenvolle Amt zu strafen und zu lohnen erhielt. Als die Insel einst durch eine verheerende Seuche entvölkert wurde, verwandelte der olympische Papa des Aeacus einige tausend Ameisen in Menschen; daher nannte man die Einwohner Myrmidonen, vom Worte Myrmex, welches im Griechischen eine Ameise bedeutet. Dieser Fabel scheint die Idee zum Grunde zu liegen, daß Kunsttrieb und Thätigkeit so viel vermögen, um selbst den Kleinsten groß zu machen; denn wirklich hat die Natur für diese unfruchtbare Insel nichts gethan, der Fleiß Alles. Nördlich von Aegina schimmert uns Salamis mit dem großen Siegesdenkmahle auf der äußersten Spitze gegen Osten entgegen; es ward errichtet, als die vereinigte Macht der Hellenen hier in einem Seetreffen die weit überlegene Perserflotte schlug. Wir segeln südlich nach Kreta *), die nebst Rhodus, Cyprus und Euböa, hinsichtlich des Umfanges und der inneren Wichtigkeit, den ersten Rang behauptet.

Die Wohlgerüche, die uns vom Gestade entgegen wallen, verkünden uns, daß man Kreta einst mit Recht die Insel der Glückseligen nannte. Die schönen was=

---

*) Jetzt Candia.

serreichen Ebenen schimmern uns im frischesten Grün entgegen, und überall prangen Baumgruppen mit Zweigen voll der wohlschmeckendsten Früchte. Mitten durch das Eiland schreitet ein hohes Gebirge. Ueber alle Berge ragt der schneebedeckte Gipfel des Ida empor, auf welchem dennoch die herrlichsten Cypressen wachsen.

Kreta soll hundert Städte — wo nicht haben, wenigstens gehabt haben. Die größeren derselben sind selbstständig und unabhängig, aber fast immer mit einander in Zwist und Krieg begriffen; insbesondere gilt dies von den Städten Gnossus, Gortynä, Cydonia, Phästus und Lyktus. Um das höchst Nachtheilige, wenigstens für den wichtigsten Fall zu verhüten, hat man in Kreta ein eigenes Gesetz, den sogenannten Synkretismus, vermöge dessen alle Einwohner dieser Insel, wenn eine fremde Macht landen will, zur Vertheidigung zusammen kommen müssen, um doch gegen Gefahren von außen gesichert zu sein. Indeß wurde Kreta dessen ungeachtet von den Römern erobert.

Jede Stadt vom ersten Range hat einen eigenen Senat und zwölf Kosmen (der Wortbedeutung nach: Anordner), welche an der Spitze der Staatsverwaltung stehen, den Senat leiten, und die Kriegsheere führen.

Die Kreter sind besonders treffliche Bogenschützen und Schleuderer. Zu den Eigenheiten im Character dieser Insulaner gehört ihr Abscheu vor der Beredsamkeit, oder vielmehr vor den Gefahren der Ueberredung; sie lieben die nachdrückliche lakonische Kürze, und hassen alles Wortgepränge. Ihr härtester Fluch besteht darin, daß sie dem Verhaßten

in böser Gesellschaft zu leben wünschen. Die Dauer ihres Lebens berechnen sie nach der Zahl der erlebten glücklichen Tage; man findet daher auf manchen Gräbern die Inschrift: „Hier liegt N. N., welcher ein Dasein z. B. von fünfzig Jahren genoß, und fünf Jahre lebte.“ —

Unter den alten Königen auf Kreta werden insbesondere Rhadamantus und Minos genannt, deren Weisheit und Gerechtigkeit in ihrer Gesetzgebung noch von der Nachwelt bewundert werden.

Die Mythe hat sie deßhalb, gleich dem Aeacus, zu Richtern in der Unterwelt bestellt.

Ehe wir die Insel verlassen, besuchen wir noch das Labyrinth in Kreta, nämlich eine Höhle, an deren Eingange wir stehen bleiben, um in diesem dunkeln Orte, beim Schimmer der in die Felsen gesteckten Fackeln, die unzähligen Krümmungen und Irrgänge, deren mehrere sich in jeder Richtung kreuzen, gemächlich und ohne Gefahr einer Verirrung, zu überschauen.

In dieses Labyrinth soll Minos, wie die Fabel sagt, den Minotaurus, ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Stier, verschlossen haben. Theseus tödtete dasselbe, und rettete sich aus dem unterirdischen Schreckensorte mit Hülfe des Fadens, welchen ihm Ariadne gab. Er entführte sie von Kreta, um sie auf der Insel Naxos wieder zu verlassen. So leicht zerreißen die dünnen Fäden der sinnlichen Liebe!

Rhodus. Der Koloß. Der glückliche Todesaugenblick. Kühnheit der Mutterliebe.

Wir verlassen nun das jonische Meer, steuern gegen Osten, befahren das ä g ä i s c h e, und landen zuerst auf der Insel R h o d u s, die uns einen starken Beweis liefert, wie viel die menschliche Thätigkeit vermag. Diese Insel war einst voll Sümpfe mit schädlichen Ausdünstungen, der Aufenthalt von Ungeziefer und giftigen Schlangen, deßhalb auch S c h l a n g e n i n s e l (O p h i u s a) genannt. Jetzt ist sie eine der blühendsten und fruchtbarsten, und dem S o n n e n g o t t e A p o l l o n geheiligt, weil fast kein Tag ohne Sonnenschein vergeht. Man behauptet sogar, sie habe ihren Namen R h o-d u s von dem griechischen Worte R h o d o n, R o s e, erhalten, wegen der vielen hier wachsenden, vorzüglich schönen Rosen.

Der Dichter P i n d a r nennt sie eine Tochter der Venus und die Braut des Sonnengottes; man sagte sogar, daß ein goldener Regen vom Himmel auf sie herabfalle.

Mitten auf der schönen Insel ragt das hohe Gebirg A t t a b i r i u s empor, von dessen Gipfel man Kreta noch erblickt. An der östlichen Küste prangt auf einem abhängigen Boden die S t a d t R h o d u s in amphitheatralischer Gestalt mit ihren herrlichen Straßen und Gebäuden. Vor allen leuchtet der prächtige Sonnentempel heraus. Unsere Aufmerksamkeit zieht noch insbesondere der H a f e n auf sich, welchen zwei in einer Entfernung von fünfzig Fuß sich gegenüber stehende Felsen bilden. Hier sehen wir eines der

sieben Weltwunder, den rhodischen Koloß, eine eherne, siebzig Fuß hohe Bildsäule des Sonnengottes, dessen Schenkel auf den beiden Felsen stehen. Schiffe können zwischen denselben durchlaufen. Die Statue ist hohl, inwendig aber zur Erhaltung des Gleichgewichts mit Steinen gefüllt. Ein Daumen dieses ehernen Ungeheuers soll eine Klafter im Umfange halten. Aber ungeachtet dessen wurde dieses Werk, welches Jahrhunderten zu trotzen schien, nicht älter, als sechzig Jahre. Ein Erdbeben stürzte es in Trümmer, die sodann bis ins siebente Jahrhundert nach Christi Geburt liegen blieben. Endlich verkauften die Sarazenen, als Eroberer der Insel, das Erz an einen Juden, der damit neunhundert Kamehle belud.

Rhodus verdankt seiner glücklichen Lage den Vortheil, daß es den Schiffen, die von Griechenland nach Egypten oder von Egypten nach Griechenland gehen, zum Ruheplatze dient. Der Ruhm des Seewesens brachte die Insel in Flor. Die Schnelligkeit ihrer Segler, die gute Mannszucht auf ihren Schiffen, die auf allen Meeren erscheinen, die Geschicklichkeit ihrer Befehlshaber und Matrosen wird allgemein bewundert, und ihre Gesetze über das Seewesen stehen in solcher Achtung, daß die meisten seefahrenden Nationen sie zum Muster nehmen.

Was die Macht der Rhodier insbesondere vermehrt, ist ihre Klugheit, so lang als möglich eine bewaffnete Neutralität zu beobachten.

In den frühern Zeiten herrschten hier Könige, nachher ist die Verfassung oligarchisch geworden. Einige der vornehmsten und reichsten Familien stehen an der Spitze der

Regierung, behandeln das Volk mit vieler Schonung, und theilen unter die Aermeren von Zeit zu Zeit Getreide aus.

An Zeughäusern hat Rhodus einen Ueberfluß. Sie fördern die Flotten, die Flotten den Handel, der Handel die Macht, die Macht den Ruhm. Diese Insel hatte ehemals nebst der Hauptstadt noch drei andere Städte, sie wurden aber von den Einwohnern freiwillig zerstört und verlassen, um sich nach Rhodus zu ziehen, und da einen Vereinigungspunkt zu bilden, welcher gleichsam das Herz des Landes und dessen concentrirte Lebenskraft sein sollte.

Die Hauptzüge im Character der Rhodier sind edler Stolz, Ernst und Einfachheit in Mitte des Ueberflusses. Dabei zeichnen sie sich durch Tapferkeit und Anhänglichkeit an die bestehenden Formen aus. Ordnung und Anstand gelten ihnen über Alles. Dies zeigt selbst ihre sittsame Kleidung und ihr Gang. Die ihnen eigene Würde verbietet das Laufen in den Straßen. Ihr Frohsinn hat stets eine gewisse Haltung. Im Theater herrscht unter den Zuschauern tiefes Schweigen. Ungeachtet der Handel sie sehr beschäftigt, sind sie doch den Künsten und Wissenschaften hold. Viele Römer haben ihrer geistigen Ausbildung wegen diese Insel besucht.

Kleobulus, einer der sieben Weisen in Griechenland, und die Lustspieldichter Timokreon und Anaxandrides waren geborne Rhodier, so wie auch Malo, der berühmteste Lehrer der Beredsamkeit seiner Zeit. Selbst Cicero versäumte keine Gelegenheit, diesen Mann zu hören und von ihm zu lernen, da er zweimal nach Rom kam. Vom Timokreon ist bekannt, daß er eben so ge-

fräßig als satyrisch war, und mit gleicher Beißwuth über Menschen und Speisen herfiel. Anaxandrides war eben so schön als eitel. In Athen erschien er einst zu Pferde in einem Kleide von Purpur und Gold, und deklamirte mit fliegenden Haaren ein von ihm verfaßtes Gedicht. Wenn irgend eines seiner Lustspiele nicht gefiel, schickte er es sogleich zum Specereihändler, damit er das verunglückte Manuskript zu Düten verbrauche.

Ehe wir die Anker zur Abfahrt von Rhodus lichten, muß ich eine Anekdote von dem alt-rhodischen Könige Diagoras und seiner Tochter Pherenice erzählen.

Diagoras hatte drei Söhne, mit welchen er zur Feier der olympischen Spiele kam. Die drei wackeren Jünglinge siegten in allen Kämpfen. Ein Herold rief mit lauter Stimme ihre Namen, und die Siegeskränze wurden ihnen von den Richtern zuerkannt. Da eilten die freudigen Söhne zum greisen Vater, umschlangen ihn, setzten ihre Kränze auf sein graues Haupt, und führten ihn im Triumphe durch des versammelten Volkes zurückweichende Menge, die dem Glücke des Vaters und dem Feste der kindlichen Liebe zujauchzte. Aber zu heftig ergriff des Entzückens Macht den Greis, seine Seele entfloh unter den Küssen der Söhne, unter dem Jubel des Volkes; Blumen, von allen Seiten nach ihm geworfen, bedeckten die Leiche des Glücklichen, der in den Armen der Siegbekränzten starb.

Diagoras hatte auch eine Tochter, Pherenice, ein Weib edelkräftigen Geistes, des Vaters würdig. Es war dem weiblichen Geschlechte bei Lebensstrafe untersagt, den feierlichen Spielen zu Olympia beizuwohnen. Die Uebertre-

terin des Verbotes ward vom Gesetze bedroht, vom Berge Tipäus herabgestürzt zu werden. Dennoch wagte es Pherenice, ihren Sohn Pisidorus in Männerkleidern dahin zu begleiten, um Zeugin seines Sieges zu sein. Es gelang ihr, als Zuschauerin unerkannt zu bleiben. Als aber der Sohn wirklich siegte, und vor der jubelnden Menge ihm der Siegeskranz auf das lockige Haupt gesetzt wurde, da verrieth das Entzücken die Mutter. Schon sollte die furchtbare Strafe an der Unglücklichen vollzogen werden. Die Richter durften die Schuldige von den strengen Gesetzen des Nationalfestes nicht lossprechen. Die Sache wurde daher vor das versammelte Volk gebracht. Pherenice, unerschüttert vom drohenden Tode, trat vor, und vertheidigte sich. Sie erwähnte ihres Vaters und dreier Brüder, welche hier als Sieger bekränzt wurden. Neben ihr stand der blühende Sohn. Wer hätte es nun vermocht, ein Todesurtheil zu fällen? — Pherenice ward losgesprochen, das strenge Gesetz vernichtet.

Cyprus. Tempel der Liebesgöttin. Pygmalion. Die Insel Cos. Hippokrates. Apelles. Samos. Pythagoras. Polykrates. Naxos und Paros.

Auf Cyprus, der Insel der Liebe, finden wir Tempel der Liebesgöttin, auf dem hohen Gipfel des Olympus, auf den fruchtbaren Ebenen und in den Städten. Cyprus hat nicht nur einen Ueberfluß an Getreide, Wein und

Oelbäumen, sondern auch an Metallen, besonders an Kupfer; man behauptet auch, das deutsche Wort Kupfer stamme von dem griechischen Kypros ab. Wir finden hier neun Königreiche, das heißt, unabhängige Städte mit eigenem Gebiete. Ich mache vorzüglich auf Amathus, Aphrodisium und Paphos aufmerksam. In Amathus hat Venus, welcher diese Stadt geheiligt ist, einen prächtigen Tempel, und daher den Beinamen Amathusia. In Aphrodisium werden ihr geheimnißvolle Feste, gefeiert. Nicht minder wird sie in Paphos verehrt, wo sie, wie die Mythe erzählt, aus dem Meere an's Land stieg und Aphrodite, die Schaumgeborne (vom griechischen Worte Aphros, der Schaum) genannt wurde. Kein Wunder also, wenn die Liebe etwas Bitteres vom Meersalze, und etwas Flüchtiges und Schnellvergängliches vom Meerschaume hat!

Die nicht sehr platonisch gesinnten Cyprer nähern sich in ihrer üppigen Lebensweise mehr den Asiaten als den Griechen. Ein Spartaner und ein Cyprier sind grelle Kontraste. Die Göttin der Liebe mag ihre warmen Verehrer auf dieser Insel mit manchen Gaben und Genüssen beschenken; große Männer sind aber unter ihnen, den stoischen Philosophen Zeno ausgenommen, nicht erstanden.

Die Mythe nennt uns hier den Pygmalion, der, in die von ihm selbst verfertigte Bildsäule eines schönen Mädchens sich verliebte, und die Freude erlebte, daß Venus, deren eifrigster Verehrer der Bildner war, den kalten Marmor unter seinen Küssen erwärmte und belebte. Es ist

eben nichts Unerhörtes, daß die Liebe manches eiskalte Marmorherz mit Liebesglut beseelt, und auch nichts Seltenes, daß Dichter und Künstler sich in ihre eigenen Werke verlieben, selbst wenn alle Welt gegen sie gleichgiltig bleibt.

Den schönen Adonis, die unglückliche Frucht der cyprischen Königstochter Myrrha, macht die mythische Sage zum Lieblinge der Venus.

Mögen die üppigen Cyprier in ihre weichlichen Lebensgenüsse versinken! Uns erwarten höhere Freuden. Wir lichten die Anker, um nach der Insel Cos zu kommen, dem von der Natur gesegneten Vaterlande des berühmten Hippokrates, dessen Namen noch heut zu Tage alle Aerzte mit Ehrfurcht nennen, und des Apelles, der sich als Maler die Unsterblichkeit erwarb, und seine Vaterstadt Astypaläa mit einem bewunderten Gemälde der Venus Anadyomene, der aus dem Meere heraufsteigenden, beschenkte.

Die Einwohner von Cos besitzen eine eigene Kunst, aus Baumwolle einen durchsichtigen Stoff zu weben. Man hat diesen coischen Flor gewebte Luft genannt. Aesculap ist der Schutzgott dieser anmuthigen Insel, und hat in der Hauptstadt einen Tempel voll von Weihgeschenken dankbarer Genesung; diese haben das Gute, daß sie mit Inschriften versehen sind, welche nicht nur die Krankheit des Gebers, sondern auch die gebrauchten Heilmittel erklären.

Wir segeln aufwärts gegen Norden, um die Insel Samos zu besehen. Ein erfreulicher Anblick! Berge und Fluren mit ewigem Grün bekleidet, Fruchthaine und Quellen

überall. Die gleichnamige Hauptstadt brüstet sich unter denen vom ersten Range. Ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten sind: ein Damm, der sich weit in das Meer hineinstreckt, und zur Befestigung des Hafens dient; eine Wasserleitung, zu deren Behuf ein Berg durchgraben wurde, und der Tempel der Schutzgöttin Juno, welche der Mythos auf dieser Insel geboren werden und daselbst bis zu ihrer Vermählung mit dem Jupiter wohnen läßt. Der Tempel ist ungeheuer groß, und dennoch zu klein, um alle seine Schätze und Kunstwerke zu fassen.

Samos ist als Handelsstadt und als Seemacht sehr bedeutend. Insbesondere verfertigt man hier irdene Gefäße, welche weit umher verführt werden. Die Samier sind geistvoll, arbeitsam und thätig, in Folge dessen auch reich und mächtig. Wenn man mich fragt, ob Samos sich auch großer Männer rühmen könne, so nenne ich Einen, der für Viele gelten kann, den Pythagoras.

Die merkwürdigste Erscheinung nach diesem großen Weltweisen war auf dieser Insel König Polykrates, dessen Glück einen solchen Grad der Höhe erstieg, daß man es als ein Wunderwerk anstaunte. Von der Natur mit ausgezeichneten Geistesgaben beschenkt, vom Vater mit Schätzen überhäuft, und siegreich in jedem Kriege, wurde jeder seiner Wünsche erfüllt, und was er unternahm, gelang leicht und vollkommen. Seine Macht blieb die treue Freundin seines Willens, das Glück die gehorsame Sklavin seiner Macht. Nicht der geringste Unfall traf ihn je. So dachte der Freudetrunkene nicht einmal an die Möglichkeit eines Schicksalwechsels, doch sein Bundesgenosse Amasis, König von

Egypten, erbangte vor solchem Uebermaße des Glückes, und er schrieb ihm: „So sehr mich das Wohlergehen eines theuern Freundes erfreut, so erschreckt mich doch die Größe deines Glückes, da ich die Mißgunst der Götter kenne. Ich wünsche mir selbst kein ununterbrochenes Glück. Den Sterblichen frommt ein Wechsel von Lust und Leid. Noch habe ich von keinem vollkommenen Günstlinge des Glückes gehört, der nicht in die Tiefe des Elends stürzte. Höre meinen Rath! Unterbrich dein Glück, und entäußere dich dessen, was dir das Liebste ist, und dessen Verlust dich am meisten schmerzen würde! Dies sei ein Sühnopfer, welches du den neidischen Göttern und dem eisernen Schicksale für die Fortdauer deines Wohlergehens bringst!" —

Polykrates, von dieser Warnung erschüttert, bestieg ein Schiff, segelte eine beträchtliche Strecke von der Insel weg, und warf seinen Siegelring, einen in Gold gefaßten Smaragd, den er höher als alle seine Kleinodien achtete, in das Meer. Nach einigen Tagen brachte ihm ein Fischer von Samos einen Fisch von besonderer Größe und Schönheit. Er ward geöffnet, und — siehe da! im Bauche des Fisches lag der in das Meer geworfene Ring. Polykrates, der in diesem Vorfalle eine göttliche Fügung sah, meldete dies sogleich dem Könige von Egypten. Dieser aber schauderte ob der Nachricht, und sagte: „Manchen Menschen kann man seinem Schicksale nicht entreißen. Polykrates! dich erwartet ein böses Ende." — Er sandte sogleich einen Herold nach Samos, und ließ das Freundschaftsbündniß aufkünden.

Und nur zu genau und zu bald ward die Warnung er-

füllt! Der persische Statthalter Orötes ließ den Polykrates zur Abschließung eines Bündnisses zu sich laden. Dieser, nichts Arges ahnend, eilte, der Einladung zu folgen. Vergebens suchte seine Tochter ihn zurückzuhalten durch Erzählung eines schrecklichen Traumgesichts, worin sie den Vater in der Luft schwebend, vom Regen des Himmels gewaschen, und von der Sonne gesalbt erblickte. Kaum war Polykrates zu Magnesia angekommen, als der verrätherische Satrap ihn auf gräßliche Weise ermorden und dann auf dem Gipfel eines Berges an's Kreuz schlagen ließ.

So endete er, dessen unerhörtes Glück der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war!

Wer die Geschichte dieses tragischen Schicksalwechsels mit allem Reize der Poesie dargestellt lesen will, der nehme Schiller's Gedichte zur Hand!

Chios. Homer. Lesbos. Alcäus und Sappho Lemnos. Samothrake. Mysterien. Euböa. Unverbrennliche Leinwand.

Wir segeln nun an einigen Inseln vorbei ohne zu landen. Hier sehen wir Chios (jetzt Scio). Wein und Feigen sind hier köstlich. Vorzüglich gedeiht auch der Mastixbaum, dessen Harz die Schönen dieser Insel zu kauen pflegen, um dem Munde einen angenehmen Geschmack zu verschaffen. Man zeigt auch ein in Felsen gehauenes Gebäude, die Schule Homer's genannt, der hier gestorben sein soll.

Weiter aufwärts gegen Norden ruht die große rucht-

bare Insel Lesbos (jetzt Metaline) auf dem Flutenbeete, die blühende Heimath der Poesie und der Musik. Sappho, die Meisterin in der Liebe und im Gesange, und der feurige Dichter Alcäus, der für die reizende Sängerin ohne Gegenliebe brannte, sind hier geboren. Die Hauptstadt Mitylene ist der Sitz der Wissenschaften und Künste, und zugleich der Schwelgerei.

Noch nördlicher, wo der Himmel in rother Glut leuchtet, treibt der feuerspeiende Berg Meschilä auf der Insel Lemnos, welche deßhalb dem Vulkan geheiligt ist und die unterirdische Feieresse der Cyklopen enthalten soll, sein Unwesen.

Das Erdreich dieses Eilandes gleicht dem Leben, denn es ist theils dürr und öde, theits fett und fruchtbar. Zu den Merkwürdigkeiten gehört die lemnische Siegelerde, als ein berühmtes Heilmittel gegen alles Gift.

Ich gebe es zu, wenn ich bedenke, wie viel Kraft die Erde überhaupt besitzt, und daß es sogar manche Krankheiten gibt, deren Gift nur allein die Erde (nämlich die Gräbererde) so vom Grund aus heilen kann, daß der Wiedergenesene für immer gesund bleibt.

Ganz oben gegen Norden liegt die traurige Insel Samothrake, so genannt, weil sie von den Thraziern und Samiern wechselweise in Besitz genommen wurde. Sie hat sich allein durch ihre düstern Mysterien berühmt gemacht, welche bei Nacht in einer schauerlichen Höhle gefeiert werden. Die Götter, denen zu Ehren sie eingesetzt worden sind, heißen, so wie ihre Priester, Kabyren. Der größte Theil der Helden läßt sich in diese Mysterien einweihen, welche

den schönen Zweck haben sollen, die Menschen gesund und gerecht, kurz: besser zu machen, als sie vorher waren.

Wir wenden uns nun, und schiffen gegen Süden herab, an der langen Küste der großen fruchtbaren und städtereichen Insel Euboä (jetzt Negroponte), die mehrere warme Quellen und Bäder, einen schönen grünlich-grauen Marmor und den Asbeststein hervorbringt, aus dessen Fäden eine unverbrennbare Leinwand verfertigt wird, worin man die Leichname verbrennt, um die Asche derselben desto sicherer rein und unvermischt zu erhalten. Auch macht man aus diesem Asbest (Amianth) unverbrennbare Lampendochte.

Unter den folgenden südlichen Inseln mache ich nur auf Delos, Naxos und Paros aufmerksam. Die erstere, auf welcher Apollo und Diana geboren sein sollen, ist nicht groß. Den größten Theil des Bodens nimmt die gleichnamige Hauptstadt ein, die ein blühender Handelsplatz ist. Die Griechen legen hier ihren gemeinschaftlichen Schatz nieder. Diese Insel wird, ihrer Schutzgötter wegen, für so heilig gehalten, daß es ihr nicht einmal erlaubt ist, Todte zu beherbergen. Alle Leichen werden daher auf der zunächst liegenden Insel Rheneia begraben. Delos ist, so wie Elis, der Wohnsitz des Friedens. Die Sorge für die Erhaltung ungestörter Ruhe und für die Verhütung der geringsten Feindseligkeit geht so weit, daß man auf dieser Insel keine Hunde duldet, weil sie schwächere Thiere verfolgen und tödten.

Die Insel Naxos mag dem Leser merkwürdig sein, weil Ariadne, vom treulosen Theseus hier verlassen, für

den irdischen Liebhaber einen göttlichen, den Freudengeber Bacchus, erhielt. Auf der Insel Paros mag sich das Auge an dem schönen weißen Marmor ergetzen.

So haben wir denn den Continent von Griechenland, und den ganzen, dasselbe umgebenden Inselkranz durchwandert.

Griechenlands erste Bevölkerung und Staatengründung. Trojanischer Krieg. Sparta.

Eine tiefe gelehrte Untersuchung über die vielen Meinungen von Griechenlands Ur-Einwohnern und dessen erster Bevölkerung aus andern Ländern, möchte wohl manchen Lesern wahrscheinlich Langweile machen. Wir nehmen also, um den Schauplatz gehörig zu beleben, einen hellenischen Stamm als den herrschenden an, welcher sich jedoch in der Folge mit eingewanderten Völkerschaften, theils aus dem asiatischen Continente, theils über das Meer kommend, vermischte.

Ursprünglich war Griechenland ein großer sumpfiger Wald, so wie die Bewohner theils Wilde, theils Halbwilde waren. Die erste Bevölkerung gibt die historische Sage dem Peloponnes; als die ersten griechischen Städte nennt sie Argos und Sycion. Um das Jahr 1856 vor Christi Geburt kam Inachus aus Klein-Asien mit einem Volksstamme, den Pelasgern, und gründete jene beiden Städte. Nach ihm kam Cecrops mit einer Colonie aus Sais in Egypten nach Attica, legte durch die auf einem

Felsen erbaute Burg Cecropia den Grund zur nachmaligen Stadt Athen, brachte die zerstreuten rohen Horden in nähere Verbindung, führte die Ehe ein und das Begraben der Todten, und stiftete den Areopag, ein strenges Blutgericht, um Mord und Gewaltthat zu hemmen.

Nicht lange nachher kam Deukalion mit einer Colonie vom Kaukasus, und wanderte in Thessalien ein. Er wurde ein neuer Wohlthäter der Griechen durch Beförderung der Cultur, noch mehr durch zwei wackere Söhne: Hellen und Amphiktyon. Nach dem Erstern erhielt Griechenland den Namen Hellas und die Bewohner wurden Hellenen genannt. Der Letztere stiftete das berühmte Amphiktyonen-Gericht, indem er die verschiedenen Stämme zu einem Bunde vereinigte, der sich durch Abgeordnete jährlich zweimal zu Delphi (in der Folge bei Thermopylä) versammelte. Von nun an durften sich die Stämme nicht mehr willkürlich bekriegen, sondern jede Zwistigkeit mußte dem versammelten Reichsgerichte der Amphiktyonen zur Entscheidung vorgelegt werden.

In Argos vermehrte Danaus die Cultur durch eine neue Colonie aus Egypten. Der Phönizier Kadmus führte eine Schaar seiner Landsleute nach Böotien und erbaute die Stadt Theben. Aus Klein-Asien brachte Pelops seine Phrygier nach der südlichen Halbinsel, die von ihm den Namen Peloponnesus erhielt.

So haben wir denn die Gründung der drei vorherrschenden Staaten Griechenlands: Sparta, Attica und Böotien. Nun zeigte sich die Wirksamkeit eines verbreiteten Götterdienstes, welcher, so unrecht er auch in Vielem

sein mochte, dennoch eben so, wie die Mysterien und die Orakel, zur Milderung der Sitten und zur Ausbildung eines civilisirteren Lebens mächtig beitrug. Die Heiligkeit des Eigenthums, des Menschenblutes und der Gastfreundschaft fanden allgemeine Anerkennung. Helden traten auf, welche das Land von Räubern und reißenden Thieren reinigten, indeß geistreiche Männer in Erfindungen wetteiferten, und Eteokles, König von Orchomenus in Böotien, zuerst den Grazien opferte.

In solcher Lage befand sich das, von Königen beherrschte Griechenland, als Paris, einer der fünfzig Söhne des Priamus, Königs von Troja, an der Küste von Klein-Asien, nach Sparta kam, vom Könige Menelaus gastfreundlich aufgenommen ward, und zum Danke die Gemahlin seines Gastfreundes, die als ein Wunder der Schönheit gepriesene Helena, nach Troja entführte. Ganz Griechenland fühlte die, dem Einzelnen zugefügte Schmach, und erhob sich, sie zu rächen. Ein vereinigtes Heer segelte mit zwölfhundert Schiffen nach Asien. Agamemnon, König von Argos, ein Bruder des beleidigten Menelaus, führte den Oberbefehl. Als das griechische Heer an der trojanischen Küste landete, zogen sich die Trojaner in die Stadt zurück. So kam es denn zu einer Belagerung, die zehn Jahre dauerte. Endlich wurde die Stadt durch Kriegslist genommen und zerstört. So endete das Reich des alten, mächtigen Priamus unter den Schrecknissen und Gräueln einer Nacht!

Der Wohlstand, in welchen die Griechen durch die Schätze des geplünderten Troja versetzt wurden, reizte sie, da ihnen der dazu nöthige Grad von geistiger und sittlicher

Bildung noch fehlte, zu einem Uebermuthe, welcher die Quelle unaufhörlicher Fehden in ihrer eigenen Heimat wurde. Ganz Hellas gerieth in Aufstand; viele Völkerschaften wanderten aus und suchten sich neue Wohnsitze, theils in Griechenland selbst, theils in Klein-Asien. Diese unruhige Zeit währte über zweihundert Jahre, nämlich vom Jahre **1124** bis **907** vor Christi Geburt.

Während dieser politischen Stürme consolidirte sich Sparta zuerst, und zeigte eine feste Form und Uebermacht, wodurch es den ersten Rang unter den gleichzeitigen Staaten einnahm, und diesen durch mehr als dreihundert Jahre, nämlich bis zur Schlacht von Platäa, behauptete. Uebrigens geschah unter ganzen Völkerschaften Griechenlands eben das, was wir auch unter den einzelnen Menschen bemerken: Die kleinern schlossen sich an die größern an, folgten ihnen in ihren Kriegen, und erhielten dagegen Schutz gegen andere, die nach ihrer Unterjochung strebten.

Die meisten griechischen Städte wurden zuerst von Königen beherrscht. Allmälig ward diese Herrschaft geändert; Obrigkeiten traten an die Stelle der Fürsten.

Nur Sparta machte eine Ausnahme, und behielt seine Könige, unter welchen sich vorzüglich Lykurg einen ehrenvollen Platz im Pantheon der Geschichte erworben hat. Er wurde durch seine Gesetzgebung der neue Schöpfer von Sparta, welches ohne ihn wohl nie ein so origineller und durch seinen Einfluß auf das übrige Griechenland so wichtiger Staat geworden wäre.

Spartanische Staatsverfassung. Lykurg. Erziehung.

Die höchste Würde der Staatsverwaltung im Frieden und der Heerführung im Kriege bekleideten zwei Könige mit beschränkter Macht. Ihnen zur Seite stand ein Senat von 28 Männern; Genehmigung oder Verwerfung der Vorschläge geschah in den Volksversammlungen. Diese Verfassung hatte den wesentlichen Fehler, daß die Grenzlinien der dreifachen Gewalt nicht hinreichend genau bestimmt waren. Daraus entstanden nicht nur Uneinigkeiten der Könige selbst, sondern auch bürgerliche Unruhen und Stürme widerstrebender Parteien. Das Gleichgewicht der Gewalten wurde gestört, der häufig erschütterte Staat entartete in völlige Anarchie und bedurfte nun, wie ein schwer Erkrankter, der sicheren Hand eines weisen und wohlerfahrenen Arztes.

Als solcher trat Lykurg auf. Er hatte die vorzüglichsten Staaten seiner Zeit, vorzüglich Kreta, Klein-Asien und Egypten, bereis't, um ihre Gesetzgebung und Verfassung kennen zu lernen, kehrte dann nach Sparta zurück, und übernahm, als Vormund eines jungen Königssohnes, die Reichsverwaltung nach dem allgemeinen Wunsche der Spartaner, die nicht nur seinen Geist und seine bewährten Tugenden, sondern auch, da er der Bruder eines verstorbenen Königs war, seine hohe Geburt verehrten. Lykurg mußte strenge Maßregeln ergreifen, um dem erschlafften Staate neues Leben und neue Kraft zu geben: er mußte sich, um dies zu können, eine neue physisch und moralisch

unverdorbene Generation erschaffen; er mußte tüchtige Menschen haben, um wackere Bürger, und durch diese einen eigentlichen Kriegerstaat zu bilden. Daher bezweckten alle seine Einrichtungen vorzugsweise bürgerliche Abhärtung, Beherrschung der Leidenschaften, und Erhaltung einfacher Lebensweise durch Verbannung alles bereichernden Handelsverkehres und aller verweichlichenden Gegenstände des Luxus. Das Vaterland mußte jedem Bürger sein Höchstes, sein Alles werden; Ländereien und Kinder mußten das Eigenthum des Staates sein, dem jeder Einzelne sich selbst und seine Habe verdanken und hingeben sollte.

Das Ansehen und den Einfluß der Könige suchte Lykurg zu vermehren; zwischen diesem und dem Volke sollte der Senat das Gleichgewicht erhalten. Als Vermittler zwischen den Königen und dem Senate wurden die Ephoren eingeführt, ein eigener Rath, welcher die Stelle der abwesenden Könige vertrat und die zwischen diesen und dem Senate entstandenen Zwistigkeiten schlichtete.

Eine besondere Sorgfalt verwendete Lykurg auf die gleichmäßige Vertheilung von Grundstücken für sämmtliche Bürger, um das Streben nach Reichthum zu hemmen. In dieser Hinsicht beschränkte er den Handel auf das Nothwendigste.

Um der Verführung durch fremde Sitten zu begegnen, wurde den Ausländern der Aufenthalt in Sparta erschwert. Lykurg gestattete im Lande keine andern als eiserne Münzen, die noch dazu schwer, und von großem Umfange, dabei aber von geringem Werthe sein mußten.

Auf die Art wurde es den Bürgern unmöglich gemacht, Geld anzuhäufen, indem eine geringe Summe ein großes Lokale zur Aufbewahrung und zur Transportirung einen Lastwagen verlangte.

Warme Bäder, wohlriechende Salben und Oele waren untersagt, Essig und Salz die einzigen erlaubten Gewürze. Alle Bürger mußten in eigenen Staatsgebäuden gemeinschaftlich speisen; das karge Mahl bestand aus der schwarzen Suppe, in Gemüsen, und acht Loth Fleisch für den Mann; nur Kranke und Opfernde durften zu Hause speisen.

Ein vorzügliches Augenmerk richtete Lykurg auf die Erziehung, denn er wollte eine kräftige Generation. Die Gemächer der schwangern Mütter wurden mit Gemälden schöner Götter- und Heldengestalten behangen; die weibliche Phantasie sollte, durch solche Gebilde entzündet, auf die Bildung des Kindes wirken. Das neugeborne Kind wurde sogleich in eines der öffentlichen Versammlungshäuser gebracht und untersucht. Zeigte sich Verkrüppelung oder ein fehlerhafter Körperbau, so ward es in eine eigens dazu bestimmte Bergkluf t geworfen; das gesunde Kind erhielt einen Schild zur Wiege, und der Pfeiler bei derselben bildete eine Lanze, damit schon das Kind sich an den Anblick der Waffen gewöhnte.

Jeder Knabe kam, so wie er das siebente Lebensjahr erreichte, aus dem Vaterhause in die öffentliche Erziehung, in welcher er bis zum zwanzigsten Jahre blieb. Wer dieser Anordnung nicht Folge leistete, verlor das Bürgerrecht. Bis zum zwölften Jahre gin gen die Knaben mit nackten

Füßen, und mit einem kurzen Leibrocke bekleidet; dann erhielten sie einen leichten Mantel ohne Unterkleid. Das Haar wurde ihnen bis zum zwanzigsten Jahre dicht am Kopfe abgeschnitten. Schilfblätter waren ihre Lagerstätte, ihre Hauptübungen das Laufen, Schwimmen und Ringen. Da kämpfte dann nicht nur ein Knabe gegen den andern, sondern Schaar gegen Schaar. Eine eigene Uebung lehrte sie Hunger und Durst ertragen. Außerdem erhielten sie noch Unterricht in der Musik, in der Kunst, fehlerfrei, kurz und kräftig zu sprechen, und im Vortragen von Lobgedichten auf Götter und Helden. Manchmal ließ man sie auch in die Wälder ziehen, um durch das Jagen wilder Thiere ihre Stärke und ihren Muth zu befördern.

Aber man wollte diese Tapfern auch listig, und dazu bediente sich Lykurg eines ziemlich sonderbaren Mittels: des Stehlens, welches nur dann bestraft wurde, wenn der Stehlende sich bei der That ertappen ließ.

Auch die spartanischen Mädchen wurden körperlich abgehärtet, und in mancher Waffengattung, wie z. B. mit der Schleuder und dem Wurfspieße, in Gegenwart der Könige, der Obrigkeiten, der Bürger und selbst der Jünglinge geübt. Nur dem Hagestolz war der Zutritt versagt, i h m, vor dem, ungeachtet der in Sparta streng beobachteten Ehrfurcht gegen das Alter, kein Jüngling aufstand, i h m, der sogar, auf öffentlichem Markte herumgehend, Spottlieder auf sich selbst singen mußte.

Als Lykurg den Entwurf seiner Staatseinrichtung vollendet hatte, reis'te er nach Delphi, um das Orakel über die Zweckmäßigkeit derselben zu befragen, erhielt aber vorher

nicht nur von den Königen, sondern auch von Senat und Volk das feierliche Versprechen, an der von ihm eingeführten Verfassung bis zu seiner Zurückkunft in Sparta nichts zu ändern. Das befragte Orakel erklärte: „Sparta werde der mächtigste Staat bleiben, so lange es die lykurgischen Gesetze beobachte." Nun verbannte sich Lykurg freiwillig aus seinem Vaterlande, und Sparta fand sich gezwungen, bei nicht erfolgender Zurückkehr des in der Fremde gestorbenen Gesetzgebers die beschwornen Gesetze unverändert zu behalten.

Die lykurgische Verfassung erhielt sich in ihren wesentlichen Bestandtheilen über vierhundert Jahre.

Sie brachte zwar dem spartanischen Staate manchen bedeutenden Vortheil, insbesondere ein entscheidendes Übergewicht durch Waffenmacht; dabei aber auch den unverkennbaren großen Nachtheil, daß die Spartaner hinter dem fortschreitenden Geiste der Zeit zurückblieben, während die übrigen hellenischen Staaten in moralischer, und noch mehr in geistiger Bildung, ihnen weit voreilten.

Gesetze der Spartaner.

Der Geist der ganzen lykurgischen Gesetzgebung zielte ausschließend auf Beförderung der Vaterlandsliebe, des Heldenmuthes und der höchsten Einfachheit biederer Sitte und frugaler Lebensweise.

Alle Götter und Göttinnen wurden in voller Rüstung abgebildet. Man durfte sie um nichts bitten, als um Gutes für gute Thaten. Die in der Schlacht gefallenen Tapfern erhielten Denkmähler mit Inschriften.

Zur Aufführung der Privathäuser in Sparta war kein anderes Werkzeug als Axt und Säge erlaubt; da ließ sich denn für architektonische Pracht und Schönheit nicht viel thun.

Kein spartanischer Bürger durfte sich in der Fremde aufhalten, außer, wenn er als Krieger auf fremden Boden kämpfte.

Jeder spartanische Bürger sollte, nach dem Willen des Gesetzes, heirathen, und zwar ein Weib, das ihm nicht nur an Gesundheit und Körperkraft, sondern auch hinsichtlich des Characters glich. Ein Vater von drei Söhnen war vom Wachtdienste, wer deren vier hatte, von allen Abgaben befreit, durch fünf von allen Staatsdiensten. Die Mädchen erhielten, wenn sie heiratheten, keine Mitgift. Ein Bürger konnte dem andern seine Gattin überlassen.

Wenn die Spartaner in die Schlacht zogen, mußten sie Kleider von rother Farbe tragen, theils um desto kriegerischer auszusehen, theils damit man das Blut darauf nicht bemerkte. Auch waren sie dann bekränzt, als gingen sie zu einem Feste.

Zum Schlusse theile ich noch einige Gesetze wörtlich mit:

„Die ältern Bürger sollen über die Kinder aller andern Bürger, wie über ihre eigenen, väterliche Gewalt ausüben."

„Der ältere Bürger, welcher einen Knaben, den er einen Fehltritt begehen sieht, nicht bestraft, soll mit dem Fehlenden gleiche Strafe leiden."

„Ältere sollen die Jüngern, denen sie auf der Straße

begegnen, fragen, wohin sie gehen, und wenn diese nicht antworten, oder irgend einen Vorwand suchen, sie bestrafen."

„Die Jünglinge sollen nur zu rechter Zeit reden, stets sittsam einhergehen, beide Hände unter dem Mantel tragen, und mit den Augen nicht umhergaffen."

„Komödien und Tragödien sollen in Sparta weder gegeben, noch gehört werden."

„Nur die von den Obrigkeiten gebilligten Dichter sollen in Sparta geduldet werden. Wer etwas Unsittliches dichtet, wird verbannt." Homer's Heldengesänge brachte Lykurg selbst aus Asien nach Sparta, und der Dichter Tyrtäus erhielt für seine begeisternden Kriegslieder sogar das spartanische Bürgerrecht.

„Die Gesetze anderer Völker sollen in Sparta nicht gelobt werden."

„Jeder lerne Scherz verstehen und erwiedern."

„Unmännliche Gesichtszüge und Dickleibigkeit gereichen dem Manne zur Schande, denn sie sind Beweise einer trägen und weibischen Lebensweise."

Die Jünglinge wurden von zehn zu zehn Tagen von den Ephoren untersucht. Starke, nervige Körper erhielten Lob, fette und aufgedunsene aber nicht nur scharfe Rüge, sondern sogar Schläge. Der Spartaner Nauklides wurde wegen seiner Dickleibigkeit, die er sich durch Schwelgerei zuzog, in der Volksversammlung vor Gericht gefordert und mit der Verbannung bedroht, wofern er nicht trachten würde, durch Mäßigkeit und körperliche Anstrengung sich gehörig abzumagern.

„Kein Spartaner darf sich im Kampfe für überwunden bekennen, noch um Schonung bitten."

„Keinem Spartaner ist erlaubt, ein Geschenk von Werth anzunehmen."

Strafen und Belohnungen der Spartaner.

Die in Sparta eingeführte Gütergleichheit, der geringe Werth des wenigen Geldes von Eisen oder Leder, und das sehr beschränkte Privateigenthum, ließen durch ihren vereinigten Einfluß die Habsucht nicht aufkommen. Dies hatte die glückliche Folge, daß Prozesse in Sparta seltener waren als irgendwo. Entstand auch manchmal ein kleiner Zwist, so erwählten die streitenden Parteien gemeinschaftlich einen Schiedsrichter, und fügten sich seinem Ausspruche.

Die Geldstrafe wurde in der Regel nur den Großen und Reichen aufgelegt; wer den Betrag nicht bezahlen konnte oder nicht wollte, dem blieb ein Ausweg: freiwillige Verbannung aus der Heimat.

Härter war das Gefängniß, worin der Straffällige mit einem Halseisen und mit Fesseln an Händen und Füßen saß. Zu den körperlichen Strafen gehörten dazu noch die Stockschläge und das Geißeln.

Mit Verhängung der Todesstrafe waren die Spartaner sehr behutsam. Die Erkenntniß und das Todesurtheil wurden von den Senatoren geschöpft, weil man von diesen alten erfahrenen Männern erwartete, daß sie, frei von Leidenschaft, durch Selbstbeherrschung stets eine richtige An-

sicht gewinnen und nach strengster Gerechtigkeit entscheiden würden. Aber selbst ein vom Senate gefälltes Todesurtheil mußte noch in wiederholten Gerichtsversammlungen durch die Stimmenmehrheit bekräftigt werden. Die gewöhnliche Todesstrafe war das Erdrosseln mit dem Strange, welches immer nur bei Nacht und in einem eigens dazu eingerichteten Gemache des Staatsgefängnisses geschah. Die Leichname der Hingerichteten wurden in eine tiefe Grube außerhalb der Stadt geworfen. Schwerer als die Todesstrafe schien dem Spartaner die gesetzliche Landesverweisung und die Entehrung. Die erstere traf denjenigen, welcher als Feldherr oder Obrigkeit seine Pflicht nicht erfüllte, oder einen nachtheiligen Einfluß auf den Staat nahm; die letztere wurde über den Feigen verhängt, welcher der allgemeinen Schmach in dem Grade preisgegeben ward, daß jeder Begegnende auf der Straße ihn ungeahndet beschimpfen und beleidigen durfte. Um Allen kennbar zu sein, mußte er im schmutzigen Gewande und mit einem nur zur Hälfte geschorenen Barte umhergehen.

Für das Widrige der Strafen soll der Leser nun durch die Belohnung selbst belohnt werden.

Diese erhielten in Sparta ihren größten Werth durch die Seltenheit, womit sie vertheilt wurden. Ein Staat muß gegen seine Bürger mit den Belohnungen eben so sparsam sein, wie eine Geliebte gegen ihren Liebhaber mit den Küssen, sonst verlieren beide ihren Werth, um so mehr, je freigebiger sie vertheilt werden.

Die äußeren Ehrenzeichen, womit Sparta Heldenthaten und erkämpfte Siege belohnte, waren die einfach-

sten: ein lederner Leibgürtel und ein Kranz von Olivenlaub. Solche schlichte Auszeichnungen verschafften den damit Geschmückten den Vorsitz bei öffentlichen Versammlungen und Feierlichkeiten. Alle Anwesenden erhoben sich vor dem Eintretenden von ihren Sitzen und empfingen stehend den Geehrten, dem der Staat auch den Titel eines Wohlverdienten verlieh.

So ward der Lebende geehrt, mehr noch der Todte, dessen Grab ein Begeisterung erweckendes Heiligthum für Gegenwart und Nachwelt sein sollte.

Und dennoch waren die Monumente nichts weniger als prächtig und kostspielig: einfache Säulen mit kurzen kräftigen Inschriften, die jeden Lesenden zu gleichen Großthaten entflammten. Wahre Größe ist immer einfach, im Leben wie in der Kunst.

Gesetze des Zaleukus.

Die Griechen haben im südlichen Italien und in Sicilien viele Ansiedelungen gegründet, deren manche nachher zu bedeutenden kleineren Staaten anwuchsen, und sich vorzüglich durch ihre weisen Gesetzgebungen auszeichneten. Unter den trefflichen Gesetzgebern dieser Colonien nenne ich vor allen die Namen Zaleukus, Charondas, Pythagoras und Architas, als Ebenbürtige des Spartaners Lykurg und des Atheners Solon.

Zaleukus war der Gesetzgeber der Lokrier, die an der südlichen Küste Italiens wohnten. Seine Gesetzgebung würde zwar von den tiefsinnigen Politikern unserer Zeit

tüchtig bekrittelt werden, wenn sie den Maßstab der Gegenwart anlegen wollten; betrachten sie aber diese Gesetzgebung mit Rücksicht auf Zeit, Volk und Land, für welche sie eingeführt wurde, so wird ihre Zweckmäßigkeit bald volle Bewunderung erregen, da sie im innigsten Einklange steht mit der Einfachheit der Sitten und der ganzen Staatsform, worin das Billige auch als recht galt, und das moralisch-Gute auch als politisch gut. Die Gesetzgebung des Zaleukus fällt ungefähr in das Jahr **660** vor Christi Geburt. Ich gebe hier nur eine kleine Stelle aus der moralisch-religiösen Einleitung zu diesen Gesetzen, worin ein grandioser Geist der erhabensten Einfachheit athmet. So spricht der weise Gesetzgeber:

„Alle Einwohner unserer Stadt und unseres Landes sollen vor allen Dingen überzeugt sein und glauben, daß Götter sind. Sie sollen den Himmel betrachten, das Weltall, die Weisheit und Ordnung des Ganzen, und erwägen, daß dieses nicht ein Werk des Zufalles oder der Menschen sein könne. Sie sollen demnach die Götter als die Urheber alles Guten ehren und lieben."

„Jeder bewahre sein Herz rein und frei von allem Bösen; denn ein böser Mensch kann Gott nicht ehren. Auch wird Gott nicht, gleich einem schlechten Menschen, durch Gaben und kostbare Feierlichkeiten gewonnen, sondern durch Tugend und durch freie Erwählung edler und gerechter Handlungen. Deßhalb muß jeder, der gottgefällig sein will, nach Vermögen gut sein in Handlungen und Gesinnungen, und das Schändliche mehr fliehen, als den Schaden an seinem Vermögen."

„Die, welche zu dieser Erhebung der Seele unfähig und zum Bösen geneigter sind, ermahnen wir hier, zu bedenken, daß Götter sind, die die Ungerechten bestrafen, und sich jenen Zeitpunkt vor Augen zu stellen, wo das Leben eines Jeden sein Ziel findet; denn wenn es zum Sterben kommt, dann erwacht bei Allen ein reuevolles Andenken an ihre verübten Ungerechtigkeiten, und der heiße Wunsch, daß sie doch immer möchten recht und gut gehandelt haben." —

Vernehmen wir nun zur Probe auch eines der Gesetze:

„Einen fremden Staat müsse Niemand mehr lieb gewinnen als sein Vaterland. Die Götter des Vaterlandes bestrafen solche Gesinnungen; sie sind der Anfang zur Verrätherei. Noch strafbarer ist es, sein Vaterland zu verlassen und in der Fremde zu leben; denn nichts geht uns näher an, als das Vaterland."

Vor allem suchte Zaleukus die höchste Achtung vor den bestehenden Gesetzen den Bürgern einzuflößen und jede Neuerung zu erschweren; denn er sagte, es sei nicht schicklich, daß die Gesetze sich den Menschen unterwerfen, wohl aber geziemend und heilsam, daß der Mensch sich vor dem Gesetze beuge. Wollte daher ein Bürger zur Aufhebung eines bestehenden Gesetzes, oder zur Einführung eines neuen den Antrag machen, so mußte der Sprecher in der öffentlichen Versammlung mit einem Strick um den Hals erscheinen. Erhielt der Vorschlag die Stimmenmehrheit, so blieb der Mann unbestraft, ward aber das bestehende Gesetz für besser als das neue, und dieses für ungerecht erkannt, so wurde der Strick zugezogen und der unglückliche Sprecher erwürgt.

Den Luxus zu beschränken bediente sich Zaleukus keiner eigentlichen Strafen, sondern er machte denselben verächtlich. So z. B. erlaubte er goldenes Geschmeide und purpurverbrämte Kleider nur den Buhlerinnen. Um den zu großen Aufwand für Dienerschaft zu hindern, verordnete er, daß eine freie Frau sich nur von einer Sklavin dürfe begleiten lassen, — ausgenommen, wenn sie betrunken sei. Wer unvermischten Wein trank, ohne daß ein Arzt denselben zur Herstellung der Gesundheit angeordnet hatte, unterlag der Todesstrafe. Ehebrecher traf der Verlust der Augen, von welchen sie einen so übeln Gebrauch gemacht hatten. Leider mußte Zaleukus den Schmerz erleben, daß er seinen eigenen Sohn auf solche Art bestrafen sollte. Da brach das Vaterherz des strengen Gesetzgebers; um den Sohn zu schonen, und dem Ausspruche des Gesetzes dennoch zu genügen, theilte er die Strafe mit dem Verbrecher, und ließ diesem nur ein Auge ausstechen, das andere — sich selbst. So handelte der Mann, der seine edle und milde Gesinnung schon dadurch an den Tag legte, daß er zuerst eigene Friedensrichter einführte, daher die Streitenden nicht eher vor Gericht erscheinen durften, als bis sie vorher alle Mittel der Aussöhnung vergebens versucht hatten. Wer die Versöhnung g eradezu verweigerte, wurde für ein wildes Thier erklärt.

Gesetzgebung des Charondas.

Nicht minder ehrwürdig steht Charondas da, der Gesetzgeber von Thurium und einigen andern Städten in

Süd-Italien, dem sogenannten Groß-Griechenland. Er lebte fast gleichzeitig mit Zaleukus. Von seinen Gesetzen ist sehr wenig erhalten worden; sein Geist spricht sich aber in den folgenden Bruchstücken aus der noch vorhandenen Einleitung zu derselben hinlänglich aus.

„Bei allen Berathschlagungen und Handlungen mache den Anfang mit Gott, denn von ihm kommt alles Gute."

„Jeder ehre das Schöne und das Wahre; jeder hasse das Schändliche und die Lüge. Dazu gewöhne man die Jugend früh, damit ihr der schöne und fruchtbare Keim der Tugend eingepflanzt werde."

„Jeder bemühe sich mehr weise zu **sein**, als zu **scheinen**; nur den **Schein** der Tugend suchen, ist sicheres Merkmahl einer kleinen und ungebildeten Seele."

„Besser ist's, mit Ehre sterben, als mit Schande leben."

„Die Verstorbenen ehre Jeder, aber nicht mit Thränen und Klagen, sondern durch gutes Andenken, und jährliche Todesweihe; denn unmäßiger Schmerz beleidigt die Geister der Vollendeten."

„Jeder muntere sich selbst auf, und treibe sich an, mit würdiger Wahl das Gute zu ergreifen und zu üben; denn um das Kleine eben so, wie um das Große, sich abmühen, ist das Thun gemeiner Naturen, und eines freien Menschen unwürdig."

„Wer die heiligen und obrigkeitlichen Gebäude durch die Pracht der Privathäuser übertrifft, soll nicht gelobt, sondern beschimpft werden; denn kein Privathaus soll prächtiger und glänzender sein, als die öffentlichen Gebäude."

„Wer dem Reichthume und dem Gelde fröhnt, werde als ein Mensch von kleinlicher und unedler Denkungsart verachtet. Wer über kostbares Besitzthum und über eine prunkvolle Lebensweise in Erstaunen geräth, den betrachte man als einen schwachen, von Verstandes-Ohnmacht getroffenen Geist; denn ein Mensch von großer Seele ist mit allen irdischen Dingen bekannt, und wird durch nichts dergleichen, wenn es ihm zufällt, außer Fassung gebracht."

„Schändliches spreche Niemand, damit er sich nicht daran gewöhne, und seine Seele nicht mit den unreinen Bildern von Unverschämtheit und Verbrechen erfülle. Das Schändliche sagen, ist selbst schon schändlich."

„Wer seinen Kindern eine Stiefmutter zuführt, soll, als Urheber häuslicher Zwietracht, zu keinen öffentlichen Berathschlagungen zugelassen werden."

„Wer sein Wort bricht, soll unter dem Fluche des Staates liegen."

Der größte Zug im Character des Charondas ist der, daß er die Heiligkeit seiner Gesetze mit seinem eigenen Leben besiegelte. Er hatte durch ein Gesetz jedem Bürger bei Todesstrafe verboten, bewaffnet in der Volksversammlung zu erscheinen. Charondas kam unglücklicher Weise von einem Zuge gegen benachbarte Räuber gerade in dem Augenblicke zurück, da auf dem Marktplatze ein Volksaufruhr ausbrach. Von gerechtem Zorne ergriffen, und alles Andere über dem Drange der Gegenwart vergessend, eilt er — ohne sein Schwert abzulegen — in die Versammlung. Einer der feindlich gesinnten Partei bemerkt es sogleich, und ruft ihm zu: Wie? Du kommst hieher zur Aufrechthaltung des Ge-

setzes, welches Du selbst zerstörst?" — Charondas, verstummend in augenblicklichem Erstaunen, entreißt sein Schwert der Scheide, und hält es empor mit den Worten:

„Nicht zerstören will ich das Gesetz, sondern bekräftigend erhalten — selbst mit meinem eigenen Blut!„ — Er spricht's und stürzt in die Todeswaffe.

So endete der Mann, welcher den Muth zu sterben, den er selbst besaß, auch von den Andern verlangte, und die Feigheit für etwas so Entehrendes ansah, daß er sie der Todesstrafe nicht einmal werth hielt, sondern dieselbe nur durch die Schande brandmarkte. Wer sich weigerte, für das Vaterland zu kämpfen, oder in der Schlacht die Flucht ergriff, mußte sein ganzes Leben hindurch Weiberkleider tragen.

Das Leben des Pythagoras.

Die bisher genannten Männer politischer Weisheit übertrifft Pythagoras, der zu Samos ungefähr 600 Jahre vor Christo geborene Sohn eines phönicischen Kaufmanns.

Wollte ich die Menge der Wundergeschichten, die man von ihm erzählte, ausführlich berichten, wie z. B. daß er eine goldene Hüfte hatte; daß ein Fluß, über den er schiffte, ihm zurief: „Heil dir, Pythagoras!" daß er einen grimmigen Bären durch ein einziges ihm zugerufenes Wort zur Raison brachte; daß er einen weißen Adler von der Himmelshöhe zu sich herabcitirte; daß er als Doppelgänger an zwei verschiedenen Orten zugleich sein konnte; daß er als

Seelenwanderer in verschiedenen Körpern lebte, und so weiter, so müßte ich eine eigene lange und breite Abhandlung schreiben. Ich beschränke mich also auf das Wesentliche und Wahre, oder doch Wahrscheinliche, was uns die alten Schriftsteller von seinem Leben und Wirken melden. Wollten wir im Dunkel mythischer und poetischer Partien des historischen Labyrinths lange verweilen, so würde ohne Zweifel unsere Reise durch das Leben früher enden, als unser Spazirgang im Labyrinthe der Geschichte. Der Mensch soll aber nicht blos lesen, sondern auch leben und dabei Manches thun, was lesenswerth wäre. Ich zweifle auch gar nicht, daß die Handlungen und Schicksale im Still-Leben manches klanglos verschwundenen Menschen interessanter und erbaulicher wären, als manche hoch und vielgepriesene Menschen und Begebenheiten unserer Weltgeschichte.

Die Jugend des Pythagoras gibt uns die Lehre, daß man, um viel zu wissen, viel lernen müsse. Pythagoras ließ sich in allem Möglichen unterrichten, zuerst von den berühmtesten Weisen Griechenlands. Dann reis'te er nach Egypten, dem Lande geheimnißvoller Weisheit, unterzog sich mit unerschütterlicher Standhaftigkeit allen Prüfungen der Priester, und wurde endlich in ihre geheimsten Mysterien eingeweiht. Damit noch nicht zufrieden, unternahm er eine Reise nach Babylonien zu den Chaldäern und zu den Gymnosophisten, den weisen Braminen im alten Indien.

Mit solchen Geistesschätzen ausgerüstet, kehrte er nach Samos zurück und trug seinen Landsleuten die Essenz der egyptisch-orientalischen Weisheit in symbolischer Form vor, fand aber wenig Zuhörer und noch weniger Beifall.

Es schien ihm nöthig, sich noch mehr Nimbus zu verschaffen. Er reis'te flugs nach Kreta, und ließ sich auf dieser berühmten und fabelreichen Insel von dem weisen Epimenides, der sich nicht nur der Gabe untrüglicher Weissagung, sondern sogar eines vertrauten Umganges mit den Göttern rühmte, in die griechischen Mysterien einweihen. Mit verdoppelter Glorie kehrte er nach Samos zurück. Jetzt ging's.

Pythagoras war ein Mann von seltener Schönheit. Der sanfte, aber doch imponirende Ernst des geistvollen Angesichtes, mit dem herabfließenden, Ehrfurcht gebietenden Barte, das lange wallende Kleid von glänzend weißer Farbe, und das mit einer goldenen Krone geschmückte Haupt, ließ ihn beinahe wie ein übernatürliches Wesen erscheinen. Die mystischen sinnbildlichen Lehren, von einem solchen Manne in einem solchen Ornate mit den Mienen und Geberden eines Gottbegeisterten vorgetragen, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Er gründete nun eine eigene Schule, die sogenannte italische, und gewann bald viele Schüler.

Dessen ungeachtet hatte die philosophische Lehranstalt (vielleicht nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war) keinen langen Bestand. Pythagoras begab sich jetzt nach dem südlichen Italien, dem sogenannten Groß-Griechenland, wo er sich zu Crotona, einer wegen der verderbten Sitten ihrer Einwohner berüchtigten Stadt niederließ. Hier kam ihm nebst seiner Weisheit vorzüglich seine umfassende Kenntniß zu statten, wodurch er sich beim großen Haufen und bei den blinden Verehrern den Ruf des Besitzes übernatürlicher Kräfte erwarb, ein Ruf, der sich immer mehr verbrei-

tete, weil Pythagoras sich sehr gut darauf verstand, den rechten Augenblick zu erkennen und zu benützen. So wurde nun manches als ein Wunder erhoben, wo es doch ganz natürlich zuging, z. B. wenn Pythagoras, als erfahrener Arzt dem einen Kranken die Genesung, dem andern den Tod verkündete, und Beides in Erfüllung ging.

Das größte Wunder war wirklich dieses, daß er auf die verderbten Crotoner einen sehr wohlthätigen Einfluß gewann. Die Unsittlichkeit verschwand, und an die Stelle der bisherigen Laster traten die entgegengesetzten Tugenden. Nüchternheit und Mäßigung fanden mit jedem Tage mehr Verehrer. Nun zog Pythagoras auch andere Städte Italiens und Siciliens in seinen schönen Wirkungskreis, und dehnte seine Philosophie auch auf die Staatsverwaltung aus, was um so leichter geschehen konnte, als in jener Zeit, Politik und Moral nicht so strenge von einander geschieden waren, wie dies nachher geschah.

Von jener Periode an erscheint Pythagoras auch mehr im Glanze eines Gesetzgebers als in der Würde eines Weisen. Da standen bald Feinde gegen seine politischen Einrichtungen auf, folglich auch gegen ihn selbst; und da auch die Anzahl seiner Anhänger nicht gering war, konnte es an bürgerlichen Zwisten und Tumulten nicht fehlen. Dies geschah vorzüglich in den meisten, dem pythagoräischen Orden abgeneigten Städten Groß-Griechenlands. Pythagoras sah sich genöthigt, Crotona zu verlassen.

Die Lokrier, zu denen er floh, sandten ihm eine förmliche Deputation entgegen mit der bittersüßen Erklärung, sie

wüßten zwar wohl, daß er ein weiser und vielvermögender Mann sei, sie fänden aber an ihren Gesetzen nichts zu tadeln, und wollten sich daher mit denselben fernerhin in ihrer alten Gestalt begnügen. — Sie baten ihn, von ihnen zu nehmen, was er bedürfe, und dann weiter zu ziehen.

Der Flüchtling zog weiter von Stadt zu Stadt, ward nirgend aufgenommen, und es kam endlich dahin, daß er, um vor den Verfolgungen Sicherheit zu finden, in einem Tempel der Musen eine Freistätte suchen mußte, wo er aber, wie so manche andere Musenjünger, den Hungertod starb, und von seinen Schülern vergöttert wurde.

Die Pythagoräer.

Pythagoras hat keine Schriften hinterlassen. Die unter seinem Namen bekannten goldenen Lehren sind von einigen seiner Schüler zusammengetragen, nämlich von den Eingeweihten, oder eigentlichen Pythagoräern, denen er den Unterricht in einer Höhle zu ertheilen pflegte. Diesen ward vor ihrer Aufnahme eine lange Prüfung durch jede Art von Tugendübung, und nach derselben eine sehr strenge Lebensweise auferlegt. Die zu bestehende Probezeit dauerte, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Fortschritte zwei bis fünf Jahre. Sie trugen, gleichsam um die Reinheit ihrer Sitten anzudeuten, weiße Kleider, mußten, je nachdem ihr sanfter oder lebhafter Character es erheischte, ein mehrjähriges Stillschweigen beobachten, während dieser

Zeit zur Uebung in der Geduld und Demuth, von Andern Widerspruch und Spott schweigend ertragen, und ihr Vermögen als Gemeingut zusammen legen.

Diejenigen, welche Pythagoras bewährt fand, lebten dann, sammt ihren Frauen und Kindern mit ihm, der selbst verheirathet war, in eigenen halbrunden, mit Hallen, Musiksälen und Gärten versehenen Gebäuden. Ihre tägliche Lebensweise war sehr gleichförmig. Sie erhoben sich vor Sonnenaufgang von ihrem Nachtlager, und begrüßten den Tag mit Hymnen, um den Geist durch Poesie und Musik zu wecken, und gleichsam zu stimmen. Nun wurden die Pflichten und Geschäfte, wie auch die Stundeneintheilung für den ganzen Tag, bestimmt. Den Anfang machten die strengen Studien. Hier auf folgten einsame, der Betrachtung gewidmete Spazirgänge, Leibesübungen und ein sehr frugales Mahl, welches hauptsächlich in Brot, Honig, Früchten und Wasser bestand. Den übrigen Theil des Tages brachten die Pythagoräer mit religiösen Übungen, mit häuslichen und Familien-Angelegenheiten, auch mit öffentlichen Geschäften, wie z. B. mit Schlichtung der ihnen zur Entscheidung vorgelegten Streitigkeiten zu. Ehe sie sich der Ruhe des Schlafes überließen, wurde untersucht, ob und wie jeder von ihnen sein Tagewerk erfüllt habe. Dann beschloßen Hymnen den Tag, so wie sie ihn begonnen hatten.

Die Pythagoräer wurden nach ihren Fähigkeiten und Neigungen zu verschiedenen Geschäften verwendet; diese für theosophische oder moralische Vorträge, jene zur Naturforschung, oder zur Verwaltung der Ordens-Angelegenheiten.

Einige besorgten die Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend, andere wurden in fremde Städte gesendet, als Lehrer der Weisheit und Staatsverwaltung. Das Ansehen des Meisters galt den Schülern, wenigstens den Nichteingeweihten, die um nichts fragen und nichts bestreiten durften, mehr als alle Gründe, und die Worte: „Er hat es gesagt!" vertraten die Stelle des bündigsten Beweises.

Uebrigens konnte Jeder, dem es in dem Orden nicht behagte, mit seinem zugebrachten Vermögen wieder austreten, doch mußte er sich eine Ceremonie gefallen lassen, welche darin bestand, daß die Pythagoräer sein Leichenbegängniß feierten, und ihm als einem Todten ein Grab errichteten. So ging denn Mancher frisch und lebendig in der Welt herum, den die Pythagoräer längst schon begraben hatten.

Die Lehre des Pythagoras.

Wir kennen nun das Leben und Streben des Pythagoras und seiner Schüler. Ich muß den Leser nun auch mit dem Geiste seiner Philosophie bekannt machen, dessen Wesentliches in Kürze so lauten mag:

Der Mensch ist zum Fortschreiten auf dem Wege zur Vollkommenheit bestimmt; die Philosophie aber bezweckt, ihn zur Nachahmung der Gottheit zu führen, und seinen Geist dem göttlichen ähnlich zu machen. Dies zu erreichen muß er vor Allem die Herrschaft der Sinne und die Macht der Leidenschaften bändigen.

Dazu empfahl Pythagoras zuerst das Studium der Mathematik, und legte der Zahlenlehre insbesondere eine solche Wirkung bei, daß man auf die Vermuthung gerieth, er habe die Zahlenverhältnisse als sinnbildliche Vorstellungen aller Natur- und Denkformen genommen, ja sogar als die Symbole der göttlichen Eigenschaften.

An die Zahlenlehre schloß sich zunächst die Musik, als vorzügliches Mittel, den Geist zu erheben, und ihn für höhere Anschauung empfänglich zu machen.

Außerdem unterrichtete Pythagoras seine Schüler auch in der Geometrie und Astronomie, in der Theosophie, Moral und Naturkunde, und zeigte hierin so viele und so umfassende Kenntnisse, daß man auf die Vermuthung kam, es sei mehr als ein Pythagoras da gewesen.

Man legt ihm auch die Erfindung der Rechentafel oder des Einmaleins, der musikalischen Tonleiter oder pythagoräischen Lyra, und des harmonischen Monochords bei, eines einsaitigen Instrumentes zur Messung der musikalischen Intervallen, nebst dem noch die Entdeckung der Sphärenmusik oder himmlischen Harmonie, nämlich die Lehre, daß die himmlischen Sphären oder Räume bei dem Umschwung der in denselben sich bewegenden Planeten nach Verschiedenheit ihrer Größe, Schnelligkeit und Entfernung verschiedene Klänge hervorbringen, welche zusammen die vollkommenste Harmonie geben. Die Platoniker und selbst neuere Dichter haben diese Sphärenmusik, so lange sie Mode war, für ihre zärtlichen Schwärmereien sehr benützt. Die Theosophie des Pythagoras geht im Wesentlichen dahin: die Gottheit, als absolute Einheit (Monas), ist die Quelle nicht nur

aller Intelligenzen, sondern auch der materiellen Welt. Von ihr kommt alles Gute, und nichts geschieht ohne ihren Willen. Sie ist der allgemein verbreitete Weltgeist, unzerstörbar, und nur mit dem Geiste zu fassen. Der Aether ist mit untergeordneten Geistern angefüllt, mit Dämonen und Heroen, bekleidet mit Körpern vom feinsten Stoffe. Sie erzeugen den Menschen Krankheit und Gesundheit, und verkünden ihnen die Zukunft durch Träume.

Nach dem pythagoräischen System der Naturkunde befindet sich in der Mitte des Weltalls ein Centralfeuer, das Princip der Wärme und des Lebens. Die Planeten sind bewohnbar. Der Mond ist ein Wohnsitz der Dämonen, die Erde eine Kugel mit Antipoden.

Das Erdbeben wird durch unterirdische Zusammenkunft der Todten verursacht. Die Seele, ein unsterblicher Ausfluß der Gottheit, geht nach der Trennung vom Leibe in andere menschliche oder thierische Körper über, und setzt diese Wanderung so lange fort, bis sie, ganz geläutert, zu ihrem Urquell zurückkehrt. Pythagoras selbst behauptete, er erinnere sich aller der verschiedenen Körper, die seine Seele schon bewohnt habe.

Seine Moral stellt allerdings treffliche Grundsätze auf, werth, daß man sie tief in das Herz einpräge. Die Stärke des Geistes ruht auf der Besonnenheit. Die Trunkenheit ist ein vorübergehender Wahnsinn. Das Verlangen nach Ueberflüssigem ist thöricht, weil es keine Grenzen kennt. Es ist feige, den von der Gottheit uns angewiesenen Platz im Leben früher zu verlassen, als Jene es erlaubt.

Die Gesetze und Gebräuche des Vaterlandes sind heilig zu achten. Die Jugend lerne gehorchen; so wird es ihr leicht, dem Ansehen der Vernunft zu folgen. Leitet man sie auf die beste Lebensbahn, so wird Gewohnheit diese bald auch zur angenehmsten machen.

Einige Schüler des Pythagoras haben die Sprüche ihres Meisters gesammelt, dieselben aber größtentheils entstellt durch Phrasen, Witzeleien und sophistische Spitzfindigkeiten. Hier einige Pröbchen dieser buntscheckigen sogenannten Weisheit!

„Was ist die Welt?" — Ein unbegreiflicher Zusammenhang; ein Gebäude, das mit dem Verstande muß betrachtet werden; eine Höhe ohne Maß für das Auge; ein sich selbst erschaffendes Schauspiel; eine vielförmige Gestalt" u. s. w.

„Was ist die Sonne?" — Das Auge des Himmels; die Feindin der Nacht; der ätherische Zirkel; die Anzeigerin der Dinge; das reine Feuer; die Hervorruferin der Früchte; der unauslöschliche Strahl; die ewigglühende Fackel; die himmlische Wandlerin" u. s. w.

Aber nun kommt das Aergste!

„Was ist das Weib?" — Das Verlangen des Mannes; ein wildes Hausthier; ein freiwilliger kostbarer Krieg; eine verkleidete Viper; ein nothwendiges Uebel; eine —" nicht weiter! nicht mehr des Frevels, dessen sich auch Shakespeare in einem seiner Heinriche und im Cimbelin nur zu sehr schuldig gemacht hat.

Schön sind die folgenden Sprüche des Pythagoräers Demophilus:

„Die Schmeichelei gleicht einer gemalten Rüstung, die wohl Vergnügen gewährt, aber keinen Nutzen.“

„Wissenschaftliche Bildung gleicht einer goldenen Krone, welche die Ehre mit dem Werthe verbindet.“

„Bei bösen Menschen ist, wie bei bösen Hunden, das Schweigen mehr zu fürchten als die Stimme.“

„Wie ein Schiff im Hafen, so ruht das Leben in der Freundschaft.“

„Zu große Reichthümer erschweren das Leben, wie zu lange Kleider das Gehen.“

„Die Erde trägt einmal des Jahres Früchte, die Freundschaft jeden Augenblick.“

„Der Kopf eines Thoren verträgt so wenig Nahrung, als der Magen eines Kranken.“

„Zeit und Umstände machen den Wermuth süß, so wie sie manchmal bewirken, daß wir den Feind dem Freunde vorziehen.“

„Wer dem Rathe des Bösen horcht, trinkt Gift aus einem goldenen Becher.“

„Der Thor wendet seinen Reichthum, wie der Feige seine Waffen, gegen sich selbst.“

„Dem Narren nützt das glänzendste Glück so wenig, als dem Kranken ein goldenes Bett.“

„Das größte Geschenk, welches wir von Gott erlangen können, ist — die Tugend.“

„Es ist oft besser mit sich selbst sprechen, als mit Andern.“

„Wer sich selbst nicht kennt, gleicht dem Wahnsinnigen.“

„Wahrhaft gut ist nur das, was sich vermehrt, wenn du es mit Andern theilest.“

„Wer den Andern lästig ist, wird endlich sich selbst zur Last.“

„Thue Großes, ohne groß zu thun!“

Bildersprache des Pythagoras. Die pythagoräischen Frauen.

Ehe wir von diesem großen Manne scheiden, muß ich noch einige interessante Züge und Aussprüche von ihm mittheilen.

Er empfahl vor Allem dringend die Enthaltsamkeit und Mäßigkeit in jedem Genuße, und eiferte sehr über die Grausamkeit gegen die Thiere. Es ist ungerecht, sagte er, auch gegen das kleinste lebende Geschöpf grausam zu sein. Jenes Insekt, das der Wind davon trägt, das wir mit Füßen treten und kaum vom Staube unterscheiden, der an unsern Fersen klebt, jenes Insekt hat Leben und ein Recht zum Leben wie wir; und du, Mensch, gewöhnst dich, ungerecht und grausam zu sein, wenn du es gering achtest. Anfangs wirst du es gegen Thiere sein, nach und nach gegen Deinesgleichen, endlich gegen deine Eltern und deine Brüder.

Zur Enthaltsamkeit vom Fleische und Weine ermahnte Pythagoras wahrscheinlich deßhalb, um die Schwelgerei zu hindern; vielleicht galt seine Warnung auch nur dem Ge-

nusse des rohen Fleisches, dem ein großer Theil der zu jener Zeit noch rohen Italier ergeben war. Eben so widerrieth Pythagoras die Bohnen, worunter vermuthlich die Hülsenfrüchte überhaupt verstanden waren, weil sie den Unterleib beschweren, er aber den Geist vom Joche des Leibes und von den Sinnesfesseln befreit haben wollte; doch ist es eine Lüge, daß er den Genuß der Bohnen gleichsam für ein förmliches Vergehen erklärte, und denselben streng verbot.

Pythagoras bediente sich gern sprüchwörtlicher und bildlicher Ausdrücke. So z. B. sagte er, um dem Volke die schuldige Ehrfurcht gegen den Fürsten einzuprägen: „Zerbrich die Krone nicht! Strecke nicht deine Finger gegen die Sonne! Spritze kein Wasser gegen sie! — Um zur Eintracht zu ermahnen, sagte er: „Bei jedem Hiebe wende die Spitze des Schwertes weg! Schlage kein Feuer mit dem Schwerte! Wirf Steine auf die Stelle, wo Menschenblut vergossen ward!" — Zur Gottesfurcht und Frömmigkeit rieth er durch die Aussprüche: „Gehst du zum Tempel, so wende dich nicht um, etwas zu thun oder zu sagen, was zum gemeinen Leben gehört! Bete mit entblößten Füßen! Versage keinem Wunder deinen Glauben! Weht der Sturm, so bete seine Stimme an! Rollt der Donner, so berühre die Erde!" —

Der pythagoräische Orden zählte auch mehrere Frauen als Mitglieder. Die merkwürdigste unter diesen scheint Theano, die Gattin des Pythagoras, gewesen zu sein. Rühmlich erwähnt werden auch ihre drei Töchter: Arignote, Damo und Mya. Außer diesen glänzen noch die Namen: Melissa, Periktione, Findys, Esara

und Bindace. Von einigen dieser Frauen sind noch Briefe und Fragmente aus ihren Werken vorhanden. Ein sehr günstiges Vorurtheil für diese Damen erregt schon dieses, daß sie auch zur schriftstellerischen Darstellung immer solche Gegenstände wählten, welche in den weiblichen Wirkungskreis gehören, wie z. B. die Pflichten der Gattinnen und Mütter, die Erziehung der Kinder u. dgl. Um mit ihrem Geiste etwas näher bekannt zu machen, lege ich den Leserinnen einige Stellen vor, zuerst aus einem Briefe der Theano, die nicht nur durch Geist und Tugend, sondern auch durch ihre Schönheit sich die allgemeine Bewunderung erwarb. In einem Briefe an ihre Freundin Eubula spricht sie über die Erziehung der Kinder folgende nachdrücklichen Worte:

„Die erste Pflicht einer guten Mutter ist, nicht sowohl dafür zu sorgen, daß sie ihren Kindern angenehme Empfindungen verschaffe, als sie so früh als möglich an das, was die Grundlage jeder Tugend ist, an Mäßigung und Bezähmung der sinnlichen Begierden, zu gewöhnen. Du hast dich also wohl vorzusehen, daß die liebende Mutter nicht die Rolle einer Schmeichlerin bei ihnen spiele. — Es ist demnach Pflicht, meine Liebe, sie so zu erziehen, daß ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme, welches geschieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt, und ihr Körper gewöhnt wird, immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieser überhaupt weichlich und reizbar, jene eine Feindin aller Arbeit und Anstrengung werden muß. Daher ist nichts nöthiger, als daß wir unsere Zöglinge in demjenigen am mei-

sten üben, wovor sie sich am meisten scheuen, wenn sie gleich traurige Gesichter dazu machen und ihnen wehe dabei geschieht. Es gibt kein besseres Mittel, zu machen, daß sie, anstatt Sklaven ihrer Leidenschaften und eben so verdrossen zur Arbeit als nach Wollust gierig werden, eine frühzeitige Hochachtung für das, was schön und edel ist, bekommen, und jener sich enthalten, diesem sich ergeben lernen."

„Also, liebe Freundin, wenn du deine Kinder gar zu überflüssig und köstlich nährst, vielen Aufwand machst, um ihnen bald dieses, bald jenes Vergnügen zu verschaffen, sie immer spielen und Muthwillen treiben lassest, ihnen gestattest, Alles zu sagen und zu beginnen was ihnen einfällt, immer befürchtest, das liebe Kind möchte weinen, und dir die Mühe gibst, es lachen zu machen, lachst und deine Freude daran hast, wenn es nach seiner Wärterin schlägt, oder dir selbst garstige Namen gibt; ferner, wenn du so große Sorge trägst, die Kinder im Sommer kühl, im Winter immer recht warm und weich zugedeckt zu halten, so erlaube mir zu sagen, daß du sehr unrecht daran thust. Siehst du nicht, daß armer Leute Kinder, die von diesem Allen nichts wissen, demungeachtet leichter aufkommen, wachsen und gedeihen, und sich überhaupt weit besser befinden? — Ich bitte, was soll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht den Moment zu essen bekommt, weint? Wenn er essen soll, immer das Leckerhafteste verlangt? Wenn's heiß ist, gleich vergehen will, wenn's kalt ist, schlottert? Wenn ihm etwas verwiesen wird, widerbellt und Recht haben will? Wenn man ihm nicht Alles gibt, was er verlangt, das

Maul hängen läßt? Wenn er nicht immer geätzt wird, sich erboßt? Was kann aus solchen verzärtelten Kindern, wenn sie zu männlichen Jahren kommen, anderes werden, als elende Sklaven ihrer eigenen und fremder Leidenschaften?"

Einer eifersüchtigen Freundin, welcher der Gatte allerdings viel Grund zur Eifersucht gab, ertheilt Theano in einem Briefe folgenden Rath:

„Wenn dein Mann ein Thor ist, so ist dies kein Grund, daß du darum eine Thörin sein mußt. Es gibt Leidenschaften, meine Freundin, die durch Vorwürfe nur mehr gereizt, durch Schweigen und Geduld hingegen desto eher gehoben werden; wie man zu sagen pflegt, ein Feuer, das man ruhig brennen lasse, erlösche von selbst. Eine Frau, die ihrem Manne, wenn er seine Untreue vor ihr zu verbergen sucht, Vorwürfe macht, zieht die Decke weg, hinter welcher er heimlich zu sündigen hoffte; und was gewinnt sie damit? Er sündigt fort und läßt sie zusehen. Wenn du dir von mir willst rathen lassen, Liebe, so denke nicht, seine Zuneigung zu dir sei nothwendig an die Unsträflichkeit seiner Sitten gebunden. Denke, daß deine Verbindung mit ihm eine Gemeinschaft für das ganze Leben ist; daß er zu seiner Dirne nur geht, weil er gerade nichts Klügeres zu thun weiß, und sich die lange Weile bei ihr zu vertreiben hofft, und daß er immer wieder zu dir zurück kommt, weil er mit keiner andern als dir zu leben wünscht. Dich liebt er, wenn die Vernunft Herr über ihn ist, jene aus Leidenschaft; aber die Leidenschaft dauert eine kurze Zeit, man

wird ihrer bald satt, und sie vergeht eben so schnell wieder, als sie entstanden ist. Ein Mann müßte ein ausgemachter Taugenichts sein, den eine Dirne auf lange Zeit fesseln könnte; denn was ist thörichter als ein Genuß, wodurch wir uns selbst Unrecht thun? Es wird nicht lange anstehen, so wird er merken, welchen Schaden er seinem Vermögen und gutem Namen dadurch zufügt. Kein Mensch, der seinen Verstand nicht gänzlich verloren hat, läuft mit sehenden Augen in sein Verderben. Sei also versichert, das Recht, das du an ihn hast, wird ihn dir zurückbringen. Er wird einsehen, wie nachtheilig eine solche Lebensart ist; er wird die Schmach der allgemeinen Mißbilligung nicht länger ertragen können; sein Gefühl wird für dich wieder erwachen, und er wird bald wieder anderen Sinnes werden."

„Du hingegen, liebe Freundin, anstatt dich mit einer Dirne messen zu wollen, zeige den großen Unterschied zwischen dir und ihr durch anständiges Betragen gegen deinen Mann, sorgfältige Führung deines Hauswesens, gutes Vernehmen mit deinen Bekannten und wahre Mutterliebe zu deinen Kindern. Erweise diesem Geschöpfe die Ehre nicht, mit ihr zu eifern; denn nur mit tugendhaften Personen zu eifern, ist schön. Deinem Manne hingegen zeige dich immer zur Aussöhnung bereit. Ein edles Betragen gewinnt uns endlich sogar das Herz unserer Feinde, und die Tugend, aber auch sie allein erwirbt uns die allgemeine Achtung. Durch sie kann eine Frau in gewissem Sinne über ihren Mann selbst Gewalt bekommen, und er wird immer lieber von einem solchen Weibe hochgeschätzt, als gleich einem Feinde belauert sein wollen. Je mehr Achtung du ihm

zeigst, desto beschämter wird er werden, desto eher sich mit dir auszusöhnen verlangen, und dich dann um so stärker und zärtlicher lieben, wenn er durch Betrachtung deines untadeligen Benehmens und deiner Liebe zu ihm, zu einem so viel lebhafteren Gefühle seines Unrechts gegen dich gebracht worden ist. Nun, meine Freundin, stelle diesem Rath die Eingebungen der Leidenschaft entgegen! Diese rathet dir, weil Er krank ist, sollst Du dich durch Gram und üble Laune ebenfalls krank machen; weil er gegen die Rechtschaffenheit sündigt, sollst du wenigstens gegen die Anständigkeit sündigen; weil er seinem Vermögen und dem guten Namen Schaden zufügt, sollst du das Deinige auch dazu beitragen, indem du dich über ihn hinaus zu setzen scheinest und dein Interesse von dem seinigen absonderst. Du glaubst ihn zu züchtigen, und strafst dich selbst." —

„Hältst du es für etwas Schönes, alle Tage mit deinem Manne in Zank und Hader zu gerathen, so bedenke, daß alles Keifen und Schelten seinen Ausschweifungen kein Ziel setzt, sondern blos eure Zwietracht immer unheilbarer macht." —

„Die Krankheit, an der du leidest, gleicht in diesem Stücke den Augenkrankheiten; man muß schlechterdings die Hände davon zurückhalten. Geduld und Standhaftigkeit sind das einzige Mittel, wodurch du sie zu heilen hoffen kannst."

Zum Schlusse noch einige der Lehren, welche Theano einer jungen Frau über die Behandlung ihrer Mägde gibt! „Vor Allem, sagt sie in einem Briefe, mußt du es dahin bringen, daß sie dir mit gutem Willen dienen.

Du mußt dir durch dein Betragen eine vollständige Herrschaft zu eigen machen, und dies geschieht, wenn du ihnen nicht mehr zumuthest als recht ist, und sie so behandelst, daß sie weder unter zu vieler Arbeit einsinken, noch aus Mangel an hinreichender Nahrung unvermögend werden müssen. — Strafe deine Mägde ohne Zorn und ohne Grausamkeit; denn was dir jener an deiner Würde benommen hat, kann durch diese nicht wieder ersetzt werden. Wenn du immer deiner mächtig bleibst, so kannst du ihnen nur desto besser zeigen, daß du fest entschlossen seiest, keine Unarten oder Bosheiten an ihnen zu dulden." —

„Oft ist Nachsicht und Verzeihung die vernünftigste Maßregel, die eine Frau nehmen kann, um größern Schaden zu verhüten, und ihr Ansehen, worauf in den häuslichen Verhältnissen so viel ankommt, beizubehalten. — Erinnere dich, meine junge Freundin, der Saiten auf einem Instrumente, die zu wenig gespannt, keinen Ton von sich geben, und zu hoch gespannt, springen. Geradeso verhält es sich zwischen einer Frau und ihrem Gesinde. Durch zu viel Nachsicht verliert die Frau ihr Ansehen und die Mägde vergessen ihre Schuldigkeit; zu viel Strenge hingegen kann die Natur nicht aushalten, und so gilt auch hier der goldene Spruch: „Der Mittelweg ist überall der beste." —

Der Kampf der Messenier und Spartaner. Die Opferung der Jungfrau. Aristomenes. Tyrtäus.

Ich habe den Leser mit Sparta's kriegerischer Verfassung bekannt gemacht. Die furchtbare Macht derselben er-

fuhren zuerst die benachbarten Messenier in einem mehr als zwanzigjährigen Kriege, der von beiden Völkern unter stetem Glückswechsel mit der äußersten Erbitterung geführt wurde.

Die Messenier wendeten sich an das delphische Orakel, um Rath fragend, wie dieser verheerende Krieg zu beenden sei? — Sie erhielten die Antwort: „Nur durch Opferung einer Jungfrau aus königlichem Geblüte." — Man warf das Loos; es traf die Tochter eines gewissen Liciskus. In diesem Manne aber war die Vaterliebe stärker als die Vaterlandsliebe. Er entfloh mit seinem Kinde nach Sparta. Heroischer dachte Aristodemus und bot — statt der geflüchteten — seine eigene Tochter als Schlachtopfer für die Rettung des gefährdeten Vaterlandes.

Vergebens widersetzt sich der Verlobte des unglücklichen Mädchens der Ausführung des furchtbaren Entschlusses. Von der Verzweiflung zum Äußersten getrieben, wagt er sogar die entehrende Lüge, seine Braut trage die Frucht der Liebe unterm Herzen. Der Vater, entweder ergrimmt ob der Tochter Schande, oder der Angabe keinen Glauben beimessend, zückt den Dolch, — und blutend liegt die Geopferte zu seinen Füßen. Priester und Volk erklären das Opfer für ungültig, weil Aristodemus sie, die nicht Jungfrau war, im Zorne getödtet habe. Man öffnet den Leib der Gemordeten; ihre Unschuld wird erkannt, und nun erst läßt man den Vollzug des Orakelspruches gelten.

Und dennoch entsproßte dem Opfertode nicht die gewünschte Saat: Sieg und Frieden, blutige Kämpfe begannen von Neuem. Das Kriegsglück wechselte mit seiner

Laune zwischen beiden Völkern wie vormals. In einer Schlacht fiel Euphaes, Messeniens kinderloser König, und Aristodemus wurde für den Verlust der Tochter mit dem Diadem geschmückt. Aber die, mit dem Blute der Geopferten befleckte Vaterhand vermochte nicht mehr das Schwert siegreich zu schwingen. Tiefe Schwermuth umnachtete die Seele des Helden. Er verzweifelte an der Rettung des Vaterlandes, und stieß sich selbst auf dem Grabe der Tochter das Schwert in die Brust. Sein Tod war Sparta's Siegesfest und Messeniens Sturz.

Neununddreißig Jahre schmachteten die Messenier unter dem harten Joche, welches ihnen die spartanischen Sieger auflegten, bis endlich Aristomenes, entsprossen aus dem alten königlichen Geblüte, den gesunkenen Muth von Neuem anfachte und sie auf den Trümmern ihres Vaterlandes zum Kampfe um die verlorene Selbstständigkeit begeisterte. Er entflammte die Jünglinge, er bewog die Argiver und Arkadier zur Hülfeleistung, und zeigte schon in der ersten Schlacht eine solche Tapferkeit, daß man ihm die königliche Würde antrug. Er schlug sie aus, wollte nur Feldherr sein, nahm vom Schlachtfelde einen spartanischen Schild, ging verkleidet in die Hauptstadt der Feinde, trat unerkannt in den Tempel der Minerva und hing jenen Schild auf, beschrieben mit den Worten: „Aristomenes weiht der Göttin diesen Schild, den er von den Spartanern erbeutet hat!" —

Er kam unverletzt nach Messenien zurück, und schlug die Spartaner, die sich nun in ihrer Verlegenheit gleichfalls an das delphische Orakel wendeten, welches ihnen den Rath

gab, sich von den Athenern einen Feldherrn zu erbitten. Diese sandten den Bittenden, wie zum Spotte, einen lahmen Krüppel, der nebstbei im Rufe eines verrückten Dichters stand.

Die Spartaner nahmen den poetischen Feldherrn, um dem Orakelspruche nicht entgegen zu handeln ohne Widerrede, doch mit geheimen Unwillen an. Aber siehe da! In dem verkrüppelten Körper wohnte ein Geist, nichts weniger als wahnwitzig. Tyrtäus, (so hieß der Orakelheld) zeigte bald die Macht der Dichtkunst, indem er feurige Gesänge dichtete, welche das Heer der Spartaner zu Muth und Tapferkeit entflammten. Dazu kam noch, daß Aristokrates, König der mit den Messeniern verbündeten Arkadier, plötzlich seine Gesinnung änderte, mitten in einer Schlacht sein Heer von dem messenischen trennte, und dieses gewaltsam durchbrach. So entstand allgemeine Verwirrung. Vergebens kämpften die Messenier wie die Löwen. Die Leichen der Tapfern bedeckten das Schlachtfeld; die Übrigen zogen sich auf den Berg Ida zurück, den sie zu einem festen Lager verschanzten.

Schon glaubten die Spartaner zum zweiten Male Messeniens Herren zu sein. Aber plötzlich brach Aristomenes wieder hervor, fiel mit einer auserlesenen Schaar von dreihundert Tapfern auf die Siegjubelnden und schlug sie in mehreren Treffen. In einem derselben wurde er aber, mit Wunden bedeckt, gefangen genommen. Der Rache ganze Wuth an ihm zu sättigen, warf man ihn in eine tiefe Kluft.

Die Todtenhöhle. Die Retterinnen.

Aristomenes erwacht
Im Schooße düstrer Nacht,
Klag' und Ächzen, dumpf und schwer,
Stöhnt schaurig rings umher,
Im unbekannten Schreckensort.
Vergebens tastet er mit beiden Händen,
Vergebens hallt der Frage Wort,
Vergebens strebt er, von sich abzuwenden,
Was jede Regung seiner Glieder hemmt.
Er will den Leib erheben, stemmt
Sich auf die beiden Arme, rafft
Sich mühvoll auf mit aller Kraft, —
Umsonst! Es weicht der Grund, auf dem er ruht;
Er sinkt; geheimes Grau'n raubt ihm den Muth.

Hoch oben blickt herein
Ein matter Dämmerschein,
Bleich fällt das Trauerlicht herab
Und zeigt — ein weites Grab
Von Sterbenden und Leichen,
Die bis zur Mittelhöh' des Schlundes reichen.
O namenloses Grauen!
Die Kriegsgefährten muß er schauen,
Muß schauen die verstümmelten Gestalten
Der Freunde blutig sich vor ihm entfalten,
Will retten, ach, selbst rettungslos
In der Verwesung Schooß!

Leiser immer, dumpfer immer
Wird das Röcheln, das Gewimmer;
Endlich tiefe Stille!
Und in all der Todtenfülle
Schlägt nur Ein lebend'ges Herz,
Durchbohrt von tausendfachem Schmerz!

Horch! welcher leise Schall
Erhebt von Neuem sich im Leichensaal?
Regt ein Halbtodter sich
In seinen Qualen noch einmal?
Unheimlich-schauerlich,
Einförmig, rasselt's fort und fort
Immer an demselben Ort,
Gleich dem Zermalmen von Gebein,
Das fest und hart wie Stein. —
Und sieh! ein ungeheurer Wolf steht da,
Dem Helden nah,
Vor einem Leichnam, gräßlich anzuschauen,
Wie grimmig er mit seinen Klauen
Die starren Glieder pakt,
Festhält und sie benagt,
Mit heißer Gier den Rachen füllt,
Mit wilder Lust den Hunger stillt.

Lang starret Aristomenes
Hin auf das fürchterliche Mahl
Im Todessaal.

Plötzlich flammt auf ein Gedanke in seinem Geist,
Den er als seinen Retter aus der Gruft
Willkommen heißt.
Er hebt sich leise, leise, späht und schleicht
Durch die modervolle Kluft,
Bis er unvermerkt das Ungethüm erreicht.
Jetzt faßt er hastig mit der rechten Hand
Das Raubthier an den Hinterfüßen,
Das nun, den weit offenen Rachen zurückgewandt,
Und rückwärts hoch emporgehalten,
Wuthschnaubend mit ergrimmten Bissen
Das Spiel der spottenden Luft verletzt.
Wie sehr sich auch das Thier zur Wehre setzt,
Vergebens ist sein Ringen und Bemühen!
Es darf und kann nur vorwärts fliehen,
Und muß den Haltenden stets nach sich zieh'n.

So eilt das flücht'ge Ungeheuer
Fort bis zur Öffnung, die ihm Eintritt gab
In's leichenvolle Felsengrab.
Als endlich der Held vom Tagesfeuer
Die erste Spur erblickt,
Läßt er entzückt
Den grimmigen Wegweiser frei,
Der nun mit heulendem Geschrei
Hinaustobt durch den engen Schlund
In den Waldesgrund,
Beleuchtet vom Abendschein.
Nun rastet Aristomenes nicht,

Bis er allmälich das Gestein
Mit blutenden Händen zerbricht.
Nun drängt sich des Körpers Heroengestalt
Gewaltig vom Orte voll Moder und Graus
Durch die erweiterte Öffnung hinaus.
Schon steht der Befreite im duftenden Wald,
Ihn grüßet das freundliche Abendroth;
Bald grüßet ihn auch der Seinigen Jubelgeschrei,
Und schwöret zu rächen der Brüder Schmach und Tod.

Schon nach wenigen Tagen erkannten die Spartaner, daß Aristomenes lebe. Ihre Niederlage lieferte den furchtbaren Beweis seines Lebens. Aber nur zu bald verließ das Glück den Siegreichen wieder. Neun kretensische Bogenschützen, im Solde der Spartaner, bemächtigten sich des einsam wandelnden Helden. Zwei derselben eilten mit der freudigen Kunde nach Sparta; sieben blieben zurück bei dem Einzigen, um ihn zu führen. Nachts brachten sie ihn in eine abgelegene Hütte, von einer armen Witwe und ihrer schönen Tochter bewohnt. Bekanntlich fühlen Frauen für jeden Unglücklichen das innigste Mitleid so schnell, wie die Aeolsharfe, vom leichtesten Lüftchen angehaucht, sogleich ertönt. Auch weiß man, daß sie viel auf Träume halten.

Die gute Witwe und ihr holdes Töchterlein wurden beim Anblicke des gebundenen Helden sehr gerührt; dabei machte sein edles Wesen auf sie den tiefsten Eindruck. Glücklicherweise hatte dem Mädchen in der vorhergegangenen Nacht geträumt, sie sähe einen gebundenen Löwen ohne Klauen, von Wölfen grausam herumgeschleppt. Zürnend ob solcher

Mißhandlung des königlichen Leuen durch gemeine Raubthiere, zerschnitt sie die Bande und gab ihm die fehlenden Klauen. Der Befreite zerriß die Frevler.

Der Traum, der sich hier mit anderen Wesen in so auffallender Aehnlichkeit wiederholte, schien ihr ein Aufruf zur Rettung. Sie bewirthete die rohen Wächter mit dem, vermuthlich vom verstorbenen Vater noch vorräthigen Weine so freigebig, daß sie in tiefen Schlaf sanken, nahm einem der Schläfer das Schwert und zerschnitt die Bande des edlen Messeniers, der nun den Eigenthümer der Waffe sammt den sechs Consorten tödtete, seine Retterinnen dankbar mit sich nahm, und das reizende Mädchen seinem Sohne Gorgus zur Gattin gab.

Die Verrätherin. Messenia's Fall.

Das Gegenstück zu dieser That, lieferte ein messenisches Weib, als Verrätherin ihres Vaterlandes.

Die Stadt Eira in Messenien ward von den belagernden Spartanern hart bedrängt. Eine Messenierin, deren Haus außerhalb der Stadtmauer stand, entbrannte für einen Spartaner so leidenschaftlich, daß sie ihn, während ihr Gatte den Waffendienst in der Stadt versah, zu sich kommen ließ. Unvermuthet kehrte eines Tages der Mann zurück. Die Frevlerin verbarg den Buhlen. Der Gatte erzählte der theuren Ehehälfte, von deren Nichtswürdigkeit er keine Ahnung hatte, daß Aristomenes verwundet sei;

auch habe man den Soldaten des üblen Wetters wegen, welches keinen Kampf gestatte, nach Hause zu gehen erlaubt. Der Spartaner, dies erhorchend, schleicht sogleich heimlich fort und bringt dem Feldherrn die so eben vernommene Kunde. Dieser läßt das spartanische Heer in Sturm und Nachtdunkel eiligst aufbrechen.

Ehe der Tag graut, sind alle festen Punkte der Stadt besetzt. Der Morgen zeigt den Messeniern den Verrath; dennoch kämpften sie drei Tage und drei Nächte mit der Wuth der Verzweiflung. Selbst Weiber stellen sich in die Reihen der Krieger, gleichsam um das Verbrechen der Einen zu sühnen. Als endlich auch der letzte Strahl der Hoffnung erloschen ist, und der vierte Morgen die Unmöglichkeit der Rettung zeigt, läßt Aristomenes die tapfersten Jünglinge einen Phalanx bilden, stellt Greise, Weiber und Kinder in die Mitte, sich selbst an die Spitze der Masse, und rückt geradezu gegen die Spartaner, deren Feldherr die Absicht, das Aeußerste zu wagen, in jeder Miene der Vorschreitenden erkennt. Er gibt der Klugheit Gehör, und läßt seine Krieger zu beiden Seiten zurückweichen. Die Messenier ziehen wie im Triumphe mitten durch, und werden endlich von den Arkadiern gastfreundlich aufgenommen.

Ein großer Theil derselben zog unter Anführung des Gorgus, des Gemahls der Lebensretterin seines Vaters, nach Sicilien, wo sie die Stadt Messene erbauten. Aristomenes blieb heimatlos, aber hochgeehrt, in Griechenland. Männer, ausgezeichnet durch Ruhm und Macht, warben um die Töchter des allbewunderten Mannes. Ein Königssohn von Rhodus wurde vom delphischen Orakel angewiesen,

sich mit der Tochter des Würdigsten der Hellenen zu vermählen. Er warb um die jüngste Tochter des Aristomenes, die einzige noch unvermählte. Der Vater folgte dem jungen Ehepaare nach Rhodus, wo er sein ruhmvolles Leben endete.

Theseus. Ariadne. Phädra und Hippolyt.

Wir eilen nach Athen. Der Leser weiß, daß dieser Staat und dessen Königthum von dem Egypter Cecrops und einer Colonie seiner Landsleute gegründet wurde. Unter den nachfolgenden Königen haben sich Theseus und Kodrus verewigt, jener durch sein Leben, dieser durch seinen Tod.

Theseus, ein Sohn des Aegeus und der Aethra, war die Frucht geheimer Liebe. Als Aegeus von der Geliebten Abschied nahm, legte er in der einsamen Waldgegend sein Schwert unter ein Felsstück und sagte ihr: „Wenn einst der Sohn, den du unterm Herzen trägst, stark genug sein wird, diesen Stein wegzuwälzen, dann nehme er das Schwert und eile zu mir, damit ich ihn daran erkenne."

Zwanzig Jahre waren verflossen. Da erschien Theseus in Athen vor des Vaters Thron. Als echter Königssohn bewährte ihn das mitgebrachte Schwert, noch mehr der ihm vorangehende Ruf der Heldenthaten, womit er sich schon während der Reise von Trözene, der Heimat seiner Mutter, bis nach Athen die allgemeine Bewunderung erwarb.

Das Beste an der Sache war, daß jene Heldenthaten zugleich Wohlthaten für das Land wurden, indem Theseus seinen Muth und seine Stärke an Raubmördern versuchte,

die alle Wege unsicher machten. Der herrliche Jüngling übte an diesen das Vergeltungsrecht mit solcher Strenge, daß er die Mörder nicht nur mordete, sondern sie auch die nämlichen Martern leiden ließ, womit die Reisenden von ihnen waren mißhandelt worden.

So pflegte einer jener Räuber, Namens Sinnis, die obersten Spitzen zweier Fichtenstämme zu einander herabzubiegen, an jede derselben den Fuß eines ergriffenen Wanderers zu binden, dann die niedergedrückten Aeste plötzlich loszulassen, daß sie, mit Heftigkeit in die Höhe fahrend, den angebundenen Leib in der Mitte auseinander rissen.

Nicht minder machte sich ein gewisser Prokrustes durch seine gräßliche Erfindungskraft unsterblich, indem er Wanderer von kleinem Körper in ein großes Bettgestell legte, und ihre Glieder durch Foltern so lange zog und dehnte, bis sie des Bettes Länge ausfüllten, wogegen er die Wanderer von großer Gestalt in ein kleines Bett legte, und ihnen die Beine, so weit sie über das Gestell vorragten, weghaute; beides ungefähr so, wie viele Recensenten es mit den Geistesprodukten, und viele Menschen auch im gesellschaftlichen Leben es mit einander zu thun pflegen.

Nachdem Theseus sein Vaterland von manchen Feinden der Ruhe und Sicherheit befreit hatte, fand er selbst in Athen Feinde anderer Art, da Pallas, des Aegeus Bruder, mehrere Söhne hatte, die sich durch den, wie aus den Wolken herabfallenden Theseus ihrer Hoffnung zur Thronfolge beraubt sahen. Sie griffen, ihr vermeintes Recht zu behaupten, zu den Waffen. Theseus besiegte sie, und über-

ließ sich dann wieder seiner Lieblingsneigung, Abenteuer zu bestehen.

Unter Andern bemächtigte er sich auch eines wilden Büffels, der sein Unwesen in der Gegend des Fleckens Marathon, in der Nähe von Athen, trieb, die Felder verheerte und Menschen tödtete. Theseus bezwang ihn und führte den vierfüßigen Gefangenen in Ketten triumphirend durch die Stadt.

Das merkwürdigste Abenteuer bestand Theseus in Kreta, dessen König, Minos, den Zweiten, die Athener durch die Ermordung seines Sohnes Androgeus schwer beleidigt hatten. Minos segelte mit einer Flotte nach der attischen Küste, bemächtigte sich des Landes, zog aber wieder fort, indem er einen jährlichen Tribut forderte, der in einer bestimmten Anzahl von Knaben und Mädchen bestand. Diese mußten denn in jedem Jahre nach Kreta gebracht werden. Man schloß sie dort in ein unterirdisches Gefängniß, eine labyrinthische Felsenkluft, ein, vermuthlich um sie dem Götzen Minotaurus, als Opfer für den gemordeten Androgeus, zu schlachten.

So konnte wohl natürlich die Sage entstehen, welche jenen kretensischen Götzen zu einem Ungeheuer, halb Mann, halb Stier, machte. Den Tribut im dritten Jahre führte Theseus selbst in der Absicht nach Kreta, sein Vaterland von dieser Schmach und Qual für die Zukunft zu befreien. Ariadne, die schöne Tochter des Minos, entbrannte für den Heldenjüngling. Durch ihren Beistand gelang es ihm, den Götzen zu zertrümmern, den gräßlichen Götzendienst zu zerstören und die, dem Tode bestimmten Schlachtopfer zu

retten. Was vermögen nicht Muth und Liebe durch ihre vereinigte Macht!

Die Retterin folgte dem geliebten Helden. Auf der Insel Naxos soll er sie grausam verlassen haben. Viele beschuldigen ihn der sträflichsten Treulosigkeit, wogegen Andere, ihn entschuldigend, behaupten, er habe dies auf Götterbefehl gethan. Man findet sogar die Meinung — und wohl die wahrscheinlichste von allen — Theseus sei von seinen Gefährten gezwungen worden, Ariadne auf Naxos zurückzulassen, weil sie den Ruhm, ihr Vaterland von jenem schmählichen Tribute befreit zu haben, nicht der Hülfe eines Mädchens verdanken wollten.

Als er nach Athen zurückkam, fand er seinen Vater nicht mehr am Leben, und wurde als König anerkannt. Er, der sich bisher als Held und Abenteurer Bewunderung und Liebe erworben hatte, zeigte sich nun auf der Höhe des Thrones in seinem vollen Glanze als Fürst, der nicht ermüdet, sein Volk zu beglücken, und seinen Stolz darein setzt, die Macht der Gesetze durch das große Beispiel der Selbstunterwürfigkeit aufrecht zu erhalten, als Erster nicht nur durch Würde, sondern auch durch Geist und Tugend zu glänzen.

So vereinigte er die Ortschaften Attica's, die bisher einander in feindseliger Eifersucht entgegen standen, zu brüderlicher National-Eintracht, erweiterte und verschönerte Athen, errichtete daselbst einen gemeinschaftlichen Gerichtshof für das ganze Land, und feierte die glückliche Ausführung seines Planes durch die Panathenäen, ein glänzendes Volksfest der Athene (Minerva), als der Schutzgöttin Athens, und durch die isthmischen Spiele, die an der süd-

lichen Grenze des attischen Gebietes alle zwei Jahre wiederholt wurden.

Da die Ordnung im Innern fest gegründet und der Friede gesichert war, fühlte sich Theseus von der Last des ruhigen einförmigen Lebens so gedrückt, daß die Sehnsucht nach Beschäftigung der Heldenkraft in ihm gewaltig wieder erwachte. Dieser Periode werden von der Sage viele neue Unternehmungen theils zugeschrieben, theils offenbar angedichtet, wenigstens poetisch ausgeschmückt. Hieher gehört der Kampf der Lapithen und Centauren, dessen ich schon erwähnt habe, die Theilnahme an dem Argonautenzuge und an der Jagd des kaledonischen Ebers, der Feldzug gegen die Amazonen, die Entführung der Helena und Proserpina, nebst einer Anzahl von andern Liebschaften.

Als Theseus endlich dieser Lebensweise überdrüßig ward und wieder heimkehrte, fand er alle Gemüther ihm entfremdet. Das Volk empfing ihn lieblos wie einen Fremdling, und in seinem eigenen Hause erwartete ihn Schmach und Kränkung. Er hatte sich mit Phädra, einer Schwester der verlassenen Ariadne vermählt, um mit dem erzürnten Kreta ein neues Band der Eintracht zu knüpfen. Aber hier ereilte ihn die strafende Nemesis. Er hatte, da er sich mit Phädra vermählte, schon einen erwachsenen Sohn, H i p p o l y t, von der Amazone A n t i o p e, welchen er absichtlich vom Hause entfernte. Dennoch traf sich's, daß Phädra ihn, als sie einst nach Eleusis ging, erblickte. Das Herz der Stiefmutter ward von heftiger Leidenschaft für den unbekannten Stiefsohn entzündet. Sie wagte es, dem schönen Jünglinge die Glut ihrer Liebe zu entdecken. Die verweigerte Gegenliebe

entflammte sie noch mehr. Da jeder Versuch, ihn zu gewinnen, fruchtlos blieb, verwandelte sich die Liebe der Verschmähten in Haß und Rachsucht. Sie verleumdete, als Theseus zurückkehrte, den unglücklichen Jüngling, als habe er ihrer Tugend frevelhaft nachgestellt. Der Vater verfluchte den Sohn, der, von scheuen Pferden zerrissen, den gräßlichsten Tod starb. Nun wüthete die Verzweiflung im Herzen der Frevlerin. Sie tödtete sich selbst und bekannte Hippolyts Unschuld. So erblickte Theseus die Leichen der Gattin und des Sohnes.

Aber all' dieses Unglück rührte die Herzen der Athener nicht. Theseus blieb ihnen fremd, und Mnestheus saß auf dem usurpirten Throne. Da sprach der Heros, zürnend dem Undanke der Seinigen, einen furchtbaren Fluch über Athen aus, und schiffte nach der Insel Scyros, wo König Likomedes herrschte. Aber dieser, einst der Freund des Glücklichen, ließ sich durch Mnestheus gegen den Unglücklichen reizen, nahm ihn mit geheuchelter Gastfreundlichkeit auf, führte den Arglosen, unter dem Vorwande, ihm die schönen Aussichten der Insel zu zeigen, auf einen hohen Fels, und stieß ihn von dessen Spitze in die Tiefe des Meeres.

Als Theseus im Wellengrabe lag, erkannten die Athener ihr Unrecht, welches sie dadurch gut zu machen glaubten, daß sie den Mißhandelten nach seinem Tode vergötterten.

Möchten doch so Manche bedenken, daß zugefügte Kränkungen, erst nach dem Tode des Gekränkten erkannt, sich nicht mehr gut machen lassen, und daß eben der Schmerz, dies nicht mehr zu können, eine fruchtlose, aber desto

schreckliche Reue erzeugt! Wohl Jedem, der da weiß, daß keine Anklage aus der Ewigkeit über die Scheidewand des Grabes zu ihm herüberhallt!

Athen's Könige. Drako's und Solon's Gesetze.

Die Reihe der Könige von Attica schloß Kodrus durch seinen Heldentod so imposant, als nur die herrlichste Tragödie enden kann. In einem Kriege der Athener mit den Megarern verkündete ein Orakelspruch den entscheidenden Sieg derjenigen Partei, deren König umkommen würde. Kodrus vernimmt es, eilt, als Landmann verkleidet, in das feindliche Lager, reizt die Soldaten zum Zorne und wird — getödtet. Die Athener schicken eine Gesandtschaft, um den Leichnam ihres Königs zu bitten; da ergreift panischer Schrecken die Megarer; sie ziehen ab, ohne Schwertstreich.

Die Athener ehrten das Andenken des Königs, der sein Leben dem Vaterlande opferte, auf eine etwas sonderbare Weise, nämlich durch Abschaffung der königlichen Würde, indem sie erklärten, die Größe des erhabenen Kodrus sei so einzig, daß man keinen Andern dieser Würde würdig achten könne. Medon, des Kodrus Sohn, wurde zwar zum Oberhaupt des Staates gewählt, doch nur unter dem Titel Archon. Diese Würde blieb ihm und seinen ersten Nachfolgern lebenslang und war erblich; nachher wurde sie auf zehn Jahre beschränkt; endlich wählte man jährlich neun Archonten statt des ehemaligen Einen.

Athen's Zustand verschlimmerte sich bei dieser Verfassung bedeutend, indem theils statt des einen Herrschers nun Viele herrschten, oder doch herrschen wollten, theils aber das Ansehen und die Macht der Archonten nicht groß genug war, das unbändige Aufstreben der Ehrsüchtigen und der übermüthigen Reichen niederzudrücken. So erhoben sich denn Parteien über Parteien; die Zerrüttungen nahmen überhand und das bedrängte, von vielfacher Tirannei mißhandelte Volk schmachtete in Armuth und Sklaverei.

Der Willkür Einhalt zu thun, sehnte man sich nach geschriebenen Gesetzen. Drako, zwar ein weiser und gerechter Mann, aber strenger und härter als die, so viel möglich, Schonung erheischende Schwäche der menschlichen Natur es zu ertragen vermochte, wurde zum Gesetzgeber erwählt, um das Schlimme gut zu machen. Schade, daß er mit dem besten Willen das Übel ärger machte, eben weil er es zu gut machen wollte, und daher so gewaltig angriff, daß der kranke Staat unter seinen ärztlichen Händen beinahe den Geist aufgegeben hätte! Der redliche, aber finstere Mann wollte mehr die Sitten als die Staatsverfassung bessern, glaubte dem Übel durch Terrorism abhelfen zu müssen, und das Laster mit Gewalt ausrotten zu können. Er erklärte geradezu, auch das geringste Verbrechen verdiene den Tod, für das schwerste aber kenne er keine härtere Strafe. Und so wurde denn, nach diesem unkonsequenten Systeme, der Müßiggänger gleich dem Mörder, und der Rübendieb eben so wie ein Tempelräuber mit dem Tode bestraft. Um den Geist der drakonischen Gesetze mit einem Worte zu bezeichnen, sagte man, sie seien mit Blut

geschrieben. Diese grausame Gesetzgebung ging in manchen Fällen sogar in's Lächerliche. So z. B. sollte einer Bildsäule, wenn sie, zufällig umfallend, einen Vorübergehenden erschlug, ein förmlicher Kriminalproceß gemacht werden. Eine so übertriebene Justiz verfehlte ihren Zweck und bewirkte nichts Anderes — als Unwillen und Erbitterung gegen den Gesetzgeber, der, beladen mit dem Hasse seines Volkes, als Flüchtling auf der Insel Ägina starb.

Nachdem Drako's Gesetzgebung sich selbst zerstört hatte, blühte endlich Solons milderer Geist empor, ein Geist der Humanität, wie Volk und Zeit ihn bedurften. Solon, ein Mann von den seltensten Gaben, glänzte schon früh als Held, Dichter und Redner, und vereinigte den Ernst des Denkers mit der Liebenswürdigkeit sanfter Gemüthsart. So erwarb er sich denn bald in eben dem Grade die allgemeine Liebe, als Drako den allgemeinen Haß auf sich geladen hatte.

Von Solon erwartete nun der Staat sein neues Heil. Man trug ihm die Königswürde und die Gesetzgebung an. Er lehnte jene ab, und unterzog sich dieser mit Eifer. Dabei ging er jedoch in Allem mit Mäßigung zu Werke, und suchte vorzüglich durch sein eigenes Beispiel zu wirken. So wagte er es nicht, mit likurgischer Strenge den Reichen ihren Reichthum zu nehmen, um der Noth der Verarmten damit auf einmal abzuhelfen, sondern er begnügte sich, dem Elend und der Dürftigkeit eine bedeutende Erleichterung durch das untrügliche Mittel zu verschaffen, daß er selbst den Anfang machte und seinen Schuldnern einen beträchtlichen

Theil ihrer Schulden erließ. Viele reiche Gläubiger folgten diesem edelmüthigen Verfahren. Zugleich suchte er durch eine Finanz-Operation die allgemeine Geldmasse zu vermehren, indem er den Werth der Münzen, z. B. die attische Mine von **73** auf **100** Drachmen erhöhte.

Das Volk theilte Solon, nach Maßgabe der jährlichen Einkünfte jedes Bürgers, in vier Klassen. Die beiden ersten bekleideten ausschließend die höhern obrigkeitlichen Würden, und dienten im Kriege zu Pferde. Aus der dritten Klasse, die im Kriege das schwere Fußvolk bildete, wurden in der Friedenszeit die Richterstellen besetzt. Die vierte Klasse hatte, zum Ersatz der ihr selbst versagten Ehrenstellen, das Recht, Männer aus den drei ersten Klassen dazu zu wählen; im Kriege nahm man aus ihr die leichten Truppen und die Seesoldaten.

Als attische Bürger ließ Solon, um dem Vorzuge des erlangten Bürgerrechtes desto mehr Werth zu verschaffen, nur diejenigen gelten, die von Vater und Mutter die echt attische Abkunft erweisen konnten. Fremden ward die Verleihung des attischen Bürgerrechtes nur dann gewährt, wenn sie sich mit ihrer ganzen Familie und ihrem ganzen Vermögen, oder, wenn dies fehlte, mit Ausübung einer nützlichen Kunst in Attica niederließen. Nur Bürger durften in den Volksversammlungen erscheinen und ihre Stimme geben. Um aber die rohe Heftigkeit der Masse im Zügel zu halten, und der Gefahr tumultuarischer Bewegungen vorzubeugen, errichtete Solon einen Rath der Vierhundert als lenkender Geist der Volksversammlungen,

in welchen dann nur dasjenige, was jener Senat bestimmt, berathen und vorbereitet hatte, zur Sprache kam. Nebstdem gab Solon auch dem Areopagus, diesem ältesten und ehrwürdigsten aller Gerichtshöfe neue Macht und einen erweiterten Wirkungskreis, indem derselbe über die Gesetze und den Götterdienst zu wachen, und in Fällen über Leben und Tod das entscheidende Urtheil zu sprechen hatte. Dieser höchste Gerichtshof durfte nur aus Männern bestehen, welche schon die Archontenwürde bekleidet hatten.

Eine Braut, welche nicht die einzige Erbin ihrer Eltern war, durfte dem Manne nichts als drei Kleider und einiges Hausgeräthe mitbringen. Uneheliche Kinder waren nicht verpflichtet, ihre Väter zu ernähren, selbst der eheliche Sohn war nicht dazu verbunden, wenn der Vater ihn keine Kunst lernen ließ.

Von den Todten durfte man nie und nirgend Böses, von den Lebenden nicht in den Tempeln und bei öffentlichen Festen sprechen.

Wer ein Weib, ein Kind, einen Armen oder Sklaven mißhandelte, den durfte jeder Athener gerichtlich belangen.

Nach Solons Verlangen schwur der Senat, jene Gesetze hundert Jahre aufrecht zu erhalten. Solon unternahm hierauf eine große Reise nach Ägypten, Klein-Asien, Cypern und andern Inseln. Er hatte aber kaum sein Vaterland verlassen, als die verschiedenen Parteien ihre Häupter wieder erhoben, und innere Unruhen den kaum geordneten Staat auf's Neue zerrütteten.

Zum Glück fügte sich's, daß Pisistratus, der an

der Spitze der siegenden Partei stand, ein Mann von trefflichen Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes war.

Züge aus Solon's Leben. Pisistratus.

Solon war auf der Insel Salamis geboren, welche das Joch der Athener abschüttelte, und sich der Herrschaft der Megarer unterwarf. Die Athener strengten alle Kräfte an, sich des Eilandes wieder zu bemächtigen, und ließen sich's viel Geld und Blut kosten. Und dennoch vergebens! Um den geschwächten Staat nicht zu erschöpfen, und gegen jede Lockung zu neuen Versuchen gesichert zu sein, ward in Athen Jeder, der einen neuen Angriff auf Salamis vorschlagen würde, mit der Todesstrafe bedroht. Alle Redner verstummten; aber Solon fand Mittel und Wege, die Eroberung der Insel, deren Besitz ihm für Athen wichtig schien, ungeachtet des drohenden Gesetzes zu Stande zu bringen. Er lief wie ein Rasender durch die Straßen Athens, schrie und tobte, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, brachte manchen Unsinn vor, überhäufte aber dabei unter der Maske des Wahnsinns die Athener mit so bittern Vorwürfen über die Feigheit, einen so wichtigen Besitz muthlos aufzugeben, daß man den Entschluß zu einer neuen Unternehmung faßte. Der schlaue Wahnsinnige wußte nun auch eine andere List, um die Eroberung der Insel schnell und leicht zu bewirken. Es gelang ihm, tapfere Jünglinge, als Mädchen gekleidet, nach Salamis zu bringen,

die, als die erforderliche Anzahl beisammen war, sich demaskirten, losschlugen, und sich des Eilandes bemächtigten.

Solon erwarb sich die allgemeine Hochachtung in dem Grade, daß man ihn zu den sieben Weisen Griechenlands zählte. Freilich konnte ein Mann in jener Zeit sich durch einzelne Sittensprüche leichter, als jetzt durch ganze Bände den Ruf eines Weisen erwerben, so wie in der sogenannten goldenen Zeit unserer deutschen Literatur der Verfasser eines Liedchens oder eines Sinngedichtes sich den poetischen Lorbeer schneller, als jetzt durch ganze Tragödien und Epopöen, erwarb.

Krösus, König von Lydien, glaubte den weisen Solon in keine geringe Verlegenheit zu setzen, indem er ihm ein ganzes Magazin seines Reichthums zeigte, und die Frage that: „Ob er nicht den Besitzer solcher Schätze für den glücklichsten aller Menschen halte?“ Solon erklärte zu des Königs größter Ueberraschung, er kenne in Griechenland manchen glücklicheren Menschen, nämlich manchen Landmann, der, weder vom Ueberfluß noch vom Mangel gedrückt, seine wenigen Bedürfnisse gesund und rüstig durch seiner Hände Arbeit befriedige. Der König wollte sich nun begnügen, daß Solon ihn, wenn nicht für den Glücklichsten, doch für einen Glücklichen halte. Da gab ihm der Weise die schlichte, aber durch den Erfolg sehr berühmt gewordene Antwort, daß Niemand sich vor seinem Ende glücklich preisen dürfe. Diese einfache Wahrheit rettete dem Könige, der sie fest im Gedächtnisse behielt, das Leben in dem furchtbaren Augenblicke, da Cyrus über ihn, den Besiegten und Entthronten, das Todesurtheil aussprach.

Krösus schien den Ausbruch des höchsten Schmerzes in den wiederholten Ausruf des Namens: „Solon!" zusammen zu drängen. Als Cyrus von dem Befragten die Ursache dieser tragischen Apostrophirung erfuhr, fiel auch ihm der Kontrast zwischen seiner eigenen Machtherrlichkeit und dem Elende seines, vor Kurzem noch eben so glückstrahlenden Gegners so schwer auf das Herz, daß er das Todesurtheil widerrief, und, gleichsam um den Schicksalswechsel zu sühnen, den gestürzten Feind zu seinem innigsten Freunde machte.

Wir kehren zu Pisistratus zurück, der nach einer stürmischen Gewitternacht von Parteien-Kämpfen den Athenern wie eine neue, Licht, Ruhe und Freude bringende Sonne aufging. Nur seinen ausgezeichneten Vorzügen und Tugenden konnte es gelingen, den allgemeinen Willen in sich vereinigend, sich als Haupt der Republik emporzuheben.

Die hervorragendsten Eigenschaften im Character des Pisistratus waren Klugheit, glänzende Freigebigkeit und hohe Gesinnung.

Damit verband er ein sehr einnehmendes Wesen und das freundlichste Benehmen gegen Jedermann. Die Klugheit bewog ihn Solons Gesetze aufrecht zu erhalten. Die Freigebigkeit bewog ihn, eine Versorgungsanstalt für verstümmelte und entkräftete Krieger zu gründen, einen öffentlichen Garten für das Volk anzulegen, und d:n Dürftigen Hülfe zu leisten. Das Vorzüglichste that sein hoher Sinn für Geistescultur. Er gründete die erste Sammlung von Manuskripten; er unterstützte und belohnte Dichter, Red=

ner und bildende Künstler; er schmückte die Stadt mit herrlichen Gebäuden.

Den ersten Schritt zur Erlangung der Würde eines Staats-Oberhauptes that der schlaue Mann mit einem listigen Gaukelspiel. Er ließ sich eines Tages, blutend aus Wunden, die er sich mit eigener Hand versetzte, auf den Platz der gewöhnlichen Volksversammlungen tragen, erzählte mit allem Zauber der ihm eigenen Beredtsamkeit, dies sei ihm von seinen Feinden geschehen, die ihn haßten, eben weil das Volk ihn liebe, und bat um Schutz. Der feine Menschenkenner hatte sich in seinem Plänchen nicht geirrt. Die gerührte und schnell entflammte Menge bestellte dem scheinbar Gefährdeten, den sie als das Opfer für ihre Sache bluten sah, ohne weitere Untersuchung sogleich fünfzig Mann als Leibwache. Das war's, was Pisistratus vor Allem bedurfte. Die kleine Macht, von ihm selbst bald heimlich vermehrt, reichte zwar hin, sich der festen Burg zu versichern; das Glück war aber von kurzer Dauer. Megakles und Lykurg, die Häupter der zwei Gegenparteien vereinigten sich, und trieben den Machthaber aus der Stadt. Nun gewann Lykurg mit seinem Anhange das Ueber gewicht. Sogleich trat Megakles auf die Seite des kaum Vertriebenen, der sich dessen Tochter zu heirathen erbot. Jetzt erfolgte ein Gaukelspiel, welches eben keinen gar vortheilhaften Begriff von den Athenern erweckt. Ein gemeines Mädchen, schön und von hoher Gestalt, wurde, als Minerva gekleidet, auf einen Wagen gestellt; ihr zur Seite stand Pisistratus. Herolde gingen dem Triumphzuge voran, und forderten das Volk auf, den Mann, den

die erhabene Schutzgöttin Athens selbst einzuführen würdige, als ein Geschenk der Olympia aufzunehmen. Und das Volk? — staunte, und that, was die Herolde ausriefen.

Als Pisistratus sich wieder im Besitze der verlornen Macht sah, weigerte er die Bedingung zu erfüllen, unter welcher Megakles ihm dazu verholfen hatte. Die Verschmähung der Tochter verwandelte den Vater flugs wieder zum Feinde, und Pisistratus zog es vor, lieber freiwillig zu entfliehen, als sich mit einem Mädchen zu vermählen, dessen Familie eines Verbrechens wegen von den Athenern verabscheut wurde.

Die Zeit seiner Entfernung von Athen benützte Pisistratus, der die zweimal errungene Würde nun durchaus nicht aufgeben wollte, mehrere griechische Staaten, insbesondere so für sich zu gewinnen, daß er ein kleines Kriegsheer erhielt, in Attica einfiel, und sich nun — zum dritten Male als Sieger — der Oberherrschaft mit Gewalt bemächtigte; dennoch herrschte er so mild und mit so fortwährender Achtung gegen Solons weise Gesetze, daß man bald vergaß, wie er die Herrschaft erhielt, und nur sah, wie er sie ausübte.

So hatte Pisistratus denn — nicht den Namen, aber die Macht eines Königs, und die Liebe der Athener für ihn ging so weit, daß sie seine, an schönen Eigenschaften ihm ähnlichen Söhne Hippias und Hipparchus, da der Allgeliebte starb, als dessen Nachfolger und als Oberhäupter des Staates erkannten.

Unter den Verdiensten, welche sich Pisistratus um die Beförderung der Geistesbildung erwarb, wird auch die-

ses gerühmt, daß er die Athener zuerst mit Homers epischen Gedichten bekannt gemacht habe, die er ordnen und an dem Feste Panathenäa öffentlich vortragen ließ.

Griechische Poesie.

Vom Linus, dem ältesten der hellenischen Sänger, ist der Name das Einzige, was wir kennen. Sein Schüler Orpheus, ein Thracier, ist uns durch fabelhafte Hyperbeln als ein Wundermann bekannt, der durch seine Gesänge wilde Thiere, Wälder und Steine ihm zu folgen zwang, Krankheiten heilte, und den Zorn der Götter besänftigte. Die noch jetzt unter dem Namen des Orpheus vorhandenen Gedichte, wie z. B. der Argonautenzug, die Hymnen, das Gedicht von der Natur und den Kräften der Steine u. a. sind, wie mehrere gelehrte Männer hinreichend erwiesen haben, von späteren, wahrscheinlich alexandrinischen Dichtern, unterschobene Fabrikate.

Eben so geht es uns auch mit dem Musäus, einem Schüler des Orpheus. Auch von diesem philosophischen und epischen Dichter ist nur sein Ruhm, aber kein einziges Werk zu uns gekommen. Das unter seinem Namen vorhandene manierirte und gehaltlose erotische Gedicht Hero und Leander, ist ein Produkt der erstern Jahrhunderte nach Christi Geburt. Etwas mehr als nichts wissen wir von den Lebensumständen Homers, von dem aber zum Glück noch Werke vorhanden sind, in deren gerechter Lobpreisung alle gebildeten Völker stets gewetteifert und Jahrhunderte sich erschöpft haben.

Mehrere Städte der Vorwelt haben um die Ehre gestritten, Homer's Geburtsstadt zu sein. Gewiß ist nur so viel, daß Jonien, die Seeküste Klein-Asiens, oder das asiatische Griechenland, sein Vaterland war. Was nun die Zeit seiner Existenz betrifft, so setzen die neueren Untersuchungen dieselbe beiläufig neunhundert Jahre vor Christi Geburt, und ungefähr zweihundert Jahre nach Troja's Zerstörung.

Die zwei epischen Gedichte, welche dem jonischen Sänger die Unsterblichkeit erwarben, sind die Ilias und die Odyssee. Die Bewunderung ihrer Schönheit hat sogar mehrere ausgezeichnete Gelehrte veranlaßt zu behaupten, Homer sei nicht der einzige Verfasser dieser Heldengedichte, sondern mehrere Rhapsoden hätten einzelne Gesänge gedichtet, und Pisistratus habe sie dann in jene Verbindung bringen lassen, in welcher wir sie noch jetzt besitzen.

Es versteht sich von selbst, daß diese Meinung wieder ihre gewaltigen Gegner fand. Wir lassen Beide zanken, so viel sie wollen, ohne die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihrer Gründe zu untersuchen, sondern halten uns an das, was schön und klar vor uns liegt: an die zwei Gedichte selbst. Sie mögen nun die Werke Mehrerer oder eines Einzigen sein, — uns gilt das gleich, denn Meisterwerke sind sie auf jeden Fall, und das ist und bleibt die Hauptsache.

Der Plan der Ilias, eines historischen Heldengedichtes in vierundzwanzig Gesängen, ist sehr einfach. Es erzählt den letztern Theil des trojanischen Krieges, und zwar von der Periode an, wo die tragischen Begebenheiten desselben anfangen. Die Veranlassung zu diesem Kriege gab

die schöne Helena, Gemahlin des Menelaus, Königs von Sparta, welche Paris, ein Sohn des Priamus, Königs von Troja in Phrygien *), entführte. Troja wurde auch Ilion genannt, daher das Gedicht die Ilias heißt. Alle griechischen Fürsten vereinigten sich, um die dem Einen zugefügte Beleidigung zu rächen. Den Oberbefehl über die Gesammtmacht erhielt Agamemnon, König von Mycene, ein Bruder des Menelaus.

Schon war die Stadt längere Zeit von den Griechen belagert. Die Handlung des Gedichtes beginnt mit einem Zwist. Agamemnon entzweit sich mit dem Achill, einem der tapfersten unter den griechischen Fürsten. Achill zieht sich mit seiner Kriegsmacht vom vereinigten Heere zurück, dem die Abwesenheit des Helden großen Nachtheil bringt. Die Trojaner siegen in mehreren Gefechten, und hoffen schon die Befreiung der Stadt. Endlich rettet Patroclus die geschlagenen Griechen aus ihrer bedrängten Lage, indem er von dem unerbittlich trotzenden Achill die Erlaubniß erhielt, in seinen Waffen gegen die Trojaner zu kämpfen. Patroclus kämpft in dieser Rüstung seines Freundes Achill mit Hektor, dem tapfersten unter Priams Söhnen, wird aber besiegt und getödtet. Hektor nimmt ihm Achills Waffen, und prangt damit im Angesichte des Heeres. Ergrimmt über den Tod seines Freundes Patroclus und über den Sieg seines Feindes Hektor, erhebt sich Achill nun in seiner Macht, kämpft, schlägt die Trojaner, tödtet den Hektor, und führt

*) Phrygien, eine Landschaft in Klein-Asien.

dessen Leichnam in sein Zelt. Das Gedicht schließt mit den feierlichen Spielen bei der Leichenbestattung des Patroclus. Hektor's Leiche wird dem greisen Priamus von dem stolzen Sieger, durch des unglücklichen Vaters rührendes Flehen endlich erweicht, zurückgegeben, und zum feierlichen Begräbnisse nach dem durch Feuer und Schwert zerstörten Troja gebracht.

So endet der Kampf, an dem alle Götter und Göttinnen Theil nehmen. In der ganzen Darstellung herrscht die höchste Einfachheit und Klarheit mit der lebendigsten Anschaulichkeit. Homer spricht durchgehends als Dichter zur Phantasie des Lesers. In den Gleichnissen, Schilderungen, Schlachtgemälden, Reden u. s. w. herrscht Kraft und Mannigfaltigkeit. Bewunderungswürdig zeigt sich Homer in der Characterschilderung der handelnden Personen. Achilles, Agamemnon, Menelaus, Ulysses, Ajax, Nestor, Thersites, Hektor, Paris, Priamus, Helena, Hekuba und Andromache, zeigen sich mit den bestimmtesten Umrissen, mit den eigenthümlichen Zügen voll Wahrheit und mit der consequentesten Haltung durch das ganze Gedicht. Eben so zeigt sich auch in der Aufregung und stufenmäßigen Steigerung der Leidenschaften die höchste poetische Kunst.

Die Odyssee erzählt in einem ruhigeren Tone die sonderbaren Irrfahrten und Abenteuer des Ulysses (Odysseus) während seiner Rückreise von dem zerstörten Troja in das heimatliche Ithaka, wo die treue Gattin Penelope und der herrliche Sohn Telemach seiner mit Sehnsucht harren.

Archilochus, geboren auf der Insel Paros, gewar

die Liebe der schönen Neobule und die Einwilligung ihres Vaters Likambes, sie zu heirathen. Aber Vater und Tochter nahmen ihr Wort zurück. Die heftigste Liebe verwandelte sich plötzlich in den heftigsten Haß. Der junge Dichter, von Wuth entbrannt, goß sein ganzes Feuer in den bittersten Satyren auf die Wortbrüchigen aus. Er bediente sich dazu jambischer Silbenmaße von heftig fortstoßender Bewegung, die er selbst erfand. So giftig und übertrieben seine poetischen Invectiven, oder vielmehr Pasquille auch waren, so fand er doch sein Publikum, welches ihn mit Beifall überhäufte; denn ein Theil der Leute labt sich an der Schadenfreude, einen andern belustigt der Spott; auch lassen die Meisten von leidenschaftlichen Menschen sich blenden, bestechen und hinreißen. Das arme Mädchen, dem bösen Leumund preisgegeben, gerieth in Verzweiflung und tödtete sich selbst. Nachdem das Publikum die Bösartigkeit des gallsüchtigen Poeten selbst lange genährt hatte, und der Rasende, dadurch aufgemuntert, mit seinen Schmähungen nun auch über Andere eben so schonungslos herfiel, gingen den bethörten Schadenfrohen die Augen auf. Archilochus wurde durch seine Tollheit eben so verabscheut, als wegen seiner ausschweifenden Lebensweise, ein Gegenstand des allgemeinen Hasses und aus seinem Vaterlande verbannt.

Vergebens zog er nun von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Dem verachteten Flüchtlinge ward die Aufnahme versagt, und indem er sich dafür durch neue Schmähgedichte rächte, wuchs der Abscheu vor ihm noch mehr. Endlich wendete er sich an die Bürger von Elis mit der Bitte eine zum Lobe des Herkules gedichtete Hymne bei den olym-

pischen Spielen vortragen zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt. Archilochus trug sein Gedicht mit Begleitung der Lyra vor. Die Kraft der Gedanken, die Kühnheit der Bilder und das Feuer der Empfindung erhoben den Geist der Zuhörer in eben dem Grade, als die Neuheit des wechselnden Rhythmus und die schönen Modulationen der Melodie das Gehör bezauberten. Man vergaß alle Vergehungen des bösartigen Menschen und schmückte den Dichter mit dem Siegeskranz. Jetzt nahm den ruhmbedeckten Verstoßenen auch sein Vaterland wieder auf, und überhäufte ihn, da er von einem gewissen Kallondas, den er früher gleichfalls mit Schmähgedichten verfolgt hatte, getödtet wurde, auch nach dem Tode mit Ehren; dem feierlichen Leichenbegängniß folgte ein jährliches Fest, wobei Gedichte von Homer und Archilochus wechselweise vorgetragen wurden.

Von mehreren lyrischen Dichtern wissen wir nur, daß sie zu ihrer Zeit sehr berühmt waren; erhalten haben sich aber nur wenige kleine Fragmente und ihre Namen Alcäus, Terpander, Simonides, Alkman, Stesichorus, Bakchilides und Ibycus.

Alcäus, ein genialer Dichter, der hohen Schwung mit Anmuth und Wohllaut vereinigte, hat sich die Theilnahme der Nachwelt auch dadurch erworben, daß er die Dichterin Sappho liebte ohne Gegenliebe zu finden.

Stesichorus machte sich durch die Erhabenheit seiner Gesänge unsterblich; Simonides durch rührende Wehmuth und Klage. Für den Werth des Bakchilides spricht der Umstand, daß Pindar auf ihn eifersüchtig wurde. Als elegische Dichter vom ersten Range haben sich Mimnermus,

Hermesianax, Meleager, Philetas und Kallimachus ausgezeichnet.

Vor Allen lächelt uns Anakreon, gebürtig aus Teos, einer Stadt in Jonien, freundlich entgegen, ein Zeitgenosse und Freund des mächtigen Polikrates von Samos. Die Silberhaare des Hauptes mit Rosen bekränzt und von Salben duftend, sang er noch als Greis, gleich dem frohsinnigsten Jünglinge, vom Glück der Liebe und der Lebenslust, von Scherz und Wein. Er ist in seiner Art vortrefflich, die Art selbst aber ist gewiß nichts weniger als vortrefflich zu nennen; denn wenn der Dichter auch den irdischen Dingen huldigt, so soll er doch nicht so befangen und gleichsam vom Netze der Sinnlichkeit umstrickt sein, daß ihm das Irdische als das Höchste und Einzige erscheint, ohne je zu einem höheren Ziele aufzublicken, zu dem er sich selbst und den Leser zu erheben sucht.

Als ein treuer Sohn der Natur sang Theokrit Scenen ländlicher Unschuld und Einfalt. Er selbst lebte in dem fruchtbaren und schönen Sicilien. Seine Idyllen sind Nachklänge der ihn umgebenden Naturerscheinungen und des vor seinen Augen waltenden Hirtenlebens. Alle seine Gemälde athmen Wahrheit, und wenn er die Gesinnungen und Empfindungen der Hirten schildert, so zeigt sich bis in die feinsten Züge die höchste Treue und Lebendigkeit. Theokrit malt nach dem Leben, verschönert nur äußerst wenig, und ist also gerade das Gegentheil von unserm Geßner, der uns durchgehends Ideale von Schäfern und Schäferinnen gibt, die in der wirklichen Welt nicht existiren.

Dem griechischen Idyllendichter nähert sich unser Voß,

doch mit dem Unterschiede, daß jener in seine Naturgemälde bisweilen Züge einwebt, worüber Frauen und Mädchen, die nicht mehr so glücklich sind, im Naturzustande jener ungeheuren Unschuld zu leben, erröthen müßten. Zwei spätere Idyllendichter, Moschus und Bion, zeigen zwar mehr Feinheit und Anmuth als Theokrit, stehen ihm aber an Genialität nach; auch weichen sie von der einfachen Anmuth ländlicher Natur zu sehr ab, und sind oft gekünstelt und manierirt. Es scheint, sie haben sich unglücklicher Weise gerade diejenige Dichtungsart gewählt, zu welcher sie am wenigsten Talent hatten. Bion's Gedicht: „Die Todtenfeier des Adonis" gehört als Elegie zu den gelungensten Trauergesängen, die uns aus dem griechischen Alterthume nachklingen. Viel Vortreffliches haben uns die Griechen in der epigrammatischen Dichtungsart als ein schönes und reiches Erbtheil hinterlassen. Ich muß aber bemerken, daß sich das griechische Epigramm von dem gespitzten modernen beträchtlich unterscheidet, indem jenes, ohne Stachel und meistens sogar auch ohne Spitze, bald irgend ein kleines Gemälde süßer Wehmuth oder unschuldiger Freude, bald irgend ein zartes Mitgefühl oder einen weisen Spruch, eine rührende Reflexion, ein sinniges Bild u. dgl. darstellt. Herder, der Plato neuerer Zeit, hat die schönsten und lieblichsten dieser leichten kunstlosen Blumen auf deutschen Boden verpflanzt. Seine Bearbeitung ist zwar nicht wörtlich treu, strahlt aber desto treuer den Geist des Originals zurück.

Cyrus. Fall des medischen Reiches. Die Persermacht. Tod des Cyrus. Die Scythen-Königin Tomiris.

Wir verlassen den stillen, im freundlichsten Morgenroth glühenden Lorbeerhain der griechischen Musen, und eilen in das Getümmel der Welt, wo eine sonderbare Erscheinung sich uns darstellt. Das kleine Griechenland im gewaltigen Conflicte mit dem mächtigen Persien.

Ich habe dem Leser schon früher von Persiens Verfassung erzählt, auch die Sitten der Einwohner geschildert. Ehe nun der Kampf beginnt, will ich die Hauptmomente der persischen Geschichte bis zu dem Zeitpunkte des Zusammenstoßes mit den Hellenen in gedrängter Übersicht darstellen.

Nachdem die Heroenzeit der Perser mit ihren fabelhaften Königen, Heldengeschlechtern und Wunderthaten vorübergegangen war, begann die Dämmerung der persischen Geschichte mit Cyrus, dem Sohne des Kambyses, eines Häuptlings dieses, dem medischen Zepter unterstehenden Landes. Es war Maxime der medischen Staatsklugheit, die Söhne der persischen Großen am königlichen Hofe erziehen zu lassen, um den Jünglingen der abhängigen Provinz die Grundsätze der herrschenden Dynastie einzuflößen, das heißt, den Perser zum Meder zu machen.

Auf solche Art lebte auch Cyrus am Hofe des medischen Astyages, welcher den talentvollen Jüngling so lieb gewann, daß er ihm die Anführung der Leibwache anver-

traute. Nun faßte Cyrus den Entschluß, die Perser vom medischen Joche zu befreien. Es gelang dem gewandten Redner, mehrere vornehme Meder sich geneigt zu machen. Astyages selbst sandte ihn, durch seine Vorstellungen geblendet, nach Persien. Cyrus eilte im Fluge dahin, und versammelte die vornehmsten Stämme. Am ersten Tage mußten sie eine steinige und mit Dorngebüschen bewachsene Strecke Landes im Schweiße ihres Angesichtes bearbeiten. Am zweiten Tage gab er ihnen einen festlichen Schmaus. Als die Männer, von Lust und Wein begeistert, jubelten, fragte Cyrus, welcher von beiden Tagen ihnen wohl besser gefalle?

Da sich Alle, wie nicht anders zu erwarten war, für den zweiten Tag erklärten, erwiederte Cyrus, es stehe ja nur bei ihnen, von nun an solche zweite Tage zu erleben, sobald sie das medische Joch abschütteln wollten. Der Wink zündete wie der Blitzstrahl. Die Entflammten rüsteten sich zum Kriege gegen Medien. Astyanax sandte ihnen wohl sogleich ein mächtiges Heer entgegen; aber — schon im ersten Treffen zeigte sich der schändlichste Wetteifer von Verrath und Feigheit. Harpagus, der medische Feldherr, ging mit einem Theile des Heeres zu den Persern über; die treugebliebenen Meder verloren darüber den Muth und ergriffen in schmählicher Eile die Flucht.

Ein neues medisches Heer rückte nach, an dessen Spitze der König selbst. Die Übermacht siegte; die Perser wankten und flohen. Nun aber änderte sich die Scene plötzlich. Die persischen Weiber, die dem Heere zu folgen pflegten, eilten ihren Männern und Söhnen entgegen, und riefen den

Flüchtigen mit dem bittersten Spotte der Verzweiflung zu: „Wohin, ihr Memmen! wohin wollt ihr fliehen? wollt ihr euch etwa im Schooße eurer Weiber und Mütter verbergen? — Das wirkte. Die Beschämten kehrten zum Kampfe zurück und erfochten den glänzendsten Sieg.

Astyages fiel in die Hände der Perser; das medische Reich stürzte.

Cyrus zeigte nun eben so viel Klugheit, als er bisher Muth und Tapferkeit bewiesen hatte. Er vermählte sich mit Amitis, einer Tochter des Astyages, und ließ diesem so viel äußern Glanz, daß er noch immer König zu sein schien. Eben so mußten auch die Meder von den Persern nicht unterjocht, sondern mit den letztern zu einem Volke vereinigt scheinen.

Eigentlich aber waren nun die Perser das herrschende Volk, und statt des bisherigen medischen Reiches erhob sich ein persisches. Indeß sollte dem Sieger der Besitz des neuen Thrones nicht so leicht werden. Krösus, König von Lydien, glaubte, dem Eroberer Cyrus Einhalt thun zu müssen, theils seiner eigenen Gefährdung wegen, theils um die Schmach des ihm verschwägerten Astyages zu rächen. Er bewog Babylon, Egypten und die Spartaner, also Mächte aus drei Welttheilen, mit ihm in ein Bündniß gegen Cyrus zu treten. Dieser aber griff sogleich den Lydier König vor dem Eintreffen der Bundesgenossen an, schlug ihn in zwei Treffen und eroberte Sardes, die Hauptstadt des Reiches, mit stürmender Hand. Dabei soll sich Cyrus einer komischen Kriegslist bedient haben. Die Burg von Sardes lag auf hohen stei-

len Felsen und schien unüberwindlich. Cyrus ließ hölzerne Soldaten machen, sie persisch kleiden und mit Waffen ausrüsten. Die stummen Kriegsleute wurden in der Nacht mit hohen Stangen auf einen Theil der Burgmauern gestellt. Auf der entgegen stehenden Seite, wo der zu ersteigende Fels am wenigsten steil war, that Cyrus noch vor Sonnenaufgang den Angriff. Die Lydier kämpften tapfer. Als sie aber plötzlich gegenüber, im Glanze der Morgenstrahlen, das drohende Lügenheer erblickten, glaubten sie, die Burg sei schon erstiegen, verloren den Muth und ergaben sich.

Nach dem Sturze des lydischen Reiches griff Cyrus, Asien mit einer Reihe von Siegen wie im Triumphe durchziehend, das babylonische Reich an, dem ein gleiches Schicksal bereitet ward. Das Reich des Cyrus erhielt dadurch eine übermäßige Größe. Dies hatte zur Folge, daß in verschiedenen Gegenden der ungeheuren Ländermasse Unruhen hier und da ausbrachen. So empörten sich auch die Derbier, ein kriegerisches Volk an den Grenzen Indiens, mit dem die Indier selbst ihre Waffen gegen Cyrus vereinigten. Dies war der letzte Krieg des königlichen Helden. Er blieb zwar auch hier Sieger wie gewöhnlich, erkaufte aber den Sieg mit seinem Leben.

Eine fabelhafte Sage läßt ihn noch mit der scythischen Königin Tomiris Krieg führen und ein sehr tragisches Ende nehmen, indem die grausame Heroine den Leichnam des Besiegten mißhandelt und sein Haupt in ein mit Blut angefülltes Gefäß taucht, ihm zurufend: „Sättige dich nun am Menschenblute, nach dem du stets gedürstet hast!" —

Der Echtheit jener tragischen Erzählung widersprechen

aber zwei Beweise: Die Liebe des Volkes, welche Cyrus im höchsten Grade genoß, und sein Grabmahl in einer paradiesisch schönen Gegend der persischen Stadt Pasargadä, seinem ehemaligen Lieblingsorte. Das Monument, im einfachen altpersischen Style erbaut, hatte die Inschrift: „Ich bin Cyrus, des Kambyses Sohn. Den Persern habe ich die Oberherrschaft erworben und über Asien geherrscht. Mißgönne mir, o Mensch, die Ruhe im Grabe nicht!" —

Panthea. Gespräch über die Macht der Schönheit und der Liebe.

Ehe wir von dem Grabe des edlen Cyrus scheiden, muß ich noch einer Scene aus seinem Leben gedenken, worin er als Mensch im schönsten Lichte erscheint. Die eheliche Liebe der reizenden und tugendhaften Panthea ist eine der rührendsten Partien im Gebiete der Geschichte. Zugegeben, daß die alten Historiker in dieser Erzählung Manches verschönert haben, so bleibt doch immer die Haupt-Thatsache wahr und so herrlich, daß sie uns, wenn auch manche ausschmückende Züge von dem Gemälde weggelöscht werden, rührt und erhebt.

Nach einer siegreichen Schlacht, welche Cyrus den Assyrern lieferte, wurde die Beute vertheilt und das Kleinod derselben: Panthea, die Gemahlin des Abradates, Königs von Susiana, ward des Siegers Eigenthum. Cyrus, der die ihm eigene Kraft der Selbstbeherrschung auch bei Andern voraussetzte, gab seinem Jugendfreunde Aras-

pes den gefährlichen Auftrag, die schöne Gefangene in ihrem Zelte zu bewachen. Araspes, indem er diesen Befehl erhielt, erlaubte sich die Frage, ob Cyrus das Weib, welches er seiner Obhut anvertrauen wolle, auch gesehen habe? — Als der König dies verneinte, schilderte Araspes, von Entzücken und Begeisterung ergriffen, Panthea's Schönheit mit den glühendsten Farben, und betheuerte, das ganze Asien habe noch nie ein solches Weib erblickt. Darüber entstand zwischen Beiden ein Gespräch, im Wesentlichen ungefähr folgenden Inhalts:

Araspes. Du scheinst an der Wahrheit meiner Beschreibung zu zweifeln; das ironische Lächeln, welches deinen Mund umspielt, beschuldigt mich der Uebertreibung. Ueberzeuge dich denn, ich bitte, durch den Augenschein, und du wirst finden, daß mein armseliges Gemälde hinter der Wirklichkeit weit zurück bleibt.

Cyrus. Eben dieses glühende Colorit deines Gemäldes hält mich zurück, das Wunder der Schönheit selbst anzuschauen. Wie leicht könnte in mir die Sehnsucht erwachen, die einmal Gesehene oft und immer öfter zu sehen! Araspes! ich habe mir ein hohes Ziel gesteckt. Es zu erreichen, darf ich kein Opfer scheuen. Befangen von einer fremdartigen Leidenschaft, würde ich bald, taub für den Ruf der Pflicht und des Ruhmes, in den Schooß eitlen Wohllebens versinken — vielleicht untergehen.

Araspes. Wie? Scheint dir denn die Macht der Schönheit so groß, daß sie den Mann, selbst gegen seinen Willen, der Pflicht abtrünnig machen kann? Ich glaube vielmehr, daß man die Schönheit anerkennen kann, oder nicht

ja sogar der anerkannten zu widerstehen vermag. Ich berufe mich auf die Erfahrung. Sehen wir nicht täglich, daß die Schönheit auf verschiedene Menschen sehr ungleichen Eindruck macht? Eine Gestalt, die den Einen entflammt, läßt den Andern eiskalt, und wo der Eine vor Liebe vergeht, bleibt der Andere seiner Neigung Meister.

Cyrus. Mich dünkt, die Schönheit sei dem Feuer zu vergleichen, welches nur den brennt, der es berührt, oder doch zu nahe kommt. Der Kluge hält sich daher in gehöriger Entfernung.

Araspes. Daraus folgt auch, daß die Liebe eine Sache der Willkür ist, und man liebt also nur, wenn man will, eben so, wie Menschen edlerer Art manchen Genüssen der Natur und der Kunst hold sind, und sich derselben dennoch, sobald sie nur ernstlich wollen, enthalten können. Dies werde ich dir auch durch mein eigenes Beispiel beweisen, indem Panthea's Schönheit, obschon sie mich entzückt, in der strengsten Erfüllung meiner Berufspflichten nicht die geringste Störung verursachen soll.

Cyrus. Ein Gegenstand, dem das Feuer nahe kommt, lodert nicht immer sogleich auf. Die Flamme bedarf die gehörige Zeit, um sich seiner zu bemächtigen. Erkenne in diesem Bilde auch eine Eigenschaft der Liebe, und hüte dich, deine Augen auf Panthea's bezaubernden Reizen verweilen zu lassen.

Araspes. Sei unbesorgt! Mögen meine Augen auf ihrer holden Schönheit auch noch so lange verweilen, sie soll mich weder zur Vernachlässigung meiner Pflichten, noch viel weniger zu irgend einer ungeziemenden Handlung verführen;

denn ich weiß mich selbst zu beherrschen, eine Kunst, zu deren Erlernung dein eigenes Beispiel mir als das herrlichste Vorbild gedient hat.

Cyrus. Wohlan, du Geistesstarker! Sei denn der Beschützer der schönsten aller Frauen Asiens! Sorge für sie bestens! Es können Verhältnisse eintreten, worin die Erhaltung oder Auslieferung einer Gefangenen solchen Standes uns wichtige Vortheile verschaffen dürfte.

Der bestrafte Prahler. Die Gabe der Liebe. Weiblicher Heroismus.

Traue nur Niemand zu viel sich selbst, noch weniger einer Leidenschaft, am wenigsten der Liebe! Die Gefahr eines solchen Selbstvertrauens erfuhr Araspes! Der Großsprecher trat stolz sein neues Amt an, vergaß sehr bald den Inhalt jenes erhabenen philosophischen Gespräches, und erlag eben so, wie hundert Andere erlegen wären, die sich mit ihrer Philosophie weniger gebrüstet hätten. Er that der schönen Panthea ein förmliches Liebesgeständniß und ward abgewiesen; er schmachtete und blieb unerhört; seine Zärtlichkeit stieg mit jedem Tage, eben so ihre Strenge; seine Leidenschaft gerieth in Flammen, er drohte der Unerbittlichen mit Gewaltthätigkeit, und — Panthea ließ den König von der Drohung ihres sogenannten Beschützers unterrichten.

Als Cyrus die Nachricht erhielt, ließ er den verunglückten Tugendhelden zu sich rufen. Diesen traf der Ruf

wie ein Donnerkeil. Beschämt über seine philosophische Prahlerei und zerknirscht über den Frevel, den er wagen wollte, erschien er voll Furcht vor dem Herrscher, zu dem er seine Augen nicht zu erheben vermochte.

„Zittere nicht!" sagte Cyrus mit sanftem Tone. „Wollt' ich strafen, so dürft' ich mich selbst nicht ungestraft lassen, denn ein Theil der Schuld fällt ja mir zur Last, da ich dir mehr auflegte, als du zu tragen vermochtest. Weise Männer und selbst Götter erlagen, wie man erzählt, der Macht der Liebe, und ich forderte von dir, Jüngling, mehr, als Weise und Götter zu leisten vermochten?"

Araspes, kaum seinen Ohren trauend, blickte auf, sah das gütige Lächeln des bisher vermiedenen Gesichtes, ging vom tiefsten Schmerze plötzlich zur größten Freude über, und rief: „Ruhmwürdiger! bist du größer als Fürst oder als Mensch? bist du größer als Feldherr oder als Menschenkenner? Herrlicher! gegen dich selbst stets gleich streng, bist du stets voll Güte gegen Fehler, die dir selbst fremd sind."

Um seine Schwachheit zu beschönigen, behauptete Araspes am Schlusse seiner Lobrede geradezu als ausgemachte Wahrheit, er habe zwei Seelen in sich, und handle demnach gut oder schlecht, je nachdem die eine oder die andere Seele im Kampfe Siegerin sei.

Der edle Jüngling drang nun in den verzeihenden König, er möge ihm Gelegenheit geben, sein Vergehen wieder gut zu machen.

Cyrus, der das Große wie das Kleine in jedem Augenblicke zu lenken verstand, wußte sogleich Rath. Er benö-

thigte sichere Kenntniß von der Stärke und dem Plane der Feinde, und sandte den zu Allem bereitwilligen Jüngling zu dem Behufe in das assyrische Lager, unter dem Scheine eines gefallenen und deshalb flüchtigen Günstlings und Ueberläufers.

Das absichtlich verbreitete Gerücht der Flucht fand durch die Wahrscheinlichkeit überall Glauben. Panthea ließ sogleich den König bitten, er möge sich über die Flucht des Treulosen nicht kränken. Sie selbst sei, obschon gegen ihr Wissen und Wollen, die Ursache, daß Araspes ein Staatsverräther ward. Ihr komme es auch zu, dem großen Könige für solchen Verlust Ersatz zu leisten. Sie vermöge dies auch — durch ihren Gemahl Abradates, der, vom assyrischen Könige beleidigt, nicht säumen werde, zu Cyrus überzutreten.

Dieser nahm den Antrag gerne an. Panthea ließ den Gatten von dem Vorfalle benachrichtigen. In kurzer Zeit erschien Abradates mit zwei tausend Reitern im persischen Lager. Panthea's Erzählung von der Großmuth und Zartheit, womit der edle Cyrus sie behandelte, erfüllte den entzückten Ankömmling mit Begeisterung. Er brannte von Sehnsucht, dem großmüthigen Perserkönig seine Dankbarkeit zu beweisen. Nur zu schnell fand sich die Gelegenheit. Man rüstete sich auf beiden Seiten zu einer entscheidenden Hauptschlacht. Abradates erbat sich den gefahrvollsten Posten, den Angriff auf den Phalanx, welchen die Egypter im assyrischen Heere bildeten.

Schon röthete der Morgen das Schlachtfeld, welches nun bald vom Blute geröthet werden sollte. In dem Augen=

blicke, da Abradates den Panzer, nach Landessitte von Leinenzeug, anlegen wollte, trat Panthea mit liebevoller Wehmuth zu dem Gemahl, und reichte dem Staunenden einen goldenen Panzer, einen goldenen Helm, goldene Armringe und einen purpurnen Leibrock. So kostbarer Stoff der Rüstung! Und doch war dies nur der geringste Theil ihres Werthes. Was die Gabe unschätzbar machte, war die Liebe der Gattin, die Alles, was sie an Kleinodien besaß, freudig opferte, um den Geliebten mit dem insgeheim verfertigten Kriegsgewande zu überraschen. Abradates, freudig gerührt, von diesem neuen Beweise der edelsten Liebe, machte der holden Geberin, indem er sie mit beiden Armen an's Herz drückte, zärtliche Vorwürfe, daß sie sich des Schmuckes beraubt habe. Panthea erwiederte: „Du bist mein Schmuck! Und daß du aller Welt heute so herrlich erscheinest, wie ich dich immer sah, dies sei mein Lohn, mein Stolz!" —

Sie bekleidete selbst den Theuern mit der glänzenden Rüstung, muthig und freudig, wie es schien; aber einige Thränen, die sie vergebens zurückzuhalten sich bemühte, glänzten wie Perlen auf des Schildes goldener Wölbung, noch heller als das Gold. Abradates sah nur den Eifer der Lächelnden, nicht ihr blutendes Herz. Jetzt bestieg er den Wagen, und stand, von den ersten Strahlen der Sonne verklärt, ein Ideal männlicher Schönheit und Kraftherrlichkeit, vor der entzückten Panthea. Weit entfernt, den Kampfbegeisterten nun durch die Rührung weicher Zärtlichkeit herabzustimmen, wußte sie selbst den Ausbruch der innigsten Liebe zu beherrschen, zeigte sich in diesem letzten

Augenblick als das eines Helden würdige Weib, und rief noch dem Scheidenden zu: „Hat je ein Weib ihren Gatten mehr als ihre Seele geliebt, so wirst du mich von der Zahl dieser Edeln nicht ausschließen. Dennoch aber, — ich schwöre es bei deiner und meiner Liebe! — möcht' ich lieber mit dir vereint sterben, als ehrlos leben mit dem Ehrlosen! So sehr achte ich dich wie mich selbst, des Herrlichsten würdig!" —

Abradates legte die Hand auf ihr Haupt, blickte zum Himmel empor und betete:

„So lasset denn, ihr Götter, mich heute würdig erscheinen, Panthea's Gatte, Cyrus Freund zu sein!" — Er bestieg den Wagen. Panthea küßte nochmal den Gatten, zuletzt auch den Wagen. Der Wagen rollte dahin. Panthea, nun im tiefsten Schmerze verstummend, ward von ihren Sklavinnen verhüllt, und in das Zelt zurückgeführt, um sie den Blicken der bewundernden Menge zu entziehen.

Schlachtgemälde. Heldentod. Eheliche Treue nach dem Tode.

Fern tobte die Schlacht. Das Klirren der Speere und Schwerter, das Gerassel der Wurfmaschinen und Sichelwägen, das Zusammenschlagen der Schilder, das Wiehern der Pferde, der Führer Zuruf, das Geschrei der Kämpfer, — Alles dieses schmolz in verworrene Massen zusammen, ähnlich dem wilden Toben eines sturmdurchwühlten, bald dumpftosenden, bald hell aufheulenden Todesmeeres.

Mit brennenden Augen, jetzt leichenblaß, jetzt die Wangen mit rother Glut übergossen, saß Panthea in ihrem Zelte, der Schlachtentscheidung harrend, ein Marmorbild im Äußern, horchend und lauschend, ihr Inneres aber kampfbewegt gleich dem Schlachtfelde, nach dessen Aufruhr sie bewegungslos hinstarrte.

Herbei fliegt eine Staubwolke. Aus ihr stürzt ein Bote hervor, und der Himmelsruf: „Sieg!“ „Sieg!“ schallt in Panthea's Zelt. „Ihr Götter!“ ruft sie „Mächtige Götter! die ihr den Sieg gabt dem Perserheere, gebt mir auch ihn, der den Sieg erringen half!“

Während dem ritt Cyrus auf dem Gefilde des Todes umher, kam zu den hohen Geschütz-Maschinen, saß ab, und bestieg einen der Thürme, um das Schlachtfeld zu überschauen. Welcher Anblick! Rings umher todte und verstümmelte Menschen, Pferde und Kamehle durcheinander, Waffen und Wagentrümmer, zerschmetterte Schilde, Fliehende und Verfolgende, Jubelnde und Röchelnde! Auf dem weiten Schlachtfelde zeigte sich dem Spähenden nur noch eine dicht zusammengedrängte Masse von Kämpfern, es war der egyptische Phalanx in seiner Verzweiflung, mit den über- und vorgehaltenen Schilden so bedeckt, daß nur die vorragenden Speere sichtbar erschienen, eine lebendige Pyramide. Sie kämpften nicht, aber sie standen, trotzend allen Wurfgeschoßen der Fernschießenden ringsumher, und fest entschlossen, lieber gemeinschaftlich auf derselben Stelle zu fallen, als zu fliehen. Den Angriff auf diesen Phalanx, dessen Rest noch unerschrocken dastand, hatte Abradates sich erbeten. Cyrus, welcher den Muth im Feinde ehrte, und

unnützes Blutvergießen scheute, gebot seinen Kriegern, sich zurückzuziehen, und sicherte den tapfern Egyptern Leben, Freiheit und Ehre.

So war die Schlacht geendet. Cyrus blickte nun umher nach den Gefährten des glänzenden Sieges, der das assyrische Reich zertrümmerte. Von allen Seiten herbei strömten die siegesfreudigen Heerführer, glückwünschend und hochgepriesen. Nur Einer fehlte, nur er, dem der gefährlichste Kampf zu Theil ward, er, der erste unter denen, deren Tapferkeit den Sieg errang — Abradates. Vergebens spähte Cyrus im Kreise umher! vergebens wiederholte er die Frage nach dem Helden. Langsam rasselte jetzt ein Kampfwagen, ach! ein Todeswagen einher; auf Purpurdecken lag die Leiche des großgefallenen Abradates.

Von den susianischen Reitern, die den Wagen umgaben, vernahm Cyrus, Panthea habe die Schreckenskunde vom Tode des Gatten schon erfahren, und auf ihr Verlangen werde die Leiche nach ihrem Zelte gebracht. Cyrus und seine Helden stehen in stummen Schmerze vor der Leiche des glorreich Vollendeten. Ihr Schweigen ist seine schönste Todesfeier. Cyrus selbst bedauert endlich, das assyrische Heer schon besiegt zu haben. Währte der Kampf noch, er und seine Helden würden den Tod des Helden blutig rächen; aber auch das Siegesfest soll den Todten verherrlichen. Die Sorge für die Witwe gestattet indessen dem Könige nicht, seinem Schmerze um den Verlust des tapfern Freundes sich länger hinzugeben.

Er trifft die auf dem Schlachtfelde noch erforderlichen Anordnungen; dann eilt er zu Panthea.

Die Unglückliche sitzt, bei des Gatten blutigem Leichname hingebeugt, auf der Erde, sein Haupt auf ihrem Schooße haltend. Kein Klagelaut entschallt dem festgeschlossenen Munde. In einiger Entfernung stehen ihre Diener und Sklavinnen, deren leises Schluchzen die schauerliche Stille unterbricht. Cyrus tritt in das Zelt. Auch sein Schmerz findet keine Worte. Seine Augen heften sich auf den Todten. Er bückt sich, die nun starre Rechte zu ergreifen, die noch vor Kurzem für ihn das Schwert so tapfer schwang, sie soll den letzten Abschiedsdruck der dankbaren Freundschaft empfangen. Aber — o Entsetzen! Die ergriffene Hand bleibt in der ergreifenden; ein egyptisches Schwert hat sie abgehauen. —

Da kann der Held sich der Thränen nicht erwehren. Panthea stößt einen herzzerreißenden Schrei aus, nimmt hastig aus der königlichen Hand die Rechte des Gatten, bedeckt sie mit Küssen und Thränen, fügt sie wieder, so gut es geschehen kann, dem verstümmelten Arme an, und deutet dem Könige auf sie hin, mit den dumpfen Schmerzensworten: „So ist auch das Uebrige!" Nach einer Pause fährt die Unglückliche mit leiser gebrochener Stimme fort; „Für dich und für mich hat er sein Leben geopfert, und ich Wahnsinnige, ich habe ihn entflammt, sich durch Heldenthaten einen Ehrenplatz unter deinen Freunden zu erwerben. Ach nur zu sehr strebte er dem nach, dachte an dich mehr, als an sich selbst! So ist er ruhmvoll gefallen — gefallen! und ich, die ihn zum Tode entflammte — ich lebe! —" Cyrus, um die Verzweiflung, so viel in seiner Macht stand, wenigstens zu mildern, gab Pantheen die Versicherung, daß er für sie

sorgen werde, wie ihre Tugend und ihr Unglück es ihm gebieten, und bat sie zu bestimmen, wohin sie nun gebracht zu werden wünsche? — Panthea erwiederte mit wehmüthiger Freundlichkeit, daß er dies bald erfahren werde.

Als Cyrus die Leidende verließ, entfernte sie auch ihre Dienerschaft; die Amme ihrer Kindheit allein durfte bei ihr bleiben. Dieser nun entdeckte sie ihren Entschluß, dem Gatten zu folgen. Vergebens bemühte sich die Greisin, die schöne jugendliche Frau von dem Vorsatze des Todes abzubringen. Die Heldin der Liebe und des Todes zog einen lange schon bereit gehaltenen Dolch aus dem Busen, durchstach damit den Ort, der ihn bisher sorgfältig bewahrt hatte, legte ihr Haupt auf die Brust des Gatten, und starb. Die Amme bedeckte, dem letzten Auftrage gehorchend, die beiden Leichen des treuesten Ehepaars mit derselben Hülle.

Drei Sklaven durchstachen sich und opferten ihr Leben, der Gebieterin folgend, wie diese dem Gatten.

Cyrus ließ die Todten feierlich zur Erde bestatten und ein prächtiges Denkmahl errichten, welches den Helden und die Gattin sammt den drei Getreuen aufnahm.

Kambyses, König von Persien und Psammenit, König von Egypten. Ein begrabenes und ein verhungerndes Kriegsheer.

Wir betrachten nun die zwei Nachfolger des edeln Cyrus auf dem Throne Persiens: Kambyses und Da-

rius den Ersten, unter dessen Regierung der Kampf der Perser mit den Griechen in helle Flammen aufloderte.

Cyrus hinterließ zwei Söhne: Kambyses und Smerdis. Jener, der ältere, glich dem Vater nur in der Eroberungslust, aber keineswegs an Geist und Edelmuth. Er ließ den Bruder, dem Cyrus einen Theil des Reiches bestimmt hatte, ermorden, und herrschte allein, mit der Wildheit eines asiatischen Despoten. Lüstern nach dem Besitze des fruchtbaren Egypten und des goldreichen Äthiopien, unternahm er einen Feldzug nach Afrika; aber die eiserne Hand des Unglücks traf ihn und sein Heer mit wiederholten Schlägen.

In Egypten herrschte damals (um das Jahr 529 vor Christi Geburt) König Psammenit, der ein griechisches Heer im Solde hatte. Phanes, einer von diesen Söldnern, verrieth dem Kambyses einen bequemeren Weg, um aus Asien durch die arabische Wüste nach Egypten zu kommen. Bei Pelusium trafen die Heere zusammen. Die Griechen, ergrimmt über den Verräther Phanes, tödteten vor Anfang des Treffens seine Kinder, mischten das Blut der unschuldigen Schlachtopfer in einen Kessel mit Wein und tranken davon, sich zur Wuth zu reizen. Gräßlich wüthete die Schlacht. Die Perser siegten. Die bleichen Schädel der Gefallenen bedeckten noch viele Jahre nachher das Wahlfeld.

Die flüchtigen Egypter schloßen sich in Memphis ein. Kambyses ließ die Stadt zur Übergabe auffordern, ward mit Spott abgewiesen, nahm sie stürmend ein, ließ erbarmungslos schlachten, und füllte die Straßen mit Blut.

In stummer Verzweiflung überschaute der gefangene Psammenit, von persischen Soldaten umgeben, alle die Gräuel, vor seinen Augen verübt. Seine zärtlich geliebte Tochter wurde nebst andern edeln Jungfrauen in Sklavenkleidern zur Sklavenarbeit an ihm vorübergeführt. Allgemeine Wehklage der Väter und Mütter scholl rings umher. Der König schwieg; keine Thräne entquoll seinem Auge. Zum Tode vorübergeführt wurde sein einziger Sohn, mit ihm zweitausend egyptische Knaben, Stricke um den Nacken, Zäume im Munde. Allgemeine Wehklage der Väter und Mütter erscholl. Der König schwieg; keine Thräne entquoll seinem Auge!

Bettelnd schlich jetzt das Jammerbild eines mit Lumpen kärglich bedeckten Greises einher, bleich, hohlwangig, schwankend von Kraftlosigkeit. In ihm erkannte der König seinen alten Gefährten und Freund. Nun stürzte dem Thränenlosen ein Strom aus den Augen und in Wehklagen ergoß sich der bisher Stumme. Die sonderbare Erscheinung erregte des Kambyses Aufmerksamkeit; er ließ den unglücklichen Fürsten um die Ursache dieses ihm unerklärlichen Benehmens befragen, und erhielt die Antwort: „Des Freundes Unglück kann das Auge beklagen; der Schmerz für meine Kinder ist für Thränen zu groß!" — Ergriffen von diesen Worten, befahl Kambyses, Psammenits Sohn nicht zu tödten. Der Befehl kam zu spät. Von nun an erhob sich ein gräßlicher Wettkampf der Zerstörung, der Leidenschaften und der Elemente in und um Kambyses, und das Licht seines Lebens verschwand in einer Reihe von Nachtstücken.

Er zog nach Aethiopien, sandte dem Könige Geschenke, und ließ ihn unter dem Scheine der Freundschaft zu einem Bündnisse einladen. Der Aethiopier gab der persischen Gesandtschaft die schlichte Antwort: „Wäre euer König gerecht, so würde er sich mit seinem Lande begnügen und keines unterjochen wollen, dessen Einwohner ihn nie beleidigt haben. Er möge den Göttern danken, daß uns Aethiopier noch keine Sehnsucht nach s e i n e m Eigenthume stachelte! Zu allem Überflusse bringt ihm diesen gewichtigen Bogen und den Rath, daß er sich's nicht gelüsten lasse, eher nach Aethiopien zu kommen, als bis seine Perser jene Waffe eben so leicht spannen wie wir!" —

Kambyses, wuthentbrannt über die derbe Antwort, sandte sogleich eine Heeresabtheilung, ungefähr fünfzigtausend Mann zu den Ammoniern, einem Volke in Libyen, mit dem Befehle, dasselbe zu unterjochen und den berühmten Orakel-Tempel des Jupiter Ammon zu plündern und in Brand zu stecken. Der Vollzug des grausamen Befehls wurde jedoch auf eine furchtbare Weise gehindert; das Heer kam bis in die Mitte der libyschen Sandwüste. Es war Morgen. Wolken bargen die Sonne. Plötzlich erhoben sich ungeheure Säulen von Flugsand, mit der Spitze himmelan ragend. Zuerst zogen die Nachtgestalten, ähnlich einem dichten düstern Walde, langsam einher.

Nun schoß die Sonne ihre Strahlen aus dem zertheilten Gewölke herab. Da entbrannten, wie von Glutpfeilen getroffen, die schwarzen Sandphantome, und verwandelten sich augenblicklich in funkensprühende Feuersäulen. Entsetzen ergriff die Perser. Sie wollten dem Verderben ent-

fliehen. Vergebens! Ein Wind erhob sich und trieb die feurigen Meteore hinter den Fliehenden mit fürchterlicher Schnelligkeit. In wenigen Minuten lag ein Heer von vielen Tausenden unter den Wellen des brennenden Sandes in Mitte der Wüste begraben.

Ein nicht minder schreckliches Schicksal traf den Kambyses und sein Heer bei dem übereilt hastigen Eindringen in die äthiopischen Wüsteneien. Mangel an Lebensmitteln und Hungersnoth stellten sich ein, indem die Perser, fern von Menschen und von jeder Hülfe, in Mitte eines unfruchtbaren Sandmeeres standen.

Anfangs nährten sich Viele noch mit Graswurzeln und Baumblättern. Als die unübersehbare Wüste immer öder wurde, und weder Strauch noch Grashalm, weder Quell noch Schatten sich irgendwo zeigte, da wurden die Lastthiere geschlachtet, deren Blut zugleich statt des Wassers den Durst löschen mußte. Auch diese waren aufgezehrt, und noch kein Ende der Wüste zu erspähen. Nun wurden die Häute der Pferde und Kamehle, selbst altes Leder als Speisen genossen. Aber auch dies ward aufgezehrt — und die Wüste blieb endlos. Nun kam das Äußerste des Gräßlichen. Menschen fristeten ihr Leben mit Menschenfleisch. Je zehn und zehn, ein Todesspiel beginnend, loosten mit einander; der unglückliche Zehnte, den das Loos traf, ward die Speise der neun Übrigen. Der hierdurch hervorgebrachte Zustand allgemeiner Verwilderung erweckte endlich in dem starren Herzen des Königs selbst Entsetzen. Er befürchtete von der Verzweiflung das Äußerste selbst für seine Person, und führte das sehr verminderte Heer nach Memphis zurück.

Das Herz als Zielscheibe. Die zwölf lebendig Begrabenen. Krösus als guter Geist. Verschwörung der Magier. Der falsche Smerdis. Tod des Kambyses.

Von nun an zeigt sich das Leben des Kambyses immer mehr als ein grauenvolles Nachtstück, von blutrothen Blitzen durchzuckt. Er, der Allgefürchtete, wurde zugleich der Alles Fürchtende, und so gesellte sich zur Grausamkeit noch der feindseligste Argwohn, endlich sogar eine Art von Wahnsinn mit vorübergehenden Anfällen. Ich will unter den vielen tragischen Zügen der Art nur zwei ausheben, damit wir in dieser blutbefleckten nächtlichen Partie des Labyrinths der Menschengeschichte nicht zu lange verweilen. Kambyses reizte seine wilde Heftigkeit noch mehr durch zu häufigen Genuß des Weines. An der Tafel schwelgend, fragte er eines Tages seinen Günstling Prexaspes (eben denselben, durch welchen er seinen Bruder Smerdis meuchelmörderisch hatte tödten lassen), was die Perser von ihm denken? Der Günstling that, was Günstlinge nicht immer thun. Er sagte die Wahrheit, wußte ihr aber eine schmeichelhafte Wendung zu geben, indem er dem Gebieter versicherte, Persien sei voll seines Lobes, und fände man ja etwas zu tadeln, so sei es der starke Genuß des Weines. Aber selbst dieser so schön maskirte Tadel setzte den König in Wuth. „Wie?" rief er, „glauben die Verwegenen, der Wein betäube mir den Geist? der Wein lähme meinen Arm? Sehen sie mich wankend und sinneverwirrt?

Ich will ihnen zeigen, daß sie lügen. Sogleich führe deinen Sohn her!" — Der Vater brachte den Knaben. Kambyses an der Tafel sitzend, ergriff Bogen und Pfeil — zielte — der Knabe stürzte zu Boden.

„Traf ich nicht sein Herz?" rief der furchtbare Schütze. Der Knabe ward untersucht; der Pfeil stak im Herzen. „Nun", fuhr jener fort, „werden die Perser noch glauben, daß ich taumle? Wer trifft gleich mir?" —

Verzweifelnd und dennoch heuchelnd, stöhnte der thränenlose Vater: „Apollo selbst konnte ihn nicht besser treffen!"

Krösus, der durch Cyrus entthronte König von Lydien und nachher dennoch dessen Freund, begleitete nun den Kambyses eben so, wie ehemals dessen Vater, wie sein guter Geist, und es gelang ihm manchmal, durch ein weises und zur rechten Zeit gesprochenes Wort den Ergrimmten von einer Grausamkeit abzuhalten.

In der fieberhaften Aufwallung einer bösen Stunde überfiel ihn das gräßliche Gelüst, zwölf vornehme Perser, ohne alle Veranlassung, lebendig, den Kopf nach unten, wie Pflanzen in die Erde stecken und eingraben zu lassen. Krösus versuchte abzurathen, konnte sich aber nur durch die schnellste Flucht vor dem Pfeile retten, welchen der erzürnte König nach ihm abschoß. Da das Opfer dem Zürnenden für den Augenblick entgangen war, befahl er seinen Trabanten, dem Flüchtigen nachzueilen und ihn sogleich zu tödten.

Diese guten Menschen aber, da sie wußten, daß Kambyses manche That einer unglücklichen Minute nachher selbst

mißbilligte und bereute, verschoben den Vollzug des Befehls. Und wirklich traf sich's schon am folgenden Tage, daß Kambyses, da die Wuth der augenblicklichen Raserei erloschen war, nach dem alten Krösus verlangte, und so die Wahrheit des Sprichwortes, der Zorn sei ein vorübergehender Wahnsinn, bekräftigte.

Man führte den am Leben erhaltenen Greis in den Saal. Kambyses empfing ihn mit Jubel, aber die Mordlust verlangte selbst jetzt ihr Opfer. Er freute sich des Geretteten, und sprach über dessen Retter als Ungehorsame in demselben Augenblicke das Todesurtheil.

Endlich ward das Maß voll. Zu Susa brach ein Aufruhr aus. Die Magier, ursprünglich Meder, und dem Perser Kambyses eben so feindselig gesinnt, als sie ihm verhaßt waren, beschloßen, diese Gelegenheit schlau benützend, die monarchische Staatsverfassung Persiens in eine theokratische, wie in Egypten, umzugestalten.

Der neue Regent mußte demnach insgemein ein Magier, und zugleich von den Magiern abhängig sein, öffentlich für einen Perser, und zwar aus der königlichen Familie, gelten.

Der Tod des ermordeten Smerdis war verheimlicht worden. Der Todte, dessen die Magier bedurften, mußte nun lebendig werden. Der Zufall begünstigte den Betrug. Der Magier Sphendadates, dem Smerdis an Gestalt sehr ähnlich, mußte nun als wirklicher Smerdis auftreten. Das Blendwerk fand im Volke um so leichter Glauben, als die persischen Könige, wie im Oriente überhaupt es Sitte ist, sich sehr selten öffentlich zeigen.

Die Verbrecher wagten es sogar, dem zwar grausamen, aber doch rechtmäßigen Könige seine Entthronung durch einen Herold ankünden zu lassen. Kambyses befand sich damals zu Ekbatana, der Hauptstadt Syriens, und eilte bei der ersten Nachricht davon nach Susa, die Empörung und die Empörer zu vernichten.

Allein der Zufall that, was dem Vorsatze der Empörer mißlang; denn indem Kambyses, rachebeflügelt sich auf das Pferd schwingen wollte, entfuhr sein Schwert durch die Heftigkeit der Bewegung der Scheide, und die Spitze drang so tief in die Hüfte, daß der Schwerverwundete bald nachher starb, gequält von Gewissensbissen über die Ermordung des Bruders. Der Sterbende gestand den Mord und beschwor die Umstehenden, jeden, der als Smerdis auftreten würde, als einen Betrüger zu tödten. Vergebens! der falsche Smerdis saß auf dem Throne, und man zweifelte an der Echtheit der Person um so weniger, da selbst Prexaspes, der Mörder des wahren Smerdis, den Vollzug des Mordes läugnete, um nicht den Unwillen der Perser auf sich zu laden.

Ende eines Usurpators. Die sieben Thronwerber. Darius der Erste.

Die Magier und der magische König hielten es vor Allem für nöthig, die Liebe des Volkes zu gewinnen, welches dann mit Huld und Gnade überströmt, ja sogar auf

drei Jahre von allen Abgaben und von allen Kriegsdiensten befreit wurde. Aber dieses Uebermaß von Gnadenregen vermochte nur die Menge zu blenden; denjenigen, die ohnedies den Argwohn eines Betrugs gefaßt hatten, wurde die Sache dadurch noch verdächtiger.

Sechs Stammhäupter der Perser vereinigten sich endlich, das Geheimniß zu enthüllen. Es gelang. Irabates, einer der Haremswächter, verrieth, daß der Magier Sphendadates den König spiele. Der Usurpator war also ein Meder.

Dies steigerte um so mehr den Haß der Perser. Man wollte jedoch volle Gewißheit, und diese konnten vor Allem die Ohren geben. Die satyrischen Dichter haben wohl über die Gefahr, durch lange Ohren verrathen zu werden, gespöttelt, hier aber geschah das Gegentheil; den unechten König verrieth der Mangel der Ohren. Man wußte, Sphendadates sei, trotz aller Aehnlichkeit mit dem Smerdis dennoch leicht an den Ohren zu erkennen, die ihm, noch während der Herrschaft des Cyrus, eines Vergehens wegen, abgeschnitten wurden. Man gewann eine der Frauen des königlichen Harems, die dem Schlafenden die Kopfmütze lüftete, und sich von der Abwesenheit der Ohren überzeugte. Nun schritten die sechs Stammhäupter, zu denen sich noch der junge Darius, ein Sohn des Satrapen Hystaspes, gesellte, zur Ausführung ihres Entschlusses auf dem kürzesten Wege. Sie drangen in den Palast, trafen den magischen Fürsten, der sein kurzes Glück nur bis zum siebenten Monate genoß, in seinem innersten Gemache, durchbohrten ihn und seinen Bruder, so tapfer sie

sich auch wehrten, schnitten ihnen die Köpfe ab, und zeigten die blutigen Häupter dem Volke. Prexaspes gerieth nun in eine neue Verzweiflung. Er, der den Mord des wahren Smerdis verübt, dann verheimlicht, dann geläugnet hatte, erstieg nun einen Thurm des Palastes, bekannte sich auf seinem hohen Standpunkte mit lauter Stimme als Mörder, und stürzte von der Zinne herab.

Nun galt es, dem verwaisten Reiche einen neuen König zu geben, der nicht nur die erforderlichen Eigenschaften besäße, sondern auch mit Recht Ansprüche auf den erledigten Thron machen könne. Nach einigen Debatten kamen die sieben Stammhäupter, gleichsam als Repräsentanten der Nation überein, das Loos entscheiden zu lassen; es sollte nämlich die Königswürde demjenigen von ihnen zu Theile werden, dessen Pferd am nächsten Morgen der aufgehenden Sonne zuerst entgegen wiehern würde.

Manchen dürfte dies vielleicht auf den ersten Augenblick lächerlich erscheinen; es gewinnt aber sogleich eine ernsthaftere Gestalt, sobald man weiß, daß die Königswahl auf solche Weise der Gottheit selbst, nämlich der Sonne (Kores), als deren Ebenbild der König galt, überlassen wurde, und daß nebstdem das Pferd bei den Persern ein heiliges Thier war.

Der Morgen dämmerte. Die sieben Thronwerber erschienen zu Pferde am bestimmten Orte. Die Sonne ging auf, und ihr entgegen wieherte zuerst das Pferd des Darius, der ein Sprößling vom Stamme der Achämeniden war, zu dem auch Cyrus gehörte. Warum eben dieses Pferd zuerst wieherte, ob zufällig oder aus guten Ursachen und

durch listige Veranstaltung des Stallmeisters, wovon ein eigenes Anekdötchen erzählt wird, darüber wollen wir nicht grübeln.

Es genüge uns zu wissen, daß die sechs Mitwerber um die persische Krone sogleich von ihren Pferden sprangen, und den *Darius* als König begrüßten, der seinem vierfüssigen Herolde durch ein marmornes Denkmahl den gebührenden Dank erstattete.

Man kann sagen, daß dieser herrliche Mann, welcher als eigentlicher Staatsbildner Persiens erscheint, die erhabene Königswürde in dem schönsten Momente erlangte, in dem man sie erlangen kann, nämlich in dem Augenblicke, da die Strahlen der aufgehenden Sonne sich über die Ländermenge seines großen Reiches ergoßen. Ich kann mir fürwahr nichts Entzückenderes denken, als ein gewisses glückliches Zusammentreffen schöner Naturscenen, wo jene gleichsam den verklärenden Nimbus um die That oder Begebenheit bilden, und das Ganze in solcher Vereinigung so idealisch erscheint, daß die lebhafteste Phantasie kein schöneres Bild sich ersinnen konnte.

Inhalt.

	Seite.
Perikles der Olympier	3
Historische Gemälde	145
I. Die alten Hebräer	170
II. Das babylonisch-assyrische Reich	231
III. Das medische Reich	243
IV. Die Phönicier	259
V. Syrien	281
VI. Bilder aus dem alten Hellas	295

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ebendaselbst sind so eben erschienen:

G. A. Bürger's sämmtliche Gedichte.

Nebst Fragmenten und Anhang. In 3 Bänden complet.

Neueste vollständigste Ausgabe in Schiller-Format kl. 8.

Auf feinstem Maschinen-Velinpapier mit großen deutlichen Lettern höchst elegant und correct gedruckt, in gefärbten Umschlägen nett broschirt. Wien 1845. 1 fl. C. M.

G. Ch. Lichtenberg's humoristische Schriften,

witzige, launige, scherz- und ernsthafte Aufsätze.

In 5 Bänden complet.

Neueste rechtmäßige Ausgabe in beliebten Schiller-Format. kl. 8., mit Biographie, Portrait und Facsimile des Verfassers, nebst vielen schönen Abbildungen (nach Chodowiecki) in Holz geschnitten.

Auf feinstem Maschinen-Velinpapier mit großen Lettern elegant und correct gedruckt, in gefärbten Umschlägen broschirt. Wien 1845. 2 fl. 30 kr.

Ferner sind daselbst erschienen und noch auf kurze Zeit für beigesetzte Pränumerationspreise zu haben:

Bürger's sämmtliche Werke in **9** Bänden. **3** fl C. M.

Claudius Mathias Werke. **8** Theile in **7** Bänden. **3** fl. **40** kr.

Dya-Na-Sore, oder die Wanderer in **5** Bänden. **3** fl. **30** kr.

Iffland's sämmtliche Theaterstücke in **24** Bänden. **6** fl.

Kotzebue's sämmtliche Theaterstücke in **40** Bänden. **12** fl.

Kotzebue's prosaische Schriften (Romane und Unterhaltungen.) In **45** Bänden. **12** fl.

Kuffner's erzählende Schriften in **10** Bänden **5** fl.

Lichtenberg's sämmtliche vermischte Schriften in **9** Bänden. **4** fl.

Mayrhofer's Gedichte. Neue Sammlung in **1** Band. **1** fl. **20** kr.

Mendelssohn's, Moses, sämmtliche Werke in **1** Bd. **4** fl.

Meyern's kleine hinterlassene Schriften in **3** Bdn. **2** fl. **30** kr.

Otto Prechtler's Gedichte, erste Gesammtausgabe in **1** Band. **1** fl. **20** kr.

Stierle-Holzmeister's gesammelte humorische Novellen, Erzählungen und Gedichte in **3** Bänden. **2** fl. **40** kr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Franz Steckeler
Buchbinderei
8884 Höchstädt

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kuffner, Christoph,

Ch. Kuffner's erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen

Bd.: 11

Wien 1845

P.o.germ. 780 ch-11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113208-7